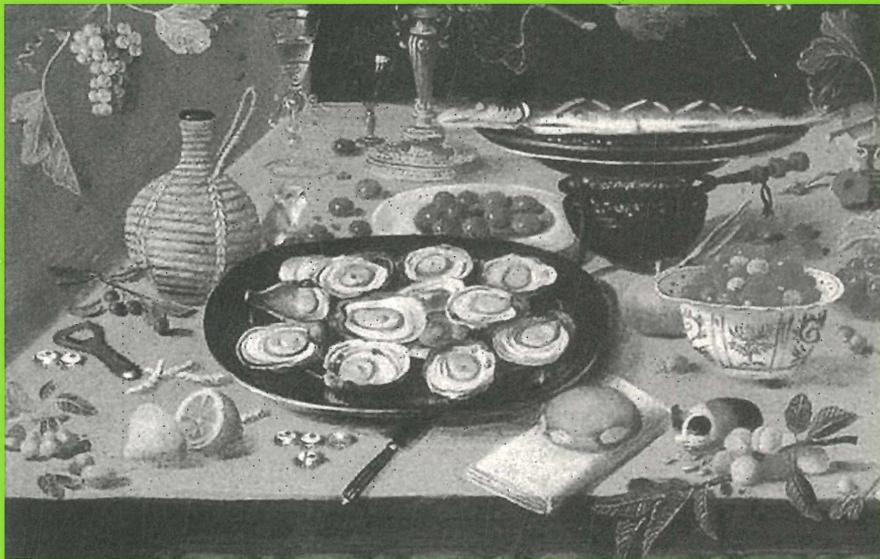


Notizbuch 67 der KASSELER SCHULE

Symposien der
AG Freiraum und Vegetation
2001-2004



Redaktion: Bernd Sauerwein, Georges Moes
Herausgeber: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2005

Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001-2004
Redaktion: B. Sauerwein, G. Moes

Notizbuch 67 der Kasseler Schule

1. Auflage 1-300, März 2005

Redaktion: B. Sauerwein, G. Moes

Titelblatt / Umschlag: G. Moes unter Verwendung eines Stillebens von Jan van Kessel (1626-1679) Öl auf Kupfer - 42x77 cm - Galleria Doria-Pamphili, Rome, sowie eines Flaschenöffners von Lederer Bräu (1981) Eisen - 8x4 cm. Küche Granda Alonso-Moes, Kassel.

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, (Gemeinnütziger Verein)

Vereinsadressen: c/o BSL, H. Böse-Vetter, Elfbuchenstr.16, 34 119 Kassel
K.H. Hülbusch, Bückeburger Strasse 16, 28 205 Bremen

Druck u. Bindearbeiten:

Völker & Ritter GmbH, Schwanallee 27 - 31, 35 037 Marburg / Lahn

Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation

bestell@freiraumundvegetation.de

oder

c/o BSL H. Böse-Vetter, Elfbuchenstr. 16, 34 119 Kassel Tel.: 0561 -
775309 / Fax: 0561 - 12269

c/o K.H.Hülbusch, Bückeburgerstr. 16, 28 205 Bremen

Konto: Kasseler Sparkasse (BLZ: 520 503 53), Nr. 59 475

Alle Rechte bei den Autorinnen und Autoren

zu erreichen auch unter www.freiraumundvegetation.de

Inhalt

EINLADUNG

Bernd Sauerwein	Symposium und Sympiein	5-13
Karl Heinrich Hülbusch	Reihung der Symposiumsbeiträge	14
Heike Lechenmayr, Georges Moes und Bernd Sauerwein	Übersicht der Symposien 2001-2004	15-17

DIE HERSTELLUNG UND VERFERTIGUNG DES ARBEITSPLATZES

Henrike Mölleken	Das Amt planen!	18-22
Petra Arndt	Qualitätsanforderungen in der Pflege	23-25
Heike Lechenmayr	Herr Papke und der Kommunismus	26-29
Dagmar Kuhle	Über-Führungen	30-34
Florian Bellin	Zum Ergreifen von Gelegenheiten	35-38

JENSEITS DES AMTES

Karl Heinrich Hülbusch	Arbeit ohne Amt, Amt ohne Arbeit	39-45
Hartmut Troll	Ein Wechsel des Arbeitsplatzes	46-48
Käthe Protze	Rolle ohne Amt	49-53
Frank Lorberg	Dolce far niente	54-66
Karl Heinrich Hülbusch	Viereinhalb Jahre später	67-71

VEGETATION

Vegetationskunde

Eberhard Johannes Klauck	Die Mädesüß-Hochstaudenfluren	72-76
Bernd Gehlken	Beitrag zur soziologischen Stellung von <i>Eupatorium cannabinum</i>	77-90
Bernd Sauerwein	Zur Benennung der <i>Heracleum mantegazzianum</i> -Dominanzgesellschaften	91-111
Florian Bellin	<i>Odontites rubra</i> in Wegrandgesellschaften	112-136
Helmut Lührs	Die Korbflechtereie	137-143
Karl Heinrich Hülbusch	Chronologie der anthropogenen Vegetation	144-157

StadtBaumSchule

Georges Moes	Beobachtungen zum Sommerschnitt bei Eichen	158-183
--------------	--	---------

METHODE UND VERFAHREN

Bernd Gehlken	Von Kraut & Rüben zur Dauer-Pizza?	184-189
Helmut Lührs	Gebrauch und Tausch	190-192
Frank Lorberg	Eine Theorie der Unauffälligkeit	193-204

REFLEXIONEN / ZWISCHENZEITEN

Ebilobium Glaucum	14 GärtnerInnenseminare – na und?	205-208
Florian Bellin	Wie prüfe ich meine Arbeit? Oder: Notizen zum Nachdenken	209-213
Jörg Kulla	Von Routine, Erfahrung und Zufriedenheit	214-216
Florian Bellin	Erfahrung und Text	217-222
Hartmut Troll	Wer schreibt, der bleibt	223-229

SYMPOSIEREN, DEBATTIEREN - WEITERHIN

Platon	Symposieren, debattieren - weiterhin	229
Autorinnen und Autoren		230-232

Einladung

Symposium und Sympínein

Bernd Sauerwein

*"Nachdem nun dieses schon beschlossen ist, habe Eryxinachos fortgefahren, daß jeder nur trinken soll soviel er will und gar kein Zwang stattfinden, so bringe ich nächstem in Vorschlag, daß wir die eben hereingetretenen Flötenspielerinnen gehen lassen, mag sie nun sich selbst spielen oder, wenn sie wollen, den Frauen drinnen, und daß wir für heute uns miteinander durch Reden unterhalten. Auch darüber, durch was für Reden, will ich euch, wenn ihr es verlangt, einen Vorschlag machen. – Darauf hätten alle es bejaht und gewollt ihm aufgetragen, einen Vorschlag zu tun." Platon * 427, Das Gastmahl*

SYMPÍNEIN

Der Zweck der AG Freiraum und Vegetation¹ war zunächst ein überaus praktischer: Mit der Herausgabe der Notizbücher die Gedanken und Debatten der Kasseler Schule festzuhalten, die Erinnerung zu erleichtern und mit der Versammlung der vorgeleisteten Arbeit eine Grundlage des Weiterdenkens zu schaffen.

"Diese Kontinuität, die gerade in der Differenzierung sich bewährt, ist der Ausweis für eine 'Schule', die dann auch in anderen 'Schulen' ähnliche Arbeits- und Denktraditionen der Indizienwissenschaft und Kontextualisierung zur Unterstützung wiederfindet. Für den Nachvollzug ergibt sich daraus allerdings eine anstrengende Schwierigkeit: die je individuelle Aufbereitung der vorgeleisteten Arbeit. Diese zu vereinfachen ist eine 'Institution' wie die 'Notizbücher' und gelegentliches "Nachlesen" erforderlich" (Hülbusch, K.H. 1989. IV).

Der Debatte dieser Arbeit galten, neben der vereins- und fiskalrechtlich notwendigen Jahreshauptversammlung, die jährlichen Treffen der AG. Dabei sind die Treffen gesellig. Wie bei einem Klassentreffen streifen die Gespräche am Rande der Jahreshauptversammlung von gemeinsamen Erinnerungen, Tratsch über Bekannte, dem Erzählen privater Situationen und Befindlichkeiten zu Arbeitsverhältnissen und Projekten und mündeten in ein geselliges sympínein.

Um die professionellen Erfahrungen über zufällige Gespräche hinaus allen zugänglich zu machen, wurde eine Erzählrunde im Anschluß an die Jahreshauptversammlung etabliert. Auch sie blieb dem Charakter eines Klassentreffens verhaftet. Nur wenn der Erzählende oder die Erzählende den Bericht nicht als bloße Erzählung verstand, sondern vorbereitend als Reflexion einer Arbeitssituation nutzte und einen Bezug zu anderen, ähnlichen Situationen herstellte

¹ gemeinnütziger Verein gegründet am 5. Februar 1987 in Kassel.

oder, wenn dieser in der Debatte hergestellt wurde, konnte die Erzählung professionell debattiert werden; ansonsten Zustimmung oder Tadel, je nach Befindlichkeit.

SYMPOSIEN

Die Debatte bedarf der Planung, damit die Erfahrungen der Einzelnen nicht zufällig erzählt und diskutiert werden. Vorbild zur Planung der Symposien sind die internationalen Symposien der internationalen Vereinigung für Vegetationskunde die Reinhold Tüxen bis 1981 idealtypisch in Rinteln organisierte. Dort haben von 100 bis 150 Teilnehmern (aus aller Welt) an drei Tagen zwischen 30 bis 40 Leute von ihrer Arbeit berichtet. Damit andere ihre Erfahrungen und Überlegungen beitragen konnten, war die Vortragszeit auf höchstens 20 Minuten begrenzt und der Debatte viel Raum gegeben. Und wie von uns erprobt (Hülbusch, K.H. 2003), ist ein solcher Vortrag in zehn Minuten zu halten. Neben den kurzen Vorträgen ist die Konstitution einer Symposiumsdebatte, die über die Diskussion des Einzelbeitrages hinausgeht, wesentlich durch die Disputation, die Reihung der Vorträge bestimmt; allerdings muß den Vorträgen zugehört werden. Steriotypische Gemeinplätze 'gehe ich recht in der Annahme, daß ...' tragen nix zum Verstehen bei. Auch wenn unsere Runde nicht an die Größe und Internationalität der Rintelner Symposium heranreicht, sind diese Vorbild, das sich nach nunmehr über dreißig Jahren bewährt hat.

Regeln

In Kenntnis des Vorbildes der Rintelner Symposien und der Erfahrung mit lernenden Lehren (Auerswald, B. et al. 1991; Hülbusch, K.H. u. Troll, H. 2003) wurden die Symposien geplant. Die Planung betrifft nicht nur den formellen Rahmen, Ort und Zeit, für Vortrag und Debatte, sondern grundlegender die Überlegung des Symposiumsgegenstandes oder des -titels mit der die Debatte selbst vorbereitet wird.

Die Regeln der Planung eines Symposiums sind analog der Planung eines Seminars:

"Neben der Pünktlichkeit, ..., ist der 'Spannungsbogen' eine grundlegende Regel [zur Planung eines Seminars]. Beide rekurren auf der Pointiertheit des ersten und letzten Satzes, ohne zu einer reinen Formalität zu verkommen. Die Regeln sind gleichzeitig didaktisch und pädagogisch. Didaktisch, weil sie den Seminarverlauf und den -inhalt strukturieren; pädagogisch, weil sie Anlaß für Zusammenfassung (...) bieten und beibehalten und weil sie Aufmerksamkeit erzeugen. Ihre Befolgung organisiert und ermöglicht den Freiraum zum Lernen und Dazulernen. Die Regeln sind von fachlichen Überlegungen nicht zu trennen" (Sauerwein, B. 2003: 30).

Zur Planung eines Symposium sind dies, Einladung, mit der nicht nur Ort und Zeit sondern auch der Gegenstand des Treffens benannt sind, Reihung und

Gruppierung der Vorträge in einem Fahrplan, mit dem der Spannungsbogen des Symposiums und die Spannungsbögen der Debatten hergestellt werden. Mit dem 'didaktischen' Fahrplan ist 'pädagogisch' die Debatte, das Dazulernen, vorbereitet.

Einladung und Anmeldung

Die Einladung zu einem Symposium ist mehr als die formale Nennung von Anlaß oder Absicht, Ort und Zeit. Die Einladung ist Offerte. Mit ihr ist zum Ausdruck gebracht, daß die einladenden Gastgeber für das Gelingen des Symposiums, der Organisation wie der Debatte, Sorge tragen. Die Eingeladenen können sich der verbindlichen Vorbereitung bewußt sein. Gleichzeitig ist klar, daß ohne Annehmen der Offerte kein Symposium wäre. So ist die Einladung Erwartung und Aufforderung an die Eingeladenen nicht nur zu kommen, anwesend zu sein, sondern mit einem Vortrag von eigenen Erfahrungen, Beobachtungen, Überlegungen oder Überlegungen zum jeweiligen Thema zu berichten, zumindest aber die eigenen Erfahrungen in der Debatte zu erzählen.

Die Anmeldung eines Beitrages oder des bloßen Kommens schafft Verbindlichkeit, Sicherheit für die weitere Planung des Symposiums. Parktisch können nach erwarteten Teilnehmerinnen bspw. die Weinmengen geordert werden. Wichtiger ist jedoch die verbindliche Anmeldung der Beiträge. Sie ermöglicht die Reihung der zu einem Fahrplan, das Stricken des Roten Fadens für die Debatte des Symposiums. Vor diesem Hintergrund können sowohl Vortragende wie Debattierer und Zuhörer einer sorgsam Vorbereitung und fruchtbaren Debatte gewiß sein.

Symposiumstitel

Die Bedeutung eines Symposiums-Titel für die Debatte ist in der Erzählung Platons offenbar. Erst mit dem Postulat eines Titels wird aus *sympínein*, dem geselligen Zusammentrinken, das wohl immer mit Erzählen verbunden ist, ein Symposium, bei dem bewußt einem Gedanken gefolgt wird. Nur unter einem gemeinsamen Titel sind bezogene Erzählungen und Debatten möglich. Ob der von allen beachteten gemeinsamen Aufmerksamkeit waren die Erzählungen und deren Debatte auf dem Gastmahl Agathons so geistreich, daß Platon davon berichtete und wir heute noch seinen Bericht mit Genuß lesen können.

Auch auf den Symposien der AG Freiraum und Vegetation ist mit dem Postulat eines Themas die Voraussetzung für eine Debatte hergestellt, die über die Diskussion der Einzelbeiträge hinausreicht. Dabei ist der Titel zunächst dem Vortragenden Aufmerksamkeit, Überschrift, unter der er seine Überlegungen ausrichtet. Die bewußte Vorbereitung der Rede bereitet auch die Debatte des Vortrags vor.

"Debattieren setzt voraus, daß man auch selber bereits Arbeit investiert hat, wenn man sich etwas davon versprechen will" (Böse-Vetter, H. 1988: 67).

Ungeachtet des Titels, berichtet jeder und jede selbstverständlich von seiner jeweiligen Arbeitssituation. Reinhold Tüxen persiflierte dies am Rande des Internationalen Symposium der Internationalen Vereinigung für Vegetationskunde "Anthropogene Vegetation" 1961 in Rinteln: der Titel sei eigentlich unerheblich, da jeder ohnehin erzähle, was ihm wichtig erscheine (Hülbusch, K.H. mdl.). Das Bonmot widerspricht der Notwendigkeit eines Themas resp. Titels keinesfalls. Im Gegenteil: Gerade weil in den einzelnen Beiträgen die Beobachtungen, Erfahrungen, Vorlieben und Gedanken der Vortragenden im Vordergrund stehen, ist der Titel notwendig. Erst die Vergegenwärtigung des im Titel prägnant gefaßten Gedankens ermöglicht die aufeinander bezogene Debatte der heterogenen Beiträge. Denn selbst in Abweichung leitet der Titel die Vorbereitung der Einzelbeiträge und ermöglicht neue Aufmerksamkeiten sowohl auf den Gegenstand des Vortrages wie auf das Thema des Symposiums. Für die Debattenleitung ist der Titel Aufmerksamkeit, die unterschiedlichen Beiträge zu reihen, um den Spannungsbogen der Debatte vorzubereiten. In der Debatte leitet die Vergegenwärtigung des Titels den Gedanken und verhindert Abschweifungen, wodurch Überlegungen und Gedanken ermöglicht werden, die ohne diese Aufmerksamkeit an den Einzelbeiträgen allein nicht gegeben sind.

Fahrplan

"Freilich wird uns, die wir die letzten Plätze haben, dabei übel mitgespielt; aber wenn die Vorgänger angemessen und schön gesprochen haben, so soll uns das genügen" (Platon, Das Gastmal).

Im Fahrplan sind die Beiträge gruppiert und gereiht. *Letzte Plätze* gibt es nicht, da mit der Gruppierung und Reihung jeder Beitrag seine Platz erhält, um den Spannungsbogen des Symposiums aufzubauen. Für diese Reihung ist neben der Kenntnis des Themas der Vorträge die Kenntnis der Eigenarten und Vorlieben der Vortragenden und der erwarteten Debatten notwendig. Der hiernach erstellte Fahrplan ermöglicht nicht nur die aufmerksame Debatte der einzelnen Beiträge, sondern auch deren pointierten Abschluß des jeweiligen (Unter-)Themas zu den ersehnten Rauch-, Trink- und Pinkelpausen. Sie sind somit keine Unterbrechung, sondern Gliederung der Debatte.

Mit dem Fahrplan erhält das Symposium eine Dramaturgie, die die Kontinuität der Debatte herstellt. Für diese Arbeit sei an dieser Stelle Petra Arnd, Karl Heinrich Hülbusch und Heike Lechenmayr recht herzlich gedankt!

'Vorgeleistete Arbeit' (Tüxen, R. 1955)
und *'vergleichende Kundigkeit'* (Gehlken 2000)

Letztlich ist die Debatte auf den Symposien unserem gemeinsamen Wissens- und Verständigungskanon getragen. Hierauf sind die Formulierung des Themas in der Einladung, die Vorträge, der Fahrplan wie die Debatte bezogen. Vor dem Hintergrund des gemeinsamen Wissens sind die Erzählungen und Vorträge vergleichend organisiert (vgl. Gehlken, B. 2000: 260). Erläutert und ausgeführt am mehr oder weniger eng begriffenen Symposiumstitel enthalten die Beiträge Vergleiche und Analogien, die ein Verstehen über den eng gefaßten Vortragstitel hinaus ermöglichen. Hierin liegt der Grund, warum in der AG Freiraum und Vegetation Personen aus mittlerweile sehr unterschiedlichen Arbeitsbereichen von der Lohnbuchhaltung in Sozialstationen, über Gärtnerei bis hin zu Architektur und Landschaftsplanung gemeinsam und gewinnbringend debattieren können.

FACHTAGUNGEN UND VORTRAGSREIHEN

Die offizielle Veranstaltung ist heute das Seminar mit 'Dozenten' oder die Tagung mit Festrednern. Das Seminar hat Sinn, wenn die Dozenten über das Thema oder den Gegenstand der Neugier der Teilnehmer, die eine gutwillige Vorstellung erwarten dürfen, verpflichtet sind. Der Beitrag der Dozenten hat dieser Neugier zu entsprechen und ist i.e.S. eine Lehr- und Lern-Einrichtung (Sauerwein, B. 2003). Die Tagung ist dagegen einer Folge von Predigten, die 'Wahrheiten' verkünden. Aus faktischer Gegenstandsbeschreibung entstammenden scheinbare Notwendigkeiten. Da in ihnen der Kontext der Betrachtung nicht ausgeführt wird (Lechenmayr, H. 1999: 155), ist eine Debatte, der Vergleich mit analogen Erfahrungen, die das Dazulernen und Verstehen trägt, nicht möglich. Die gepredigenden Vorträge sind hermetisch abgeriegelt und jedweder Nachfrage verschlossen. Widerspruch ist zwecklos. Die Veranstaltungen dienen der Darstellung und der Präsentation von Information, die Benjamin (W.1977: 309) als "*neue Form der Mitteilung*" bezeichnete:

"Die Information hat laut BENJAMIN den "Anspruch auf prompte Nachprüfbarkeit" (...), ist immer schon mit Erklärungen durchsetzt (...), weshalb sie ständig plausibel klingt (...) und sie "hat ihren Lohn nur in dem Augenblick, in dem sie neu ist"" (Gehlken, B. 2000: 264).

Der Darstellung gemäß sind auf Tagungen und Vortragsreihen Powerpoint-Beamer-Präsentationen allgegenwärtig. Mit ihnen wird ein fertiges Produkt multimedial präsentiert. Die Multimedialität hindert die gelangweilte Kundschaft am einschlafen. Die 'Diskussion', für die nur wenig Zeit vorgesehen wird, ist dann ein Nachfragen, ob denn die angewandte Methode (mit Verfahren verwechselt) up to day sei oder welche Praxisrelevanz sich aus den dargelegten neuen Fakten ergäbe. Letzteres verweist auf das Gemeinsame diese Veranstaltungen: die Präsentation vorgegeblicher Forschungsergebnisse für potentielle

Auftraggeber (Berger, L.P. u. Kellner, H. 1984). So sind die Tagungsbände, in denen die Beiträge veröffentlicht werden, publizistische Eintagsfliegen, alsbald überholt, wenn mit neuen Informationen die Vorträge vollkommen entwertet sind. Sie dienen der Verlängerung der Publikationsliste der Vortragenden.

Tuexenia – Wie hätten sie's denn gern?

Analog dazu steht die Geschichte der Mitteilungen der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft zur Umbenennung in Tuexenia. Zu Zeiten als Reinhold Tüxen die Redaktion der Mitteilungen der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft inne hatte, wurde die Publikation vom gemeinsamen Interesse der Schreiber wie Leserschaft an vegetationskundlichen Überlegungen getragen. Hier galt:

"Die Arbeiten sind durch präzise Fragestellungen gekennzeichnet, an die im Verlauf der Betrachtungen weitere Fragen geknüpft werden. In den Texten wird nicht nur der Gegenstand an sich betrachtet und untersucht, sondern in Verbindung mit der weiterführenden Darstellung werden Hintergründe und Absichten erklärt" (Lechenmayr. H. 1999: 155).

Entgegen haben viele Aufsätze in der Tuexenia keinen über den Gegenstand hinausgehenden Gedanken. Ohne Ausführung des Kontextes, der ein Verstehen ermöglicht, sind sie bloße Mitteilung und Information. Wenig gelesen zieht die Tuexenia Bibliotheken. Die interessierte Leserschaft wand sich ab. Besorgt fordert Dierschke die Leser auf mit einem Fragebogen, "*eine gewisse Lenkung von Themen und Ausstattung [zu] unterstützen oder neu an[zu]regen*", um die Publikation nach dem Publikumsgeschmack auszurichten. Dies zeigt, daß die gemeinsame vegetationskundliche Basis, auf die Reinhold Tüxen die 'pflanzensoziologische Gemeinde' immer wieder verpflichtete, nicht mehr vorhanden ist. Themenhefte wie farbige Abbildungen, im Fragebogen als Option angefragt, versprechen geballte Information. Die lexikalische Hinwendung zum Gegenstand ersetzen den Kontext, der die vergleichende Betrachtung unterschiedlicher Gegenstände bei durchaus differierenden Interessen trägt. Englische Sprache, die im Fragebogen ebenfalls angefragt wird, ist der Versuch wissenschaftliche Relevanz formal zu organisieren.

In bewährter Tradition sind die Notizbücher der Kasseler Schule für die gemeinsamen Debatte geschrieben, innerhalb derer das Themenspektrum von Ansaat und Pflege spontaner Vegetation zu Freiraumplanung, von Baumpflanzung zu Spurenlesen und weiterem reicht. Allesamt Arbeiten, die an den unterschiedlichen Themen und Gegenständen Gedanken offerieren, die auf den Überlegungen der Kasseler Schule zur Landschafts- und Freiraumplanung basieren. Die Notizbücher der Kasseler Schule sind Notizbücher; Notizen für die weitere Debatte. Diese findet u.a. auf den Symposien der Kasseler Schule statt. Sie sind Arbeit, das Wissen zu Bewahren (J. Berger). Bewahren heißt

dabei immer auch Veränderung, Bekanntes neu oder anders zu verstehen (Lührs, H. 1994).

Die Symposien gelten auch der Erinnerung, der Vergegenwärtigung des bisher Gewußten im neuen Kontext. Diese Arbeit ist, wenn auch im unterschiedlichen Maße von allen Beteiligten, den Debattenleiterinnen, den Vortragenden wie von den Debattierenden getragen. Das Symposiumsnotizbuch berichtet von dieser Arbeit. Mit ihm kann nur ein Ausschnitt aus dieser Debatte abgebildet werden. Wenn auch die Überlegungen aus der Debatte vielfach aufgegriffen wurden, sind die Beiträge i.d.R. die Darlegung der Überzeugungen der Autoren (vgl. Scheidt, J.v. 2003: 32).

NOTIZBUCH DER SYMPOSIEN DER AG FREIRAUM UND VEGETATION

"Selbstverständlich konnte sich Aristodemos nicht an alles, was da vorgetragen wurde, noch genau erinnern, so wenig wie ich mich an alles erinnere, was er erzählte. Was aber das sachlich und persönlich Denkwürdigste betrifft, so will ich euch darüber Punkt für Punkt Rechenschaft geben" (Planton, Das Gastmahl).

Jedes Symposium folgte einer eigenen Dramaturgie, die den im Anschluß an diese Einleitung abgedruckten Überlegungen zur Reihung der Beiträge des erstens Symposiums (Hülbusch, K. H. 2006) und den Symposiums Fahrplänen zu entnehmen ist. Aus ihr ist auch zu ersichtlich, welche Beiträge in diesem Notizbuch enthalten sind oder bereits an anderer Stelle publiziert wurden. Die Dramaturgie und Debatten der Symposien können hier nicht reproduziert werden, da sie im Reden bestehen. Für's Lesen sind die Beiträge daher neu sortiert.

Symposiumsnotizbuch

Die versammelten Beiträge umspannen einen Bogen von der Herstellung und Verfertigung des Arbeitsplatzes über den Arbeitsgegenstand, von dem hier nur die Vegetation vertreten ist, hin zur Reflexion der die Arbeit.

In den ersten Kapiteln "**Herstellung und Verfertigung des Arbeitsplatzes**" sind Arbeitsplatzsituationen beschrieben. Die Beiträge zeigen, wie der Arbeitsplatz, die Arbeit selbst organisiert werden kann, um ins Arbeiten zu kommen und wie mit dem Sehen und 'Ergreifen von Gelegenheiten', die eigene Arbeitssituation gesichert wird. Erst die Aneignung und damit die tätige Verfertigung machen ihn zum 'Platz' (Hülbusch, K.H. 1996) an dem die eigene Arbeit 'zu Hause' sein kann. Den eher auf Dauer gerichteten Arbeitssituationen stehen im Kapitel "**Jenseits des Amtes**" Arbeitssituationen gegenüber, die entweder nicht auf Dauer angelegt sind oder außerhalb eines mit einem Arbeitsplatz verbundenen Titels also Amtes stehen. Es sind hier Beiträge versammelt, die temporär eines extern definierten Amtes entbehren, wie etwa Zeiten der Ar-

beitslosigkeit, Mutterschaft oder Kinderbetreuung oder aber durch das Ausscheiden aus einem Amt gekennzeichnet sind, wie etwa die Pensionierung, bzw. Rente. All diesen Beispielen gemein ist die Frage nach der Organisation der je notwendigen Arbeit außerhalb von Ämtern.

Der Mittelteil gilt dem Gegenstand, hier der "**Vegetation**", sowohl der Vegetationskunde wie der StadtBaumSchule. Auffällig viele Beiträge zur Vegetationskunde entstammen aus dem Nebenher. Sie belegen, daß in Tradition der laienwissenschaftlichen Vegetationskunde die Systematik der Vegetation, die auf das Verstehen zielt, nicht aus Aufträgen bezahlt werden kann. Die Forschung ist nur in selbstformulierten Auftrag, "*ohne Honorar und aus Neugier*" (Bellin, F. et al. 2003: 3), im Nebenher möglich, wenn der wertneutrale Blick auf den Gegenstand den Gedanken ermöglichen soll. Das dieses forschende Nebenher kein Nebenbei ist, sondern die Arbeit leitet, verdeutlichen der Beitrag zur StadtBaumSchule.

Ebenfalls im Nebenher, in der Reflexion der Arbeit, sind die Beiträge zu "**Methoden und Theorie**" erarbeitet.

Die abschließenden Beiträge "**Reflexionen und Zwischenzeiten**" führen wieder zurück zur Arbeitssituation. Jedoch ist ihr Gegenstand nicht der Arbeitsplatz, sondern die Prüfung der Arbeit. Diese bedarf der Distanz. Die kann in der Debatte mit anderen hergestellt sein, wobei wie H.v. Kleist (1805) lehrt, die Rede Anlass gibt, den Gedanken beim Erzählen zu formulieren und zu präzisieren. Dem Austausch mit Kolleginnen und Kollegen steht also immer auch ein innerer Dialog beiseite, der zur Reflexion zum zur-Sprache-bringen zwingt. Das Schreiben ein Ritual des zur-Sprache-Bringens, das den inneren Dialog führt und ihn für ein mögliches Gespräch aufbewahrt. Damit erhält die Überlegung zudem etwas Bleibendes, ein Umstand, der dem Gespräch oder dem Redebeitrag abgeht.

So enthält das Heft denn von den je vorgetragenen Beiträgen zu den Symposien eben auch nur die hingeschriebenen, von den AutorInnen als Text verfassten Beiträge. Die Texte sind also nicht nur das probate Mittel zur Prüfung der eigenen Arbeit, sie verleihen dem Überlegten Dauer. So denn auch der Tenor der letzten Beiträge :

"Wer schreibt der bleibt" (H. Troll, 2001)

Bernd Sauerwein

Dank

Karl Heinrich Hülsbusch, Grasberg, Heike Lechenmayr, Köln, und Georges Moes, Kassel, ist für das Aufmerksame Lesen und für zahlreiche Anmerkungen herzlich gedankt!

Literatur

- Auerswald, B. et al. 1991: Bilder und Berichte – Lernen und Lehren. Ein Stück Landschaft – sehen, verstehen, abbilden, beschreiben – zum Beispiel Miltenberg/Main. Notizb. d. Ks. Sch. 20. Kassel.
- Bellin, F. et al. 2003: Von der Klassenfahrt zum KlassenBuch. Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme und Oste. Notizb. d. KS. Sch. 63. Kassel.
- Benjamin, W. 1977: Der Erzähler, in ders. Illuminationen. Ausgewählte Schriften: 385-410. Frankfurt/M.
- Berger, P.L. u. Kellner, H. 1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt/M.
- Böse-Vetter, H. Praxisschock und Theoriedefizit. Notizb. d. Ks. Sch. 9: 64-75. Kassel.
- Dieschke, H. 2004: Fragebogen zur Zeitschrift Tuexenia. Rundbrief an die Mitglieder der floristisch-soziologischen Arbeitsgemeinschaft. Mskr. Göttingen.
- Gehlken, B. 2000: Klassenlotterie – Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie. Notizb. d. Ks. Sch. 55: 259-346. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1989: Vorwort: Alte Hüte rosten nicht. Notizb. d. KS Sch. 10: IV-VII. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1996: Die Straße als Freiraum: Stadt und Grün. Heft 4 / 1996 S. 246-251.
- Hülbusch, K.H. 2003: Eine Ankündigung vor und ein Kommentar zu dem Seminar. Notizb. d. Ks. Sch. 61: 21-23.
- Hülbusch; K.H, 2006: Reihung der Symposiumsbeiträge. Notizb. d. Ks. Sch. 67: 14.
- Hülbusch, K.H. u. Troll, H. 2003: Wer Lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Notizb. d. Ks. Sch. 61. Kassel.
- Kleist, H. v. (1805): Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: ders.: Anekdoten, kleine Schriften: 53 - 58. München (1961).
- Lechenmayr, H. 1999: Kritische Grünlandbibliographie. Notizb. d. Ks. Sch. 51: 129-201 + Anlage. Kassel.
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizb. d. Ks. Sch. 94. Kassel.
- Platon: Das Gastmal. zitiert nach: Apelt, O. 1988 (o.J.): Platon, sämtliche Dialoge 3. Hamburg.
- Sauerwein, B. 2003: Sicherheit organisieren verhindert heimtückisches Agieren. Notizb. d. Ks. Sch. 61: 29-37. Kassel.
- Scheidt, J.v. (1989)2003: Kreatives Schreiben. Frankfurt/M.
- Sissingh, G. 1969: Über die systematische Gliederung von Trittpflanzengesellschaften. Mit. flor.-soz. Arbeitsgem. 14: 179-192. Todenmann über Rinteln.
- Troll, H. 2001: Wer schreibt der bleibt. Beitrag zum Symposium 2001, hoc loco.
- Tüxen, R. 1955: Experimentelle Pflanzensoziologie. Arch. Soc. 'Vanamo' 9: 381-386. Helsinki.

Reihung der Symposiumsbeiträge

aus der Einladung zum ersten Symposium
Karl Heinrich Hülbusch

Selbstverständlich berichtet jede/r von der je einmaligen Arbeitssituation. Voneinander lernen und verstehen können wir nur, wenn die Erzählung Analogien eröffnet, die übersehene Erinnerungen weckt. Die spezifischen Lebens- und Arbeitssituationen kommt weniger explizit in jeder anderen Arbeit mit weniger und vielleicht verdrängten Wahrnehmung vor. Jedes ordentliche, streitbare Gespräch besteht aus dem Hinweis auf den Unüberlegten mitbedacht. Das sollte jedenfalls dafür sorgen, dass nicht jeder Arbeitssituation gültige, widersprüchlich und offensiv begegnet werden kann, damit real wahrgenommene Widersprüche (Bedrohungen) leichter verhandelt werden können. Die Muttheorie – nicht nur im Sinne der einfachen Lösungen – kann spezifisch erlebte Bedrohungen zumindest öffnen, wenn auch die Verstrickung in eine Rolle damit nicht aufzuheben ist, Wie die Rollen mehr der Zumutung entsprechen, denn dem Mut dem zu widersprechen, damit die Rolle nicht wie im Theater als ob, sondern tatsächlich gespielt werde. Frei nach Balint ist die AG-Versammlung weder eine Beratungsstelle noch eine Auskunft für sinnvolle Vorgehensweise – das mag darin enthalten sein – sondern eine Stelle für die Berufsreflektion, bei der alle gleichermaßen beteiligt sind und dazu lernen können.

Da nach unseren mitgebrachten und Sympathien ein gleiches Studium im Gegensatz zu klassischem Handwerk nicht gleiche Kenntnisse und Arbeitsroutinen vermittelt – vielleicht wäre das wünschbar – dann wär's aber keine Hochschule mehr – dagegen formell den Zugang zu gleichen Arbeitsplätzen eröffnet, tritt das Phänomen der Routine in der Anschauung nicht nur des Gegenstandes sondern auch der Situation auf den Plan. Die Routine ist, ganz merkwürdig vergleichbar zum Handwerker, eine Frage der nebenher möglichen und nötigen Neugier auf Gelegenheiten, die gerade nicht nachgefragt sind. Berufsbibliographisch sind formal andere Arbeitsplätze aus völlig absurden Kriterien erschlossen. Da sind die Zufälle und die eigenen Entscheidungen beteiligt. Das ist lange keine Begründung trotzdem darüber nachzudenken und zu rasonieren, weil darin Einsichten für die Arbeitssituation gelegen und angemessene Kritik und Sympathie untergebracht werden können ohne unangemessene Neuwitzigkeit.

Danach überlegt habe ich die Beiträge in vier Abteilungen sortiert:

1. Lehren und Lernen
2. Indifferente Arbeitsplätze
3. Sicher und unsichere Arbeitssituationen
4. Amt und Würden

Für diese vier Kapitel könnten nach meiner Ansicht die Diskussionsleitung übernehmen: G. Moes, J. Kulla, Chr.A. Vetter, K.H. Hülbusch.

Übersicht über die Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001 - 2004

Heike Lechenmayr, Georges Moes und Bernd Sauerwein

PUBLIKATIONSHINWEISE

Seiten in diesem Notizbuch
bzw. anderer Publikationsort
**) Beitrag zurückgezogen;
*) Beitrag nicht eingereicht /
verloren gegangen

2001- BREMEN, ARCHITEKTENKAMMER

Fahrplan, Begrüßung und Leitung:

Karl Heinrich Hülbusch

Lehren und Lehren

Debattenleitung: Georges Moes

Florian Bellin:

Wie prüfe ich meine Arbeit?

209-213

Oder: Notizen zum Nachdenken

Heike Lechenmayr:

Herr Papke und der Kommunismus

26-29

– Pflanzensoziologie und Fachrechnen

Eberhard Johannes Klauck:

Fehlzeiten

*

Helmut Lührs

Vom Zufall zum Unfall

*

So'ne Arbeitsplätze

Debattenleitung: Jörg Kulla

Petra Arndt:

Organisation der Arbeit in einer Sozialstation

*

Dagmar Kuhle:

Überführungen, von Stadion zu Stadion

30-34

Christoph Theiling:

Spielbein – Standbein

Viele Arbeitsplätze und viele Aufträge

*

Der Gartenbau

Debattenleitung: Christine Anna Vetter

Bernd Gehlken

Freud und Leid des Gartenbaus

*

Karl Heinrich Hülbusch:

Arbeit ohne Amt, Amt ohne Arbeit

39-45

Hartmut Troll:

Wer schreibt, der bleibt

223-229

In Amt und Würden

Debattenleitung: Karl Heinrich Hülbusch

Katrin Bekezsus

Im richtigen falschen Amt

**

Birgit Auerswald

Freie Stellen ohne Ende

*

Henrike Mölleken:

Das Amt planen!

Die Verwaltung hat bisher noch jeden klein gekriegt!

18-22

Im Anschluss an das Symposium:

Besuch des Naturkundlichen Museums in Oldenburg.

K.H. Hülbusch Führung durch die Lackprofile-Sammlung von R.Tüxen.

2002 – KASSEL, GHK- SEMINAR ARNOLD BODE STRASSE

Fahrplan, Begrüßung und Leitung:

Heike Lechenmayr

Aus der Reihe 'Die Marx Brothers'

Debattenleitung: Bernd Gehlken

Helmut Lührs:	Gebrauch und Tausch	190-192
Frank Lorberg:	Dolce far niente	54-66

Freiberufliche Arbeitsplätze

Debattenleitung: Katrin Bekezsus

Käthe Protze:	Rolle ohne Amt	49-53
Hartmut Troll:	Ein Wechsel des Arbeitsplatzes	46-48

Aus der Praxis

Debattenleitung: Karl Heinrich Hülbusch

Georges Moes:	Beobachtungen zum Sommerschnitt bei Eichen	158-183
---------------	--	---------

Vergnügen an der Verantwortung

Debattenleitung: Christine Anna Vetter

Petra Arndt:	Qualitätsanforderungen in der Pflege	23-25
Bernd Sauerwein:	Interdisziplinäres Schattenboxen	*
Florian Bellin:	Zum Ergreifen von Gelegenheiten - nicht dem Zufall und nicht den Schülern überlassen	35-38
Ebilobium Glaucum:	14 GärtnerInnenseminare – na und ?	205-208

Planen aus Rückblicken

Debattenleitung: Dagmar Kuhle

Karl Heinrich Hülbusch:	'Den Zweifel planen' – Eine Versicherung des Wissens durch die Kritik an der Selbstverständlichkeit	*
Jörg Kulla:	Von Routine, Erfahrung und Zufriedenheit	214-216

Schlußwort

Heike Lechenmayr

2003 – BREMEN, ARCHITEKTKAMMER

SEHEN

Fahrplan, Begrüßung und Leitung:

Heike Lechenmayr

Das Sehen

Debattenleitung: Hartmut Troll

Frank Lorberg:	Eine Theorie der Unauffälligkeit	193-204
Bernd Sauerwein:	Vegetationskundige Begriffe – vegetationskundiges Begreifen	NB 62: 251-267

Die Marktforscher

Debattenleitung: Hermi Schröder

Bernd Gehlken:	Von Kraut & Rüben zur Dauer – Pizza?	184-189
Karl Heinrich Hülbusch:	Die 'klimatische Ökonomie der Gemüsekulturen' und die Vereinfachung des Betriebes	NB 62: 33-53

Das Schreiben

Debattenleitung: Petra Arndt

Florian Bellin:	Erfahrung und Text	217-222
-----------------	--------------------	---------

Die Baumpfleger

Debattenleitung Bernd Schürmeyer
Georges Moes:
Jörg Kulla:

Die Brache im Landschaftspark

Auf der Suche nach dem (Reihen-)Hausgartenbaum

*
*

Das Sehen ist Handwerk

Debattenleitung: Dagmar Kuhle
Eberhard Johannes Klauck:
Helmut Lührs:

Die Mädesüß-Hochstaudenfluren
Die Korbflechterei

72-76
137-143

Schlußwort

Heike Lechenmayr

Im Anschluss an das Symposium:

Spaziergang in Worpswede:
K.H. Hülbusch

Die Landschaft in und um Worpswede am Beispiel von Bildern der Worpsweder Künstlerkolonie.

2004 – WITTENBERG AN DER ELBE, GLÖCKNERSTIFT

ANTHROPOGENE VEGETATION

FAHRPLAN:

HEIKE LECHENMAYR

BEGRÜßUNG UND LEITUNG:

Petra Arndt

Das Grosse

Karl Heinrich Hülbusch:

Chronologie der anthropogenen Vegetation

144-157

Die große Vegetation

Helmut Lührs:
Eberhard Johannes Klauck

Bäume vor der FH Neubrandenburg
Erfahrungen mit Bäumen

*
*

Die wandelnde Flora im Großen und Kleinen

Bernd Sauerwein:

Zur Benennung der *Heracleum mantegazzianum* Dominanzgesellschaften
91-111

Florian Bellin:

Odontites rubra in Wegrandgesellschaften

112-136

Die Systematik

Bernd Gehlken:

Beitrag zur soziologischen Stellung von *Eupatorium cannabinum*
77-90

Frank Lorberg:

Die synsystematische Stellung und Neugliederung des *Scirpetum sylvatici* Malsch 1935

**

Die Arbeitsweise

Christoph Theiling:

Von der Systematik der anthropogenen Vegetation zur Übersicht von Bebauung und Arbeitsstätten

*

Schlußwort

Petra Arndt

Im Anschluss an das Symposium:

Spaziergang in Lutherstadt / Wittenberg:

A. Heinrich: Führung durch die Jahresringe der Baugeschichte Wittenbergs.

DIE HERSTELLUNG UND VERFERTIGUNG DES ARBEITSPLATZES

Das Amt planen!

"Die Verwaltung hat bisher noch jeden klein gekriegt"!

Henrike Mölleken

Die ersten Tage

Das war einer der ersten Sätze, den mir einer meiner neuen Kollegen mit auf den Weg gab. Ich weiß noch, dass ich dachte, diese Feststellung ist nicht wirklich motivierend und mir wurde etwas unwohl bei dem Gedanken, ob denn ausgerechnet ich die Ausnahme der Regel sein sollte.

Sehr schnell merkte ich, wie leicht es ist, in den Trott, in die Mühlen der Verwaltung zu geraten, wenn man die bestehenden Strukturen übernimmt und sich einfügt:

Seit Juli bin, ich in einem Grünflächen-, Umwelt- und Forstamt Abteilungsleiterin für den Bereich Freiflächen, Stadtökologie und Umwelt. Ich habe einige feste Termine übernehmen müssen, für die m. E. viel Zeit verplempert wurde:

Montags morgens die Abteilungsleitungs-, Dienstags morgens die Teamleitungsbesprechung, einmal monatlich der Umweltausschuss, der AVB, der Beirat und das Team Stadtentwicklung. Und mein Chef (Ressortleiter) hatte mich für noch mehr Teams eingeplant. Ich konnte mich noch erfolgreich wehren das Team "Zukunftsfähigkeit" zu betreuen, dagegen musste ich dann aber das Team "Machbarkeitsstudie Landesgartenschau" leiten, für das es einen Ratsbeschluss gibt (Der Rat einer Stadt ist der direkte Auftraggeber für die städtischen Bediensteten).

Zu weiteren verbindlichen Einrichtungen für mich gehören das Protokoll der Teamleiter, das ich schreiben muss, der Monatsbericht meiner Abteilung und mindestens zwei mal täglich die abzuarbeitende Post. Die Post geht komplett erst über den Tisch des Amtsleiters, der auf den einzelnen Schriftstücken vermerkt, wer es zum Lesen bekommt, manchmal ist auch die weitere Bearbeitung festgelegt. Mit der Durchsicht und den sich daraus ergebenden Arbeitsanweisungen bin ich mindestens einen halben Tag beschäftigt, wenn ich es so mache wie es vom Amtsleiter erwünscht ist.

Die ersten Kontakte

Ich wollte mir möglichst schnell einen Einblick in die Arbeit meiner Kollegen und Kolleginnen verschaffen und sie dabei natürlich auch mit Namen und dem passenden Gesicht dazu kennen lernen. Also vereinbarte ich Einzelgespräche mit ihnen, um auf diesem Weg auch Einsicht in ihre Kenntnisse, ihre Ambitionen und Vorbehalte zu bekommen. Dies funktionierte leider nur sehr bedingt, da sie mir gegenüber zum Teil sehr vorsichtig waren. Ich musste feststellen, dass es mir sogar richtig schwer fiel, mich mit ihnen über ein konkretes Thema zu verständigen. Eine Kollegin erzählte mir beispielsweise, dass sie ausschließlich Planfeststellungen und Bauleitplanverfahren mache. Punkt! Als ich sie bat, mir ein aktuelles Beispiel zu benennen, an dem sie derzeit arbeite, erfuhr ich, dass "Windfoche im Aufstellungsbeschluss" sei, "Mollenkotten zur Ofenlage" vorbereitet wurde und dass im "Planfeststellungsverfahren der Schwebebahn noch die Nebenbestimmungen der TÖB-Stellungnahmen" aufgenommen werden müssten. Punkt! Damit konnte ich nichts anfangen. Auch auf meine Nachfragen erhielt ich nur sehr formale Auskünfte, die ich nicht verstand.

Noch schwieriger war für mich das Teamleitungsgespräch, das dazu dient, die für meine Abteilung wichtigen Punkte aus der Abteilungsleitungsbesprechung (mit Amtsleiter) zu transportieren und die Arbeit unter den Teams abzustimmen. Zum einen war und ist die Berichterstattung für mich sehr schwierig, da es sich um die Wiedergabe formaler Arbeitsanweisungen des Amtsleiters an meine Kolleginnen handelt, die ich zumindest anfangs nicht verstanden habe. Zum anderen war ich noch mehr außen vor, wenn sich meine Teamleiterinnen untereinander über ein bestimmtes Procedere verständigten. Dabei gingen sie wie selbstverständlich davon aus, dass mir ihre Ausdrucksweise geläufig ist. Erst allmählich begriff ich, dass sie sich nur über Formalia verständigten oder sich auf "Verfahren" beriefen, die den Ablauf eines Vorgangs in der Verwaltung bezeichnen.

Damit war es mir unmöglich, mich mit Ihnen auszutauschen, vor allem aber konnte ich kein Bein auf den Boden bekommen und mein Wissen einbringen. Darüber hinaus verbrachte ich selbst inzwischen unglaublich viel Arbeit mit Formalia (s.o.) und hatte immer Akten auf dem Tisch liegen, zu denen ich gar nichts sagen konnte, wo aber eine flotte Entscheidung gefordert war.

Arbeitsplatzbeschreibung

Organisation der Abteilung: die Teams

Zu meiner Abteilung gehören rund 30 IngenieurInnen und 4 ZeichnerInnen die in sechs arbeitsbezogenen Teams zu vier bis sieben Personen aufgeteilt sind. Das Gros der Leute ist FH-Landespfleger/in, durchschnittlich schon etwa 15-

20 Jahre berufstätig und hat sich in dieser Zeit nicht um die (kontinuierliche) Qualifizierung durch ihre alltägliche Arbeit bemüht. Das bedeutet, sie haben tatsächlich kein Wissen, keine Theorie zur Freiraum- und Landschaftsplanung. Damit sind meine Kolleginnen prinzipiell Erstsemester, nur mit dem Unterschied, dass vermeintlich vorhandenes Engagement der Studienanfänger durch landespflegerische Verbildung ersetzt und mit verwaltungsbedingter Lethargie ergänzt ist. In meiner Abteilung gibt es eigentlich nur einen Ingenieur, der aufgrund seiner langjährigen Tätigkeit als Bauleiter Erfahrungen gesammelt hat, die sich der Theorie der Freiraumplanung der Kasseler Schule annähern.

Arbeiten in der Abteilung

Ein weiteres Charakteristikum der Verwaltung ist die kommunale Arbeitsweise: Die Sachbearbeiterinnen sind – von wenigen Ausnahmen abgesehen - immer unvorbereitet, es gibt keine Vorarbeit auf die sie zurückgreifen könnten, dementsprechend handeln und entscheiden sie ebenso unüberlegt, wie unbegründet und immer auf en Einzelfall bezogen. Daraus resultiert das sie keinen Zeit-horizont haben, der über mehr als zwei Tage hinaus geht. Niemand kann sagen, woran er übermorgen arbeitet, oder wie lange eine andere Bearbeitung dauert. Es gibt keine Planungen oder Vorarbeiten, die zur Rate gezogen werden können, daher hangeln sie sich an Verordnungen, politischen Beschlüssen oder Gesetzen entlang, um zu einer Entscheidung zu kommen. Entsprechend mager und unverständlich sind die Begründungen. Dazu kommt außerdem noch der Ressortleiter mit ganz eigenen Vorstellungen zu bestimmten Entscheidungen, die aber von mal zu mal anders begründet, daher immer Einzelvorkommnisse sind und die von den Kolleginnen nicht nachvollzogen werden können. In den Aktenschränken liegen unendlich viele Vorgänge, die mit beachtlichem Aufwand, d.h. durch Vergabe von Gutachten an Externe, neu gebildete amtsübergreifende Teams, etc., begonnen wurden und über die allmähliche Bearbeitung eingeschlafen, in Vergessenheit geraten sind und unvollendet weg gepackt wurden. Selbst in meiner kurzen Tätigkeit in der Verwaltung bin ich schon einigen Planungen begegnet, die über mehr als 10 Jahre bearbeitet und ohne eine Fertigstellung beendet wurden. In dem Zusammenhang sollte erwähnt werden, daß es so viele Teams in der Verwaltung gibt, die übrigens keine Entscheidungskompetenz haben, dass niemand mehr weiß, zu welchen Bearbeitungszweck Teams eingerichtet wurden und ob sie aktuell überhaupt noch arbeiten. So gibt es nicht nur auf der Aktenebene sondern auch bei den Teams unzählige „Unvollendete“. Meistens werden politische Willensbekundungen zur Begründung dieser Arbeitsweise vorgeschoben.

Seit Jahren spielen meine Kolleginnen mit diesen ad-hoc-Arbeiten die allzeit bereite Feuerwehr, obwohl sie eigentlich schon lange im Feuer umgekommen sind. Durch die scheinbar überraschenden Aufträge befinden sie sich in einem

unaufhörlichen Dauerstress, wodurch sie zwar immer beschäftigt sind, aber nie ihren Kopf zum Nachdenken frei haben bzw. einsetzen müssen und das perspektivisch auch nicht tun werden.

Der Amtsleiter ist der beste Sachbearbeiter meiner Abteilung Im Vergleich zu den Kollegen, die die anderen drei Abteilungen leiten gibt es für mich noch eine Auffälligkeit: Der jetzige Amtsleiter ist selbst Leiter meiner Abteilung gewesen. Dies ist zumindest in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Zum einen ist er der beste Sachbearbeiter meiner Abteilung, zum anderen braucht er (aufgrund dessen?) den von allen respektierten Dienstweg nicht einhalten. Der Dienstweg bedeutet die Weitergabe von Informationen, Post oder auch Anweisungen auf dem eindeutigen Weg der Hierarchie, die in beide Richtungen gilt:

von den Sachbearbeiter/innen, über Abteilungs- und Amtsleitung zum Dezernenten und umgekehrt. Den direkten Zugriff von Dezernent / Amtsleiter auf die Sachbearbeiter/innen sollte es eigentlich nicht geben.

Dessen ungeachtet erteilt mein vorgesetzter Amtsleiter quasi aus alter Gewohnheit direkt Aufträge an die Kollegen, Kolleginnen meiner Abteilung. Das war seine Aufgabe damals als Abteilungsleiter, so verfuhr er mit meinem Vorgänger und versucht es auch mit mir. Anfangs habe ich davon nichts erfahren, inzwischen kommen die meisten Kollegen meiner Abteilung zu mir und informieren mich, womit sie von meinem Chef beauftragt wurden.

Alle Versuche von mir, mit der Amtsleitung diese unbefriedigende Situation im Gespräch zu klären, werden mit dem Vorwand, dass es meist eilig ist und es die Zeit nicht zulässt, anders zu verfahren barsch zurückgewiesen.

Die Verzettelung der Verantwortung

Was M. Balint in seinem Buch („Der Arzt, sein Patient und die Krankheit“) darlegt hat und von der Kasseler Schule als Typicum administrativen Arbeitens beschrieben wurde / ist auch mir an meinem Arbeitsplatz aufgefallen: Über die AGA (allgemeine Geschäftsanweisung (von 1972!)) wird im Verwaltungsdeutsch der unpersönliche Schriftverkehr geregelt: Personalpronomen, persönliche Anrede u.a. sind nicht gestattet, ebenso beginnt kein internes Schreiben der Verwaltung mit Namensnennung des Adressaten: Wenn ich einen Brief schreibe, steht oben links die Nummer meines Amtes und meiner Abteilung, statt einer Adresse steht dort wieder eine Nummer, statt einer Unterschrift steht unter dem Brief nur der Verteiler (mit Nummern). Der Wortlaut des Briefes wird im grammatischen "Passiv" verfasst, so dass nie jemand direkt angesprochen wird.

Dies setzt sich auch in der Aufgabenverteilung fort. In der Regel wird nicht eine Person genannt, die für ein Projekt zuständig ist und die Verantwortung

übernimmt, sondern es werden viele Sachbearbeiter/innen mit immer wieder leicht nuancierten Fragen behelligt. Diese werden zwar bearbeitet und auch beantwortet, aber nie abschließend zusammengetragen - trotz der vielen Teamarbeit auf den verschiedensten Ebenen. So investiert jedeR einzelne Energie in ein Projekt, bei dem die Personen von der Beteiligung der jeweils anderen keine Kenntnis haben. Infolgedessen ist die Zusammenführung der formalen Fakten entweder sehr zufällig oder fehlt, so dass keine Erfahrungen gesammelt werden können. Am Ende ist nie klar, wer eine Entscheidung getroffen hat, wie diese zustande gekommen ist und niemand ist für Erfolg oder Misserfolg verantwortlich.

Dieses Procedere wird von meinem Amtsleiter z.B. angewendet, um möglichst viele "Fakten" abrufen zu können, die er vordergründig für eine Entscheidung braucht - die meist aber schon auf politischer Ebene entschieden ist oder aber in genau die andere - als von ihm beabsichtigte - Richtung zielt. Er weiß nicht was er will und kann mangels Wissen bzw. Theorie zur Freiraum- und Landschaftsplanung auch nicht argumentieren. Er präsentiert Fakten, wenn die nicht ausreichend sind, lässt er zusätzliche Gutachten machen und überlässt die Entscheidung anderen. Damit steht er in der Tradition der Landespfleger, die am Ende immer ihre Situation bejammern, nur re-agieren können, sich aber nicht frühzeitig in die Stadt- und Freiraumplanung einmischen.

Zu klären ist also, wie die Arbeit aussehen muss, damit einerseits die Abteilungsleiterin nicht in das gleiche angestrenzte Schema verfällt, andererseits die Kolleginnen der Abteilung beginnen, sich über ihre alltägliche Arbeit zu qualifizieren. Damit ist gleichzeitig eine Legitimation der Arbeitsstelle der Abteilungsleitung verbunden, die, wenn alles beim Alten bliebe, überflüssig wäre.



Symposium 2005: H. Schwarze, H. Lührs, W. Ring (von links nach rechts)

Qualitätsanforderungen in der Pflege

Petra Arndt

Ich erzähle heute etwas über die Entwicklung der Qualitätsanforderungen in der Alten- und Krankenpflege. Ich habe dieses Thema gewählt, weil ich mit euch in's Gespräch kommen will. Ihr könnt Ähnlichkeiten zu dem Erzählten auch in eurer Arbeit finden und damit ist es möglich, dass ihr eure Geschichten dazuerzählt (wie K. H. Hülbusch beim Symposium 2001 in Bremen sagte) Wir haben heute schon von Helmut Lührs und Frank Lorberg gehört, wie das Prinzip der Industrialisierung in den Alltag der Leute Einzug gehalten hat, oft ohne dass es uns so richtig bewusst wurde. Auch in der Pflege alter und kranker Menschen wird die Industrialisierung der Arbeit Stück für Stück umgesetzt. Anfang 2002 ist das 'Gesetz zur Qualitätssicherung und zur Stärkung des Verbraucherschutzes in der Pflege' in Kraft getreten. Dieses Gesetz ist wahrscheinlich eine Reaktion auf die negativen Berichte aus der Pflege, die in den letzten Jahren in die Öffentlichkeit gelangten (Vernachlässigungen von Menschen in Heimen, nicht eingearbeitete Zivildienstleistende, die schwere Pflegetätigkeiten übernehmen mussten, usw.) Im neuen Qualitätssicherungsgesetz werden allerdings keine Qualitätskriterien beschrieben. Es bezieht sich auf § 80 des SGB XI (Pflegeversicherungsgesetzes) und definiert nur die Kontrollen und die Strafen bei Nichteinhaltung der Maßnahmen. Auch im § 80 SGB XI wird nicht beschrieben, was Qualität in der Pflege ist, es wird nur beschrieben mit welchen Mitteln sie erreicht werden soll (Dokumentationen, Struktur der Betriebe usw.). Die Pflege alter und kranker Menschen und das Leben mit Behinderten war ursprünglich ein Teil der Familienarbeit, die oft von den Frauen in der Familie übernommen wurde. Für die Menschen, die keine Familie hatten, die diese Aufgaben übernehmen wollten oder konnten, traten manchmal karitative Einrichtungen der christlichen Kirchen (heute Cantas, Diakonie) ein, die in Hospizen Unterkunft, Verpflegung und Pflege gewährleisteten. Heute gibt es neben der Betreuung in der Familie (die immer noch einen sehr großen Teil der Betreuung ausmacht) die Alten- und Pflegeheime und die ambulanten Pflegedienste.

Mit Einführung des Pflegeversicherungsgesetzes (1996) hat sich in der Pflege alter und kranker Menschen einiges getan. Das Pflegeversicherungsgesetz wurde gemeinsam mit einer Buchführungsverordnung und dem Pflegestatistikgesetz erlassen. Die Buchführungsverordnung geht weit über üblichen Buchführungsvorschriften (HGB) hinaus und dient in seiner detaillierten Auswertung der Pflegestatistik. Für diese Statistik werden eine Unmenge an Daten erhoben. Die Frage ist nur WOZU? Es wird der Eindruck erweckt, als benötige man diese Daten um die Pflege der Zukunft besser planen zu können. Die erhobenen Daten sind dazu allerdings völlig ungeeignet. Es wird z.B. nach dem Alter der Patienten gefragt, in welcher Pflegestufe sie sind, welche Leis-

tungen sie erhalten usw. Die Pflege der Gegenwart richtet sich aber nach dem, was die Pflegekassen und die Sozialämter bezahlen wollen, bzw. können und das wird in Zukunft nicht anders sein. Die Erhebung der Daten hat keine positiven Auswirkungen auf die Qualität in der Pflege. Die umfangreichen Anforderungen an die Dokumentation wirken sich sogar negativ auf die Qualität in der Pflege aus. Die Pflegekräfte und die MitarbeiterInnen in Regie und Verwaltung sind vermehrt damit beschäftigt, die Vorgänge der Pflege in ein vorgegebenes Raster zu packen und zu dokumentieren. Die Dokumentation muss in mehrfacher Ausführung parallel stattfinden (Durchführungskontrolle, Pflegeplanung, Leistungserfassung). Für die Pflegekräfte bedeutet das mehr Zeit für Dokumentation, weniger Zeit für die KundInnen. In der Regie und Verwaltung bedeutet das, dass dieser Bereich ausgeweitet werden muss, um die unterschiedlichen Dokumentationen zu entwickeln, abzustimmen, einzuführen und zu kontrollieren. Die verantwortliche Pflegefachkraft (Pflegedienstleitung) haftet persönlich für die gesetzmäßige Umsetzung der Vorschriften. Die wenigsten Pflegedienste haben die Möglichkeit ihren Regie-/ Verwaltungsbereich auszuweiten, oft führt die Belastung mit Dokumentationsaufgaben dazu, dass für andere Arbeiten (z.B. Hospitationen und Mitarbeiterführung) weniger Zeit bleibt. Der Qualität der Pflege dient das nicht. Die Dokumentation ist nicht geeignet die Pflegekräfte bei der Reflektion ihrer Arbeit zu unterstützen. Das hat damit zu tun, dass die ganze Systematik der Moduleinteilung der Pflegeversicherung entspricht. Da gibt es Verrichtungen wie 'Kleine Pflege', 'Hilfe beim Verlassen' und 'Wiederaufsuchen der Wohnung', 'Wäschepflege', 'Zubereitung einer warmen Mahlzeit', 'Hilfe bei Ausscheidungen', usw.. Was es nicht gibt an abrechenbaren Modulen, existiert nicht als Arbeit. Diese Einteilung erinnert sehr stark an die industrielle Arbeit, die Arbeit in einzelne 'Module', Handgriffe unterteilt und aneinanderreihet. Sinn dieser Einteilung ist, die Arbeit zu straffen und die Abläufe zu optimieren, d.h. alles 'Unnütze' (nicht verwertbare) zu entfernen. In der Pflege hat spätestens mit Einführung der Pflegeversicherung die Industrialisierung Einzug gehalten. Da hier aber keine Autos gebaut werden, hat dies nicht nur Auswirkungen auf die ArbeiterInnen sondern auch auf die Menschen die gepflegt werden. Letztlich sind es allein die beteiligten Menschen (Pflegekräfte, auch die Regiemitarbeiter) die den Sinn der Arbeit kennen. Das definierte Ziel unserer Sozialstation für ambulante Pflege und Behindertenassistenz ist alten, kranken und behinderten Menschen zu ermöglichen zu Hause zu leben, indem wir ihnen unterschiedliche Hilfen anbieten. In der täglichen Arbeit bedeutet das, immer wieder die Grenzen zu definieren, zwischen Helfen und nicht angemessenem Einmischen in das Leben der Hilfebedürftigen. Dieses Betriebsziel in Regeln für die tägliche Arbeit umzusetzen ist eine unserer wichtigsten Aufgaben. Um das hinzukriegen ist es nötig, sich in unterschiedlichen Arbeitsgruppen zu treffen und an dieser Umsetzung zu arbeiten. Wichtig sind hierfür die Pflegegruppen, die sich wöchentlich mit ihrer Teamleitern treffen, um über die Pflege zu berichten und das weitere Vorgehen zu besprechen (Ziele zu definieren). Das ist keine reine Übergabe, sondern eine gemeinsame Planung der Pflege. Regelmäßige interne

und externe Fortbildungen sind für die Qualität der Pflege unerlässlich. Der Bereich der Fortbildung wurde aus Kostengründen im letzten Jahr um die Hälfte reduziert. Bis Anfang letzten Jahres gab es für die Pflegekräfte auch das Angebot für Supervisionen. Gerade in der ambulanten Pflege und Assistenz ist es wichtig, das richtige Verhältnis von Nähe und Distanz zu finden. Wir arbeiten bei den Menschen zu Hause und müssen es hinkriegen sie zu unterstützen, ohne uns zu stark in ihre Lebensweise einzumischen. Das bedeutet, Eigenheiten der zu Pflegenden oder Behinderten zu akzeptieren und damit umzugehen. Die regelmäßigen Supervisionen waren für die Pflegekräfte eine wichtige Hilfe bei dieser Aufgabe. Die Supervisionen sind seit letztem Jahr aus Kostengründen gestrichen worden.

Die Reduzierung der Fortbildungen und der Wegfall der Supervisionen wird sich zwangsläufig negativ auf die Qualität der Pflege auswirken. Dies ist indirekt durch die weiter steigenden Anforderungen der Pflegeversicherung verursacht. Da mehr Zeit für Dokumentationen aufgewendet werden muss, ohne dass diese auch von den Trägern der Pflegeversicherung und den Sozialkassen bezahlt wird, müssen andere zeit- und kostenintensive Maßnahmen entfallen. Ich denke, dass das Pflegeversicherungsgesetz nicht erlassen wurde, um die Qualität in der Pflege zu erhalten oder gar zu verbessern. Es ging und geht darum, Kosten für die Pflege- und Sozialkassen zu sparen indem die Pflege auf „abrechenbare Leistungen“ reduziert wird.

Die kostengünstigste Möglichkeit ist übrigens die Pflege in der Familie. Hier werden nur reduzierte Sätze für die Pflege bezahlt und der größte Teil der Arbeit wird auch heute in den Familien ohne Vergütung erbracht. Die Nachweispflicht und Kontrolle betrifft aber auch den Bereich der familiären häuslichen Pflege. Will man Geld von der Pflegekasse, wird in regelmäßigen Abständen ein „Pflegebesuch“ von einem anerkannten ambulanten Pflegedienst durchgeführt. Der kontrolliert, ob die Pflege zu Hause auch richtig gemacht wird. Ohne diesen Pflegebericht gibt es kein Geld von der Pflegekasse.

Nachsatz: In der anschließenden Diskussion wurde von Dagmar Kuhle darauf hingewiesen, dass die Prinzipien der Industrialisierung der Pflege aus der Krankenhausarbeit kommen. Diese werden jetzt in die häusliche Pflege übertragen. Es gab auch die Anregung von Christine-Anna Vetter, dass man versuchen müsste, die Dokumentation einfach zu machen, indem man sie standardisiert. Das tun wir schon die ganze Zeit und trotzdem werden die Anforderungen immer umfangreicher und die qualitative Pflege ist kaum noch zu schaffen. Erschwerend kommt hinzu, dass es einen massiven Fachkräftemangel gibt. Wir haben größte Schwierigkeiten freie Stellen mit examinierten Pflegekräften zu besetzen. Eine Änderung in der Ausbildung der Altenpflege, die über lange Zeit zu unklaren Verhältnissen für die SchülerInnen führte, hat zu einem akuten Mangel an AltenpflegerInnen geführt. (eine Analogie zur Zerstörung des Studiengangs der Stadt- und Landschaftsplanung an der GHK)

Herr Papke und der Kommunismus

oder - Pflanzensoziologie und Fachrechnen

Heike Lechenmayr

Seit Februar 2000 unterrichte ich in Köln in einem Schulungszentrum Umschüler im Garten- und Landschaftsbau in den Fächern Fachrechnen und Wirtschaftskunde. Diese fangen in der Regel mit einer Feststellungsmaßnahme im Mai/Juni an, nach den Sommerferien beginnt die eigentliche Ausbildungszeit von zwei Jahren. Sie gehen während dieser Zeit in reguläre Betriebe, nehmen am 14tägigen Blockunterricht der Berufsschule und 1x pro Woche am Unterricht im Schulungszentrum teil. Die Schüler sind zwischen 21 und 45 Jahre alt. Es sind alle möglichen Nationalitäten und Glaubensrichtungen vertreten. Des weiteren gibt es eine Mischung von Sonderschülern bis hin zu Abiturienten und Ingenieuren, Langzeitarbeitslosen, Studienabbrechern, echten Umschülern und ehemaligen Jobbern.

Wirtschaftskunde ist für Schüler in der Regel kein unbedingt attraktives Fach. Aber wie unterrichtet man Fachrechnen, wenn man selber nicht die schnellste und beste im Rechnen ist? D.h. die Funktion Kopfrechnen ist nicht gerade gut ausgebildet sowie das schnelle Überschauen von Rechenvorgängen.

Für den Unterricht heißt das intensivste Vorbereitung, immer verschiedene Wege parat haben, um dem heimlichen Horror des Lehrers vorzubeugen, an der Tafel „Mist zu verzapfen“ sowie das Einüben der freihändigen Skizzen an der Tafel. Wer kann sich da nicht an die Szenen seiner Schulzeit erinnern, wenn es den Lehrern mal so richtig gegeben wurde? Das Fachrechnenbuch ist voller Fehler und Ungereimtheiten, das Lösungsbuch bietet in Teilen falsche Ergebnisse, ist also auch kein verlässlicher Partner.

Innerhalb dieses Vortrages will ich nun beschreiben, was ich für diese Unternehmen an Voraussetzungen und Erinnerungen daran mitbringe, sowie den Versuch, Gelerntes zu übertragen und den zu lernenden Stoff für mich und damit auch für die Schüler verständlich zu machen. Zum Schluss erzähle ich eine Begebenheit aus dem Unterricht bei der, der gefürchtete Horror eines Lehrers tatsächlich eingetroffen ist.

Das Gepäck

Es ist ein ziemliches Wagnis, ein Fach zu unterrichten, das man nicht mal ansatzweise studiert hat. Wie bei allen neuen Aufträgen muss ich mich daran erinnern, auf welche Dinge aus der eigenen Erfahrung zurückgegriffen werden kann (vgl. Appel, A.1992). Trotz der fachlichen Lücken gibt es einiges im Gepäck.

1. Die Lehr-Erfahrung während des Studiums der Landschaftsplanung an der GH - Kassel bei den Kompaktseminaren sowie das Lehr-Lern-Semi-

nar in Niederwerbe (vgl. Protze, K. 2003). D.h. das Wissen um Kniffe und Tricks in brenzlichen Situationen, wie z.B. Fragen erst mal in die Runde zurückzugeben, Fragen selber beantworten, die Dramaturgie einer Unterrichtsstunde (Zusammenfassung der letzten Stunde, neuer Stoff, Übungsaufgaben)

2. Der nach dem Studium absolvierte Auszubereitungslehrgang, durchgeführt von einem ehemaligen Meister von Thyssen/Henschel, einem alten Hasen in Sachen Auswendiglernen von Faktenwissen innerhalb kürzester Zeit. Er lehrt das Wissen durch Wiederholung des Stoffes im Gespräch, selbst wenn die Schüler ihn ablesen. Wichtig ist das laute Aussprechen des Lernstoffes.
3. Die Ehrlichkeit nicht alles zu wissen, dies auch zuzugeben und dass es letztlich darauf ankommt.
4. Die systematische Arbeitsweise in der Pflanzensoziologie
5. Der eigene Mathe-Unterricht und das Wissen darum, was dort in der Lernsituation unmöglich war.
6. 2 Semester Freihandzeichnen

Gegen dieses Paket steht das ergebnisorientierte Arbeiten gerade der jüngeren Schüler: Hauptsache das Rechenergebnis stimmt, wie und auf welchem Wege scheint nicht mehr von Bedeutung. Auch auf die Mitnahme der jeweiligen Einheiten wird verzichtet. Es wird wild in den Taschenrechner eingetippt, und wenn's falsch ist, weiß man nicht mehr warum. Da das Verständnis nur über eine systematische Aufbereitung des Stoffes und eine geplante Herangehensweise an das Lösen von Aufgaben vermittelt werden kann, fange ich tatsächlich an, in den Rechentests den Punktabzug für fehlende Rechenwege und Einheiten einzuführen. Dagegen entscheiden Rechenfehler nicht mehr alles, sondern der Weg zum Ziel wird bewertet.

Textaufgaben

Die Pflanzensoziologie ist ein abstraktes Verfahren, um die Vegetation in einer Tabelle auf einem Stück Papier abbilden und eine vergleichbare Größenordnung mit anderen Vegetationsbeständen erreichen zu können. Dazu muss ich die Pflanzennamen als Grundwissen kennen und das Verfahren die Vegetationszusammensetzung in Zahlen übertragen zu können. Die anschließende Sortierung in der Tabelle kristallisiert Gruppen und Zugehörigkeiten heraus. Ein versierter Kartierer kann dieses abstrakte Abbild im Kopf zurückübersetzen und aus den Zahlen ein Bild der Bestände herstellen.

Demnach sind Zahlen immer eine abstrakte Abbildung und eine Vereinbarung zur Verständigung. Eine Textaufgabe ist eine zusätzliche Abstraktion der Beschreibung einer Situation, die den Zahlen noch hinzugefügt wird. Vor Ort oder als Abbildung würde vermutlich jeder sofort verstehen, was gemeint ist. Diese doppelte Abstraktion löst meiner Vermutung nach das berühmte Brett vom Kopf aus.

Die Textaufgabe muss ich folglich in den Zustand der Aufnahme zurückversetzen und damit gleichzeitig eine Aufnahme des Textes machen. Das heißt, es

werden zunächst alle Zahlen incl. der Einheiten herausgeschrieben. Also die berühmte Frage: Was ist gegeben? Häufig ergibt sich dann von ganz allein die Frage nach dem Gesuchten, weil einfach alle unnötigen Füllbeschreibungen weggelassen werden. Dann gilt es, die Zahlen evtl. in eine Skizze zu übertragen und eigene Fragen zu formulieren. Darüber wird klar, welcher Gruppe diese Aufgabe zuzurechnen ist: Verhältnisrechnung, Volumenberechnung o.ä. Häufig wird dann verständlich, welches Verfahren ich anwenden muss: die einfache Multiplikations- oder Additionsrechnung mit Hilfe von Formeln oder den Dreisatz. Bekannt sein müssen die Grundrechenarten und, dass es so etwas wie die Vereinbarung von Formeln oder Umrechnungsfaktoren gibt. Dieses Wissen kann man nachschlagen, die Umschüler müssen es leider für die Prüfung auswendig können (wer weiß schon, warum ein Abiturient eine Formelsammlung benutzen darf, der einfache Berufsschüler aber nicht).

Der kleine Horror

Trotz aller Vorüberlegungen und intensivster Vorbereitungen des Unterrichts war es dann eines Tages soweit. Schnell hatten die Schüler heraus, dass da an der Tafel was Falsches passiert. Es gab eine heftige Debatte, und bewundernswert sind die Menschen, die einer mündlichen Zahlendebatte folgen können. Ich habe dieses Desaster abgebrochen mit der Zusage, dass die Klärung das nächste Mal erfolgt. In dieser Situation herrschte erneut helle Aufregung, weil die Schüler es natürlich auch nicht gewohnt sind, dass Unvollständiges beim nächsten Mal geklärt wird. In der Regel wird der Unterricht weiter durchgezogen, abgebrochene Themen häufig nicht zu Ende geführt. Die nächste Stunde habe ich dann mit einem Zitat begonnen:

„Wissenschaft ist ein systematisches Erkenntnisverfahren, in dem gleichsam die ‚Gemeinverständlichkeit‘ des Ergebnisses und seiner Begründung die Richtigkeit ausweist – eine prinzipielle Gemeinverständlichkeit unter vernünftigen Menschen. Ein solches Erkenntnisverfahren ist verlässlich lehrbar. Intuition, Glaube, Phantasie, Dichtung sind es nicht. Die in ihnen möglichen Formen der Erkenntnis können nicht zum Auftrag eines staatlichen Unterrichtsbeamten gemacht werden. Die Aufgabe der öffentlichen Schule ist nicht individuelle Erweckung oder Erbauung, nicht Beschwörung von Macht, Glück, Geheimnis, sondern die Einführung in die gemeinsamen Formen der Erkennens und die Einübung in die gemeinsamen Regeln des Handelns“. (Hentig, H.v.1985:43)

Verstanden hat es vermutlich keiner so richtig und jeder was anderes, aber die Reaktionen waren wichtig. Herr Hassan, ein Türke, hat mir sofort und spontan alle Achtung beigemessen. Herr Papke, Westdeutscher: Das ist ja Kommunismus. Herr Baur, Russendeutscher, studierter Landwirt und ehemaliger Leiter einer Kolchose: Nein, das ist kein Kommunismus. Herr Hennouch, Moslem und Afrikaner: Glaube ist doch lehrbar.

Nachgeschoben habe ich dann noch, dass ich die Regeln zwar kenne, aber einfach auch voreilig gehandelt habe, so dass meine Begründung nicht standhalten konnte. Der Vorfall hat dem Klima in der Klasse gut getan, dem Einlassen auf meine Vorgehensweisen, das Zulassen von Fehlern. Herr Papke bestand zumindest einmal darauf, einen von ihm gemachten Fehler an der Tafel in der nächsten Stunde wieder gut machen zu dürfen.

Nachschau zu diesem Vortrag (2004)

Im Sinne des Notizbuches 61 „Wer lehrt, lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lernen“ habe ich in diesen 3½ Jahren, die Schule ist leider den allgemeinen Einkürzungen zum Opfer gefallen, vermutlich das meiste gelernt. Einen besseren Einstieg mit Faktenwissen hätte es für meine damals gleichzeitig beginnende Selbständigkeit nicht geben können. Den Dreisatz beherrsche ich heute aus dem FF, Flächenberechnungen und dergleichen sitzen. In dieser Zeit habe ich z.B. auch mal eine Systematik angefertigt zum Zusammenspiel unseres Einheitensystems. Ich war überrascht über der Logik in diesem System und warum mir das in 13 Jahren Schule nie so erklärt wurde – wie einfach das eigentlich ist. Auch Wirtschaftskunde hat mir noch mal eine gehörige Portion an Grundwissen verpasst, Wissen, das scheinbar für Abiturienten nicht relevant ist. Dazu gehört auch die gewonnene Routine, über Stunden die Vorturnerin zu spielen. Dabei vergesse ich nicht, dass mich dieser ganze Kram in meiner Berufschulzeit auch nicht die Bohne interessiert hat.

Nach wie vor halte ich dieses Konstrukt, Lernbehinderte und Ingenieure in eine Klasse zu packen, für abstrus, Dazu kommt das Russendeutsche aus ihrer Heimat wesentlich bessere mathematische Kenntnisse mitbringen als andere Schüler. Dieses Phänomen habe ich bereits in meiner Zeit als Arbeitsleiterin für schwervermittelbare Jugendliche festgestellt.

Weiter unterlag ich im Schulungszentrum dem offiziellen Verbot, differenzierten Unterricht durchzuführen – für dieses Verbot wurde ich mal von offizieller Seite aus dem Unterricht heraus zum Chef zitiert („Das gibt es bei uns nicht, wir sind alle gleich“). Zusätzlich war es aufgrund der mitgebrachten unterschiedlichen Lerngeschichten der Teilnehmer nahezu unmöglich Gruppenarbeit durchzuführen. Dazu fehlte die Bereitschaft, schwächeren Teilnehmern etwas zu erklären, gleichzeitig wurden Animositäten sofort zum Ausdruck gebracht. Letzteres änderte sich oft nach der ersten gemeinsamen Lehrgangswoche mit Heimunterbringung. Da diese häufig erst nach einem Jahr stattfanden, versuchten die Sozialarbeiterinnen dies auf meine Anregung hin zu ändern. Manchmal versuchte ich auch, die Ingenieure und fitten Schüler ganz offensiv in die Lehrsituation an der Tafel zu bringen, um sie über den Stoff den sie beherrschen wenigsten in der fremden Sprache zu schulen und auf eine mündliche Prüfung vorzubereiten. Im Prinzip hat dieses Vorgehen am besten funktioniert. Tatsache ist aber, dass mich dieses Vorgehen am meisten überfordert hat. Im Klartext hieß das nämlich, mir selber den Stoff anzueignen, den Schwächsten sozusagen das Einmaleins beizubringen und nebenher umzuschalten und Schüler auf die Lehrsituation vorzubereiten.

Literaturverzeichnis:

Appel, A. 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen. NB 26 der Kasseler Schule. S 9-71.
Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

Hentig, Hartmut v. 1985: Die Menschen stärken, die Sachen klären. Stuttgart

Protze, K. 2003: Anfang und Ende – didaktische Regeln. NB 61 der Kasseler Schule. S 51-60. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel.

Über-Führungen

Dagmar Kuhle

Den Kurz-Vortrag möchte ich zum Anlass nehmen, etwas über meine Arbeit im Museum für Sepulkralkultur¹ in Kassel zu berichten. Kennengelernt habe ich es auf der Suche nach Literatur zu meiner Diplomarbeit über Moden auf dem Friedhof. Auf diesem Wege erfuhr ich zunächst von der Existenz der kleinen, zum Museum gehörigen Fachbibliothek und damit auch vom Museum. Zufällig wurde gerade eine Aufsicht gesucht - dies wurde der Beginn meiner Arbeit dort. Bald gab es Gelegenheit, Führungen durch die Dauer- und wechselnden Sonderausstellungen zu geben, einen Vortrag zu halten, Führungen über den Kasseler Hauptfriedhof und Seminare anzubieten.

Die Tätigkeit als Aufsicht kann für Alle, die sich nicht gut selbst beschäftigen können, wenn wenig los ist, eine öde Angelegenheit sein; für alle, die sich gut selbst beschäftigen können, wird es eher öde, wenn viel los ist. Wenn geringe Besucherströme es erlauben, ist Lesen und freies Umherschweifen möglich. Kulant, wenn man bedenkt, dass dies traditionell ein ‚Wärterdienst‘ war und sicherlich auch heute sein kann, in dem ein Wärter der strengen Beaufsichtigung einzelner Räume oder Kunstwerke zugeteilt ist. So schildert Javier Marias diese Tätigkeit in seinem Roman ‚Mein Herz so weiß‘: Der Wärter Mateu muß *ausschließlich, immer und nur* ein einziges Bild bewachen: Rembrandts ‚Artemisia‘ aus dem Jahre 1634,

„...auf dem die erwähnte Artemisia, deren Gesichtszüge denen von Saskia, der Frau des genialen Malers und sein häufiges Modell, sehr ähnlich sind, einen schrägen Blick auf einen kompliziert geformten Kelch richtet, den eine junge kniende Dienerin ihr reicht, die dem Betrachter fast den Rücken zuwendet.(...)... im Hintergrund ist der Kopf einer alten Frau zu sehen, die eher den Kelch als die Dienerin oder Artemisia selbst beobachtet (wäre es Sofonisba, so besteht die Möglichkeit, dass die Alte ihr das Gift hineingetan hat), man kann sie nicht sehr gut erkennen, der Hintergrund ist ein zu geheimnisvolles Halbdunkel oder er ist zu schmutzig, und die Gestalt Sofonisbas ist so licht und nimmt so viel Raum ein, dass sie die Alte noch zweifelhafter erscheinen läßt“ (MARIAS, J. 1992/1997:136).

Wir erhalten eine Ahnung von der Kompliziertheit und Vielschichtigkeit dieses Gemäldes, das Mateu qua seines Dienstes unablässig zu betrachten gezwungen ist. Nachvollziehbar, dass er zunehmend Aversionen gegen dieses Bild entwickelt, da er es weder entschlüsseln noch ihm entfliehen kann... die Situation eskaliert:

¹ Dieser zungenbrecherische Name ist vom lateinischen ‚sepulchrum‘, Grab-, Grabstätte, abgeleitet. Das Museum hat den Umgang mit Sterben und Tod im deutschsprachigen Raum vom Mittelalter bis zur heutigen Zeit zum Thema.

„Na, Mateu?“ sagte mein Vater ruhig zu ihm. „Sehen Sie sich das Bild ein bisschen genauer an?“

Mateu wandte sich nicht um, er kannte Ranz' Stimme genau und wusste, dass er jeden Tag, bevor er ging, aufs Geratewohl einige Säle abließ, um festzustellen, ob sie unversehrt waren.

„Nein“, antwortete er völlig natürlich und gelassen. „Ich überlege mir, ob ich es verbrenne.“ (ebd.:136).

Den bedauernswerten Museumswärter führt der Mangel an Tat zum Versuch eines Attentats (vgl. ebd.:141).

Nun, soweit wollte ich es nicht kommen lassen, nutzte deshalb die Zeiten der Stille zur Vorbereitung auf Friedhofs-Spaziergänge, Vorträge und Kurzseminare. Anhand der jeweiligen Ausstellung überlegte ich mir einen ‚Arbeitsauftrag‘, zum Beispiel die Disposition für einen Rundgang anzufertigen, um dies als Leistung anbieten zu könne. Ein solcher ‚Arbeitsauftrag an mich‘ war, für die aktuelle Ausstellung ‚Last minute‘ eine Führung zu erarbeiten.

Grundsätzlich gibt es folgende Überlegungen und Thesen zum Vorgehen:

1. Unabhängig von dem realen Aufbau, der Chorologie der jeweiligen Ausstellung benötige ich ‚meine eigene Geschichte‘ dazu, einen selbstgeknüpften Roten Faden, an dem entlang meine Erzählung verlaufen soll.
2. ‚Meta-These‘: ein Museum kann ein kommuner Ort sein, wenn es z. B. über Rundgänge gelingt, Gespräche in Gang zu bringen, aus denen die Beteiligten etwas in die Kommunität außerhalb des Museums mitnehmen können.

An dieser Stelle ist es spannend, darüber nachzudenken, was Museen eigentlich für Orte sind. Das Museum für Sepulkalkultur beinhaltet viele ‚unspektakuläre‘ Exponate, weil sie alltägliche Handlungen dokumentieren, wie Kamm oder Rasiermesser, die für die letzte Pflege eines Verstorbenen benutzt wurden, oder für den Alltag taugliche Vereinbarungen ausdrückten wie Trauerkleidung und Trauerschmuck. Es sind, nach gängigem musealem Verständnis, nicht unbedingt ‚besondere‘ oder im monetären Sinne ‚wertvolle‘ Gegenstände – ganz im Gegensatz zu ihrer Bedeutung für das alltägliche Leben, in dem sie zur Herstellung von Kommunität beitragen – darin waren sie durchaus auch besonders und voller Wert. Museen, volkskundlich ausgerichtete Museen, beziehen ihre Existenzberechtigung aus der Auflösung der Alltäglichkeit und Selbstverständlichkeit solcher Handlungen – sonst gäbe es nach gängigem Museums-Verständnis keinen Grund, diese Gegenstände auszustellen, und für die Kundschaft keinen Grund für einen Besuch. Ist die Seltenheit oder Besonderheit durch die Alltäglichkeit des Gegenstandes nicht gegeben, so scheint das durch den Hinweis auf den Verlust der zugehörigen Handlung eingeholt werden zu müssen – *das* macht ihn besonders, kann einen gewöhnlichen Gegenstand in den Status des Betrachtenswerten erheben. Selten oder entaktualisiert - das klingt in jedem Fall verstaubt. Ist das der Grund, warum Museen *immer* ein leicht verstaubtes Ambiente anhaftet?

„Meine früheste Erinnerung an ein Museum verbindet sich mit einem venezianischen Palazzo, in den mein Kindermädchen mich mitnahm, als ich fünf war. Ich erinnere mich an weite Flure und hohe Decken, an das graugoldene Licht, das die staubigen Räume erhellte, und an das alles überdeckende Gefühl, mich in einem Haus kinderfressender Riesen zu befinden“ (MANGUEL, A. 1999: 194).

Einer Verstaubung wäre ja eine Betrachtung entgegenzusetzen, die Exponate verwendet, um ein ‚Bewusstsein von Geschichte‘ zu erlangen:

„Bewußtsein von Geschichte‘ soll bezeichnen, daß es zwischen unreflektierter Übernahme von Vergangenen ins Jetzt: zwischen Tradition und daraus abgeleitetem Traditionsbewusstsein einerseits und andererseits dem historischen Bewusstsein, also der Form historischen Wissens, das dem Vergangenen keine verpflichtende Wirkung für die Gegenwart zugestehen will, ein drittes Verhältnis zur Geschichte geben kann – die Einsicht, dass das Vergangene, wie immer auch verstanden und bearbeitet, in der Gegenwart Wirkung hat und also bewußt integriert werden muß. ‚Bewußtsein von Geschichte‘ ist mithin ähnlich wie ein psychoanalytisch aufgeklärtes Bewusstsein reflexiv: mit Referenz auf das, was hier und jetzt nicht ist, doch untergründig dieses Hier und Jetzt bestimmt.

Diese Einsicht ist leicht zu gewinnen, doch sie ist schwer zu vollziehen. Denn sie stellt einen jeden vor die Frage, inwieweit das Vergangene für jeden von uns verbindlich ist“ (FEHR, M. 1995: 11).

Das ist es, was über Gespräche im Museum mitgenommen werden könnte: Bewusstsein über die Herkunft bis dahin vielleicht ‚selbstverständlich‘ erscheinender sozialer Vereinbarungen – die Voraussetzung einer möglichen Wertschätzung.

Vor dem Hintergrund oben genannter Thesen sind zur Vorbereitung eines Ausstellungs-Rundgangs drei Fragen wichtig:

1. Was ist die Vorgabe?
2. Welche Geschichte ‚lese‘ ich darin, finde ich erzählenswert?
3. Welche Stationen sind mir für das Erzählen dieser Geschichte dienlich?

Nehmen wir das Beispiel der Sonderausstellung ‚Last minute‘. Die Vorgabe umfasst viele Abteilungen zum Thema: Wie werden Sterben und Tod aktuell gehandhabt? Zum Beispiel eine ‚Insel‘ mit Jenseitsbildern, ein ‚Berufe-Kabinett‘, ein ‚Industrie-Regal‘. Es ist keine chronologische oder inhaltliche Begründung für die Folge der Abteilungen erkennbar: ein Nebeneinander – anders als eine klassisch kulturgeschichtliche Ausstellung, die zumindest die Chronologie als einen logischen Faden anbietet.

Aus der Vorgabe gilt es Einzelheiten festzustellen und auszuwählen, um daraus eine Kette zu reihen, was STEN NADOLNY die Auswahl-Leistung des Erzählers nennt (NADOLNY, S. 1990/1991: 52). Aus jeder Abteilung einen Aspekt herauszuarbeiten, der zum Verlauf einer erzählten Geschichte einen Mosaikstein beiträgt, kann zur Folge haben, zwischen den Abteilungen auch mal räumlich und zeitlich ‚springen‘ zu müssen, denn der Sinnzusammenhang

macht die Kette aus. Um jedoch anzulegen, was M. FEHR mit ‚Bewusstsein von Geschichte‘ bezeichnet, wird es in der vergangenheitsaussparenden Präsentation von ‚Last minute‘ notwendig, an ausgewählten Stationen die Vergangenheit dazuzuerzählen. Ein Beispiel: In dem großen Industrieregale sind die aktuellen Möglichkeiten verschiedener Bestattungsformen in der Schweiz ausgestellt. Nach einer Feuerbestattung kann die Asche zum Beispiel in so genannten Friedwäldern ausgestreut werden. Dort kann schon zu Lebzeiten für 99 Jahre ein Baum gepachtet werden, zu dessen Wurzeln später die Asche gegeben wird. Viele Besucher sind fasziniert von dieser Möglichkeit, und nach Zeitungsberichten steht eine Eröffnung erster Friedwälder auch in Deutschland unmittelbar bevor (vgl. BREMER NACHRICHTEN 5. 4. 2001). Unkommentiert kann der scheinbaren Vielfalt der Regalausstattung nur die Begeisterung entsprechend modischer Effekte folgen: alles so schön bunt hier. Will man dabei nicht stehen bleiben, lassen sich Fragen nach dem Grund für solche spontane Faszination nur mit einem Blick auf die Geschichte erhellen - damit wird sie verstehbar, hinterfragbar und eventuell einschätzbar auf die Folgen, oder begründbar. So wäre hierzu eine meiner Thesen, dass das Bedürfnis nach einem Ausstreuen der Asche auf einem uralten Ritus beruht: dem Ritus, traditionell der Seele der verstorbenen Person den Weg ‚nach draußen‘ freizumachen. Wenn jemand zu Hause starb, geschah das, indem ein Fenster geöffnet wurde. Doch wer stirbt heute schon noch zu Hause? Und auch im Krematorium ist hierfür kein Weg, keinen Platz. Deshalb, so meine These, wird dieses uralte, heute vielleicht mehr oder weniger nur mehr unbewusste Anliegen, ‚die Seele auf die Reise zu schicken‘ notgedrungen auf später, in das Ausstreuen der Asche ‚in die freie Natur‘ verlegt. Vielleicht ein später Versuch, eine technisierte ‚Entsorgung‘ der Toten wieder einzuholen, oder einen Abschied unterbringen zu können. Entgegen der Vielfalt der ‚Optionen‘ behauptet E. PANOFSKY ja ganz nüchtern, dass wir in unserer Haltung gegenüber den Toten - logisch nicht nahvollziehbar - erstaunlich stur an Überkommenem festhalten (PANOFSKY, E. 1964: 9). Was hieße, dass wir in der Beantwortung der von M. FEHR gestellten Frage, inwieweit das Vergangene für uns noch verbindlich ist, gar nie so frei sind, wie wir zu sein meinen, oder das vielleicht gerne hätten - wie es vor allem die bunten Optionen glauben machen wollen. Um diese im Verkauf aufgebaute (Schein-)Freiheit geht es aber gar nicht, sondern im Sinne FEHR's um das Wissen eigener Bedingtheit und dessen bewusste Integration. So verstanden können ‚Führungen‘ im Museum keine Veranstaltungen sein, in denen der Redefluss immer nur eine Richtung nimmt. Vielmehr sollten sie ansatzweise Gespräche in Gang setzen. Ein guter Anfang dafür ist, sich als ‚Einladender‘ zu Beginn kurz vorzustellen, das eigene Herkommen kundzutun, um damit der Möglichkeit eines späteren Dazuzuerzählens seitens der Teilnehmenden eine Tür zu öffnen. Auf einem Bremer ‚Stammtisch über die Stammtische‘ gab es die Überlegung, dass es jeweils einen ‚Bandleader‘ geben muss, der in ein ‚großes Territorium‘ einlädt. Dieser Gedanke lässt sich auf die Situation im

Museum übertragen. Es gibt dort Mitarbeiter aus verschiedenen Disziplinen (Kunstgeschichte, Volkskunde, Produktdesign, Freiraumplanung), die jeweils auf ihre Weise ein ‚Territorium‘ für eine Art Spaziergang vorbereiten und damit zum Mitgehen einladen könnten. Gehen die Beteiligten mit etwas Dazugelernem nach Hause, können es *Über-Führungen* in den Alltag werden.

Literatur

Bremer Nachrichten Nr. 81 vom 5.4.2001: Für jeden Toten einen Baum. Friedwälder nach schweizerischem Vorbild soll es bald auch in Deutschland geben.

Fehr, Michael: Kunst als ‚Bewußtsein von Geschichte‘. In: Fehr, Michael u. Schellewald, Barbara (Hrsg.): Sigrid Sigurdsson - Vor der Stille – Ein kollektives Gedächtnis -. Köln

Manguel, Alberto 1999: Die Muse im Museum. In: ders.: Im Spiegelreich:189-199. Berlin

Marias, Javier 1992/1997: Mein Herz so weiss. Roman. München

Nadolny, Sten 1990/1993: Das Erzählen und die guten Absichten. Münchner Poetik-Vorlesungen. München

Panofsky, Ernst 1964: Grabplastik: vier Vorlesungen über ihren Bedeutungswandel von Alt-Ägypten bis Bernini. Köln

Stammtisch in Bremen am 10.11.1999: Über den Sinn von Stammtischen.



Symposium 2005. Renaissance-Rathaus von Wittenberg

Zum Ergreifen von Gelegenheiten nicht dem Zufall und nicht den Schülern überlassen

Florian Bellin

Mit geht's diesmal vor allem darum, zu beschreiben, was ich vom letzten Symposium mit in meine Arbeit in Ziegenhain nehmen konnte. Beim letzten Symposium hatte ich zu viel über die Verhältnisse geklagt, zu sehr vom zu harten Boden und zu heftigem Klima gesprochen als daß klar geworden wäre, was für mich dazulernen war, bzw. was über die Arbeit und das Arbeiten zu lernen gewesen wäre (s. ALAIN 1924 / 1994: 86ff; GOSCINNY / UDERZO: Asterix bei den Olympischen Spielen). Ich denke inzwischen, daß ich mich gleichzeitig den zufälligen Bedingungen der Arbeitsstelle wie den Launen der SchülerInnen überlassen habe.

Zur Erinnerung:

Die Arbeitsstelle ist eine Berufsbildungseinrichtung, in der Jugendliche zwischen 16 und 22 Jahren im Prinzip eine einjährige Warteschleife durchlaufen mit Verheißung auf die Vermittlung einer Lehrstelle. Ich gab dort zur Zeit des letzten Symposiums maximal dreiwöchige Gärtnerkurse mit kursweise wechselnden TeilnehmerInnen (4 – 10); 6 – 7 Kurse im Jahr. Hauptarbeitsgegenstände sind ein 150 qm großer von meiner Vorgängerin Heike Lechenmayr übernommener Gemüsegarten und ein Haufen Ziergrün (350 qm Beet + 1000 qm Rasen) der Firma bzw. deren Wohnbebauung, von der der Verein, für den ich arbeite, die Räume gepachtet hat. Die Pflege wird im Prinzip durch verminderte Raummiete ausgeglichen.

Was mir an der Debatte des letzten Symposiums einleuchtend blieb, waren die Überlegungen zur Einrichtung des eigenen Arbeitsplatzes, nach dem Motto, es ist falsch darauf zu hoffen oder darum zu bangen, man möge genug Platz einfach eingeräumt bekommen, als könne der Zufall passen; wenngleich gleichwohl die Kenntnis des Vorgegebenen zu den Voraussetzungen der Änderung gehört. Ich denke gerade als Honorarkraft ist die Annahme, der Tisch sei gedeckt, zunächst grundfalsch, weil man im wesentlichen Lücken füllen soll.

Wenn, dann mußte ich selbst meine Arbeit so organisieren und verändern, daß sie meiner Arbeit und dem Lernen bzw. Suchen der Jugendlichen genug Platz läßt. In Bremen waren wir sicher, daß diese Schritte des Einrichtens der Arbeit früh zu erfolgen hätten (MANG & HÜLBUSCH (Red.) 1997), weil man es selber sonst nicht mehr gebacken kriegt, die verschwiegenen oder falsch zugestanden Absprachen zu wenden. Dafür war es zu spät aber ich wollte doch sehen, was ich noch machen kann. Ich war bis hierhin gar nicht auf den Gedanken gekommen, den Arbeitsplatz selbst zu verändern, hatte ausschließ-

lich daran gedacht, die eigene Arbeit im vorgegebenen Rahmen zu verändern, was eigentlich bedeutet, die Zufälle zu sanktionieren, Diskontinuität zu betreiben und dabei die Vorräte zu verspielen (s. KULLA u. BELLIN 2001).

Der erste Schritt in Richtung Veränderung bestand in der Sicherung des Arbeitsgegenstandes Gemüsegarten, der durch eine geplante Kursstreichung für das Jahr 2001 nicht mehr hätte aufrecht erhalten werden können. Zwar erklärte Kiwi, mein Schreiben an den Vereinsvorstand wäre eine Einladung zu weiterer Kürzung gewesen und meine Arbeitsstundenberechnungen seien wohl für die Katz (also zu viele Stunden; was wir in Saarbrücken auch noch bestätigt haben) aber es wurden zusätzliche Arbeitsstunden (60) bewilligt, damit die Arbeitsgegenstände erhalten bleiben können. Gleichzeitig wurden dann die Kurse doch aufrechterhalten, die Arbeitsstunden aber nicht wieder gestrichen (das heißt real: 410 Std. statt 350).

Der Grund war einfach, der Vorstand hatte Bange wegen der Pflegeabmachung mit dem Verpächter des Grundstücks. Dennoch wäre ohne meine Nachkarte am Ende für die Kurse neben Theorie, Spaziergängen u.ä. nur noch Grünpflege übriggeblieben.

Mein zweiter Schritt bestand in der Debatte um längere Kurszeiträume. Meine Erfahrung war nämlich, daß bei drei Wochen Kurs (das sind bei drei Kurstagen je Woche gerade mal 9 Kurstage á 6 Stunden) niemand so recht im Kurs ankommt, bzw. keine Kontinuität und damit keine Sicherheiten entstehen. Jedenfalls ist mir das nur selten gelungen. In der Debatte wollte ich erreichen, daß eine einjährige Zuständigkeit für einen der Arbeitsgegenstände entsteht und zusätzlich kontinuierlich Kurse, damit einerseits die Arbeit kontinuierlich Platz bekommt und andererseits in den Kursen die Gelegenheit für Nachdenken und Reflexion geschaffen wird.

Bsp.: Konkret stehen in den 7 Sommerhalbjahrsmonaten 410 Std. zur Verfügung, d.h. 12 Std. je Woche, also bei einem Tag Arbeit je Woche, blieben immer noch 6 Std. je Woche Kurs,
also z.B. alle 6 Wochen 3 Wochen Kurs o.ä..

Dem wurde nun von meinen Chefs nur insoweit begegnet, als die kontinuierlichen zusätzlich finanzierten Pflegetermine freiwillig und auf Dauer eingewählt werden können. Außerdem wurden die Kurszeiträume auf wenigstens 5 Wochen verlängert, was erneut punktuelle statt kontinuierliche Arbeit bevorzugt. Das heißt ich habe immer dann zu viele Leute zur Hand, wenn ich sie nicht brauche oder zu wenig, wenn ich sie bräuchte. Das bedeutet wiederum, daß der Lehre in den Kurszeiten kein Arbeitsgegenstand zur Verfügung steht. Meine Intervention hat also keineswegs zum Erfolg geführt aber gezeigt, daß die Intervention möglich ist und also Veränderungen der Absprachen möglich geblieben sind. Daß diese Möglichkeit zur falschen Vorläufigkeit des 'das versuchen wir jetzt mal' führen kann, ist bekannt. Die Überlegung muß gut be-

gründet sein.

Der dritte – beim Symposium nicht vorgetragene - immer wieder überlegte Schritt besteht darin, der Pflege der Grundstücke den Stachel der Bedrohung der Lehre zu nehmen, weil Grünpflege eben einfach eine Zumutung ist und alles was daran zu lernen ist, besser am Gemüse oder Zierpflanzenbau zu erklären ist. Aber da bin ich noch immer nicht über Überlegungen zur Umwidmung der Flächen oder realistischen Pflegeaufwand- Berechnungen hinausgekommen. Mir ist nicht klar, welche Freiräume auf dem Spiel stehen.

Zum Schluß möchte ich noch darauf kommen, was sich für mich in der Lehre geändert hat, seit ich angefangen habe, verstärkt nicht nur darüber nachzudenken, wie ich die Arbeitsgegenstände besser im Griff behalten kann und zugleich, wie ich mit den Jugendlichen die Gartenarbeit verhandeln kann, sondern auch über Veränderungen der Arbeitssituation. Im Prinzip war ich vorher stets einigermaßen angestrengt damit beschäftigt, einerseits hinter der Pflegeverpflichtung herzurennen, anstatt gegebenenfalls etwas daran zu ändern. Andererseits war ich mehr oder weniger verzweifelt bemüht, die Jugendlichen zu interessieren, ihnen etwas zu bieten. Inzwischen lege ich zwar immer noch Wert darauf, sie abzuholen, wo sie stehen, mich aber nicht mehr anzubiedern, sondern darauf zu beharren, daß ich weiß und verstehe, wie es gehen kann, sei es Pflegearbeit oder Arbeit im Gemüsegarten zu machen und zu verstehen.

Dazu abschließend ein Zitat von Jacque Lecoq aus der Lehre vom Theater-schaffen:

„Die Schüler sind die große Kraft der Schule. Sie werden permanent auf sich selbst zurückverwiesen und bringen uns ihr eigenes Theater. Wir geben Themen vor, machen ihnen Vorschläge, fordern sie heraus, erlegen ihnen Einschränkungen auf, aber wir können unsere Arbeit nur vertiefen, wenn sie daran interessiert sind. Allerdings kommt von den Schülern oft Widerspruch. Man muß sie dann anhören, darf aber gleichzeitig nicht zu sehr auf sie hören. Man muß sich ihnen auch entgegenstellen und kämpfen, um sie in einen wahrhaft poetischen Raum mitzunehmen. „ (LECOQ, J. 2000: 38)

Zur Debatte beim Symposium

Eine Antwort auf das LECOQ – Zitat bestand in einem anderen LECOQ – Zitat seitens Kiwi, das auf den ‚Apostolischen Eifer‘ (s. A. APPEL 1997) im Gehalt der vorgetragenen Gedanken abzielte, denn der Gedanke, die SchülerInnen von Irritationen ‚heilen‘ zu wollen war eben durch diesen Eifer motiviert:

„Wenn manch einer sich nach dem Unterricht besser fühlt, ist das ein zusätzlicher Gewinn, es ist aber nicht mein Ziel, die Leute durch das Theater zu heilen. In einem Schaffensprozeß gehört das geschaffene Objekt nicht mehr dem Schaffenden. Das Ziel ist der Schöpfungsakt: eine Frucht hervorzubringen, die sich vom Baum löst!“ (LECOQ, J. 2000: 30; Berlin)

So gesehen sind dann weder die SchülerInnen, noch der Garten mein Arbeitsgegenstand. Der Garten ist ein Lehrmittel, darauf wies Kiwi hin, das weder am Erwerbsgarten zu messen ist noch an Erwerbspflege, sondern an der Lehre, die daran und damit möglich wird. Die Schüler sind nicht Gegenstände der Lehre, sondern Lernende und zugleich, wie in jedem klugen Seminar Lehrende (s. Debatte um A. CROSS' Überlegungen 1971 / 1990), die eine wie die andere Seite des Lernens und Verstehens, die nicht personen- sondern situationsgebunden sind. Prinzipiell bin ich der Lehrer, der aber durchaus auch Rollen zuweisen kann, wie die des Lehrenden an die Schüler (s. Kompaktseminare etc.) und der Lernender in der Situation und von den Schülern werden können muß, weil er sonst falsch allwissend tut und die Freiräume des Lernens aller Beteiligten verspielt.

Literatur

- Alain** (1924) /1994: Sich beobachten heißt sich verändern. Frankfurt a. M.
- Appel, A.** 1997: Wie der apostolische Eifer zuschlägt. S. 70 – 82. In: MANG et HÜLBUSCH (Red.): Muttheorie gegen Zumutungen. Notizbuch 48 der Kasseler Schule.
- Cross, A.** (1971) 1990: Schule für höhere Töchter. Kriminalroman. München
- Kulla, J. & Bellin, F.** 2001: Grenzüberschreitung und verstehendes Lernen. S. 14 – 22. In: Notizbuch 57 ‚Der Gartenbau in vier Abteilungen‘ der Kasseler Schule
- Lecoq, J.** (1997) 2000: Der poetische Körper. Eine Lehre vom Theaterschaffen. Berlin
- Mang, H. & Hülbusch, K.H.** (Red.) 1997: Muttheorie gegen Zumutungen. Notizbuch 48 der Kasseler Schule



Symposium 2005: K.H. Hülbusch, L. Scharla, P. Arndt (von links nach rechts)

JENSEITS DES AMTES

Arbeit ohne Amt, Amt ohne Arbeit

Karl Heinrich Hülbusch

Am 30. September 1999 habe ich gesagt, und deshalb eine Abtrittsvorlesung mit dem Gewicht auf der Ernte aus 25 Jahren Lehren und Lernen incl. einer Analyse des 'Lehr- Betriebs' gegeben, daß die Ernte jeden scheelen Blick auf eine Fortführung unnötig mache. Es gäbe nichts, das mit schlechtem Gewissen nachzuholen wäre. Die Emeritierung sei bewiesenermaßen und guten Gewissens verdient. Es bedarf keines Amtes, wenn die Ökonomie sicher ist, und man Arbeiten kann - mit einer 'Liegenschaft' im Rücken. Die Arbeit, so wo war meine Überzeugung, die bleibt, ist die, die dem Amt die Substanz und das Gewicht der handwerklichen Sachlichkeit verlieh, war und ist unbezahlt und unbezahlbar. Nach dem Wunschtraum des 'Liegenschaftssyndroms' ist die 'Rente' gesichert und die Zeit für's Amt wird frei, weil Angebote, Anfragen und Berufung wegfallen. Mitteilung und Delegation aus der Substanz, die Arbeit des Lehrers, der die Substanz der Gelehrsamkeit im Amt des Lehrers und Pädagogen herstellt und erhält, entfällt. Jetzt ist die Zeit für den Privat-Gelehrten gekommen. Die Neugier, das Vergnügen an der Kenntnis und Einsicht wird vom Lehrauftrag / Lehramt beflügelt. Die Limitierung der Zeit durch Termine, die i.d.R als Einschränkung empfunden werden, sorgt für eine konzentrierte Bearbeitung, die neben der handwerklichen Routine der Arbeit merkwürdigerweise die Zeit für Erweiterungen des Kenntnisstandes herstellt. Die Macht des Amtes schafft eine Verbindlichkeit zur Einhaltung der Verabredungen, die, wenn man nicht permanent an der Ökonomie der Zeit scheitern will, das Standbein bestärkt, damit das Spielbein Freiraum behält 'Butter bei die Fische', ja, denn der Werksinn muß genährt werden. Gerade deshalb hat der Lehrer den Auftrag, das Amt, daß die SchülerInnen

„ zum ersten mal fühl(t)en, daß sie existierten und Gegenstand höchster Achtung waren. Man hielt sie für würdig, die Welt zu entdecken" (CAMUS, A 1960/1997: 128)
„Kurz, er soll nicht Gedanken, sondern denken lernen man soll ihn nicht tragen, sondern leiten, wenn man will, daß er in Zukunft von sich selbst zu gehen geschickt sein soll" (KANT I. 1765/1995: 298)

Der Werkinstinkt

Die Arbeit der StudentInnen und SchülerInnen, Lehrlinge kann die LehrerIn in der Rolle der Hebamme (H. v. KLEIST 1805/1961)) sublim in die eigene Arbeit übersetzen (HÜLBUSCH, K. H. 1989). Aber ohne eigenes Werk, das dem Lernen beim Lehren gedient ist, kann der LehrerIn diese Bestätigung und Befriedigung nicht gelingen. Die Lehrbriefe des Lehrers resümieren und reflektieren die Einsichten aus dem Lernen mit mehr Distanz, systematisieren sie ver-

einfachend und setzen die LehrerIn der Not aus, für sich die verdammte Not z.B. des Schreibens immer wieder an der eigenen Arbeit zu prüfen, damit die Arbeit bekannt und vertraut bleibt. Gleichzeitig gehe ich davon aus, daß der Werkinstinkt mehr zu fressen braucht. Daß nach Talent und Neugier die Übung von laienhaft durchgeführten Werken, was so dusselig unter Hobby geführt wird, hilfreich ist zum Verständnis der Analogien und zur Herstellung einer Distanz die professionell hilfreich ist und den Blick des Laien schärft. Die orthodoxe Bindung an die Anforderungen des professionellen und alltäglichen Tags, die z.B. Lehrende zu ausreißenden Reisen und wütenden Köchen und Gourmets, vom Geschmack regierten Fremden in der eigenen Welt macht, sollte aufgehoben werden durch unprofessionelle Neugierden, die der Profession widersprechen und damit dienlich sind.

Pensionäre und Arbeitslose mit Geld und Zeit

Das freie Amt des Lehrers ist damit verwandt, wenn die Hebammenkunst nicht privilegiert wahrgenommen wird. Für diese Stellungen gilt immer die Freiheit von äußeren Anforderungen als Bedrohung, der mit hektischer Betriebsamkeit und erfundenem Zeitmangel Bedeutung verliehen wird. Gelassenheit ist eine Übung, die nur erworben wird, wenn die Profession distanziert betrachtet und bei jeder anderen Tätigkeit anwesend gemacht wird. Die 'hilflosen Helfer', ein Syndrom aller unpraktischen und ratenden (also tertiären) Berufe, bieten den Hang zum Zynismus und zur Volkstänzerie (RIESMANN, D. 1950) an, die eine Diskussion über die sogen. Verhältnisse offeriert. Ohne Amt vergeht die Kritik an der Institution. Anders gesagt: Wer über die selbstgenügsame Subsistenz schwadroniert, hat ein Amt und tritt amtsmäßig auf, spielt also Theater. Zurück: Die akademische Produktion ohne Amt entbehrt der äußeren Anlässe. Merkwürdig ist, daß dann - Gelegenheit und Mittel vorausgesetzt - die handwerkliche Tätigkeit einen Leerlauf aufnehmen kann, wenn die Tätigkeit nebenher geübt wurde. Die Macht des Amtes besteht nur aus Mangel an Fähigkeit aus der Macht. Die Macht ist in der Adresse angegeben. Wenn man diese Macht los wird, steht man ganz dumm da. Wer also nicht die freie Schreibe und die handwerkliche Liebe hofiert hat, hat keine Gelegenheit der soliden Kompensation. Natürlich kann man ein neues Leben anfangen, also wieder mal ausreißen. Für mich gilt, daß die Gärtnerei eine Lücke ausfüllt, weil ich der immer schon angehangen habe und die Möglichkeit professioneller Rückfragen darin besteht. Merkwürdig dabei ist zu lernen, daß manche unserer Debatten falsch waren und die Hofierung der Subsistenz von PfarrerInnen organisiert und z.B. die asoziale Wirtschaftshufe der physiokratischen Subsistenz der Metropole (s. SOMBART, W. 1922) hofiert. Die Subsistenz ist weitgehend ein romantischer Blick aus der Metropole aufs heile Land und die ursprüngliche Zufriedenheit. TSCHAJANOW's (1923) Überlegung, daß Bauern nur so viel arbeiten, wie für den Lebensunterhalt nötig ist, setzt voraus, daß der Bauer darüber befinden kann. Und das geht nur, wenn über die Arbeitsmittel -

Haus, Hof und Feld - verfügt wird. D.h. nichts anderes: nur wenn die Steuern umgangen und die Abschöpfungen nicht wirksam werden können (Mehrwert-, Ökosteuer, Mieten und Renten), ist die Subsistenz eine Freiheit der Entscheidung. Andernfalls ist sie ausschließlich Not an Mitteln, also erzwungene Sparsamkeit, die keine Mittel für die Verschwendung frei- und bereitstellt. Jeder Akt kommunaler Tätigkeit ist Subsistenz, frei und überzeugt gegeben. Subsistenz setzt Souveränität voraus, damit verschwenderisch gehandelt werden kann. Subsistenz entbehrt der Buchhaltung, weil die Seite des Gebens nichts in Rechnung stellt. Die Lehre ist subsistenzuell, wenn sie verschwenderisch ausgeteilt wird. Selbst das Geben ist darin auch Empfangen und Nehmen. Lehren kann nicht in Rechnung gestellt werden.

Arbeiten und lernen ohne Amt

Ohne Termin kann man nicht 10 Stunden Tag für Tag am Schreibtisch sitzen, was man ja mit einem Amt ausgestattet nicht tut. Die Erledigungen ordnen den Tag in viele kleine Abschlüsse, die mit der Zeit in Werken abgeschlossen werden. Niemand wäre in der Lage, ohne wildes Leben und den Wind eines Kompaktseminars unter vollen Segeln mit vollem Schiff heimzukehren. Wenn auch geruhsamer, so ist der Arbeitstag der LehrerIn auch wild und unter vollen Segeln bei mildem Wind nicht anders gestrickt. Nachdenken, Vorbereiten, Schreiben müssen unter der Rubrik Tagebuch, damit möglichst wenig verloren und vergessen wird, geführt werden, also als Nachbereitung, Reflexion und Vorbereitung. Ohne Amt und Betrieb ist am Schreibtisch die Hungerkur angesagt. Es gibt den Ausweg der Beschäftigung wie das Herumstehen auf Hochschulfuren und in Sitzungen. Wie z. B. Bettina Helmrich behauptet, lernt sich im Studium der Landschafts- und Freiraumplanung nebenher eine Disziplin gegenüber jedweder Arbeit, dem systematischen Gegenstand und der professionellen Neugier und Bearbeitung und Verständigung, der die Routine des Handwerks hilfreich zur Hand ist.

Gärnerei und Färberei

Beide Handwerke sind zunächst trotz aller Vorkenntnis nur halbwegs gesicherte Erprobungen, die von plausiblen Überlegungen aus geführt werden. Etwa vergleichbar dem Weg zur Vegetationskundigkeit über die einleuchtenden Grundannahmen der Vegetationskunde und das simple Verfahren der Pflanzensoziologie, für die Herstellung der Gegenstandskennntnis. Bevor ein Handschlag gemacht wird, muß überlegt sein, was und warum man macht. Dann wird die Arbeit, Mittel und Technik überlegt. Anschließend wird die Verfertigung nach der Maßgabe der Tabellenarbeit redigiert. Die Ernte, die relativ einfach und qualitativ messbar ist, was dem Werkinstinkt frönt, wird am Ende gemessen an der Prognose und der Art der Arbeit. Weil der Ertrag materiell ist aber immateriell nach der Klugheit der Arbeit und der Überlegung geprüft wird, fallen Mängel und Fehler auf. Es gibt ganz praktische Fehler, deren Ursachen

leicht zu rekonstruieren und zu revidieren sind, weil sie vornehmlich unzutreffenden Schlußfolgerungen entstammen. Mangelnde Kenntnis erfordert das Studium der Literatur, die gezielt angefragt werden kann. Wie beim übrigen Literaturstudium fällt bald die Unangemessenheit der rezeptologischen Ratgeberliteratur auf, weil darin nie das Prinzip zur Regel dargelegt wird. Dagegen ist die i.d.R. lexikalische Fachliteratur, deren Anordnung systematisch formal erfolgt, so, daß Analogien selbst hergestellt, zumindest vervollständigt werden müssen. Jedenfalls ist die solide Fachliteratur sehr gut zu verwenden und gegenüber der Ratgeber- und Überzeugungsliteratur aus ambitionierter Hand leicht zu prüfen und aus der Erfahrung zu ergänzen bzw. zu kritisieren.

Arbeit oder Hobby

Arbeit und Hobby sind beide aufs materielle Werk gerichtet. Sie sind unterschieden in der Neugier. Das Hobby gibt gerne die perfekte Nachahmung des Handwerks ab und bleibt auf die Handwerklichkeit mit der Tendenz zur Volkstänzerie im Hang zur naturgegebenen Perfektion beschränkt. Die Arbeit hat neben dem Werk oder Produkt den Zugewinn an Kenntnis und Analogien im Blick, damit das Verständnis größer werde. D.h. neben der Technik und den Regeln gilt die Aufmerksamkeit dem Prinzip und der Theorie. Dabei kriegt man nebenbei heraus, daß expertokratisches Wissen mit relativ geringem Aufwand zu erwerben ist, wenn die Arbeitsproben zur Prüfung der Literatur genutzt werden. Die Arbeit findet real am Schreibtisch statt.

Lehren unter Nachbarn

Mit der Erfahrung des lehrenden Lernens ist man verdorben für's ungesprächige Palaver, das ohne Zuhören stattfindet. Alle Leute, die der Überlegung und Abwägung statt dem Zynismus und den eiligen Vorbehalten und Sicherheiten frönen, sind Nachbarn. Das gilt auch gegenüber StudentInnen. Die Nachbarschaft ist in diesem Sinne eine Übung im subsistenzuellen Tausch, der nicht verrechnet werden kann, geschweige denn einzuklagen ist. Unter Nachbarn gibt es zwar joviale Akzeptanz, nie aber Konkurrenz, weil die Marotten gültig sind, solange sie nur nicht zu nahe treten, also erzieherisch wirken wollen. Die Nachbarn sind in aller Freundlichkeit auch Gegenstand des Studiums über die eigene Verhaltensweise oder Verfangenheit. Wichtig ist dabei, daß ich mich selber betrachten lerne. Der Kritiker muß nicht nur gut bewandert sein und alle Vorwände kennen. Das ist allerdings nötig, damit zugehört und nachgedacht werden kann. Jedenfalls ist das Gespräch unter Nachbarn bei jedem Widerspruch sympathisch, damit wieder miteinander gesprochen werden kann. Es ist völlig albern, den Streß so weit zu treiben, daß die Botschaft des 'guten Tages' nicht mehr zugelassen ist.

Die zufälligen Nachbarn und die professionellen Nachbarn

Die zufälligen Nachbarn trifft man immer mal wieder. Die Nachbarn der Welt

sind nur per Schreibe zu erreichen. Zur Versicherung und zum großzügigen Naturaltausch ist erst einmal eine Arbeit erforderlich, die konkret ausgeübt wird - also z.B. 'Lehren', 'Verwalten', 'Planen', 'Händlern', 'Gärtnern', 'Färben', 'Betreuen', etc.... Innerhalb der Tätigkeit wird über den Erfolg die Vorbereitung und Durchführung der Arbeit geprüft und reflektiert. Dazu gehört die Führung eines spröden Tagebuches, damit die Erinnerung festgehalten wird, und nicht verloren geht - also z.B. das 'Gartenbrevier' oder die 'Färbeprobe', die den Mitschriften bei Vorträgen und Seminaren ähneln und von MEAD, M. (1958) oder BERGER, P.L. / KELLNER, K. (1984: 36) 'das Ritual zur Aufrechterhaltung des Insider- Outsider- Status mit der Technik kontinuierlicher Feldnotizen' genannt wird. Dieses Verfahren zur Sicherung der Aufmerksamkeit könnte auch 'spontane Supervision' genannt werden, weil mit Abstand über die eigene Schulter schauend von der Katamnese ausgehend die 'Therapie' und die 'Anamnese' aufeinander bezogen 'kritisiert' werden. In der Situation ist diese Methode angemessen. Wenn aber eine systematische Darstellung und Ordnung der Fälle unterlassen bleibt, werden aus den Feldnotizen Anekdoten, die zu Wahrheiten stilisiert werden, weil neben Analyse, Vergleich und analogisierender Ordnung (synthetische Merkmale) ein Blick auf Prinzip und Regel ausgeschlossen bleibt. Die sortierte und systematisierte Mitteilung, der professionelle Brief, dient der Disziplin der Betrachtung und übernimmt die Beweisnot für die Solidität des 'Gesprächs', d.h. fordert die Antworten heraus. Also Beiträge, die der Überlegung folgen und mit Ergänzungen, Erweiterungen und Analogien aufwarten können, so daß, nach PANOFKY E. (1979), 'die ganze Reihe Sinn bekommt' (s. BOURDIEU, P. 1974: 153-154).

Nichts Neues,

ist es mit der Behauptung, daß ohne äußere Anforderung oder Termine mehr Zeit sei und deshalb immer zuviel Zeit. Die Katamnese, die Prüfung der Geschichte vom Ende her, ist immer eine Arbeit, zu der man sich zwingen oder disziplinieren muß, weil sie gemeinhin nicht der Arbeit zugehörig angesehen wird und auch nicht 'honoriert' wird. Dieses individuelle Balintseminar alleine schützt vor Orthodoxie und Schematismus und bestärkt die Routine und Neugier. Damit wird der Vorrat an Erfahrung - „Eine Handlung und ihre Folge müssen in der Erkenntnis miteinander in Verbindung gebracht werden" (DEWEY, J. 1934/1988: 57) - hergestellt, die Voraussetzung der Intuition - von Spürsinn, Augenmaß und blitzschneller Rekapitulation sind (s. GINZBURG, C. 1983: 91). Wenn wir oft und gerne die zynische und bürokratische, jovial doktrinaire Reaktion im 'Amt' verknocheter 'Fachleute' beschimpfen, sind wir immer mit Leuten beschäftigt, die ihre Arbeit nie rekapituliert haben. Texte aus der Feder von Schematisten sind dem Vorbehalt, der moralisierenden Indoktrination und der Technik des Verfahrens gedient. Die Empörung ist nur vorgetäuscht und dem kurzatmigen, journalistischen Expertokratismus der 'institutionalisierten Wut' (BERGER, P.L. / KELLNER, H. 1984: 123ff.) für die Aufmerksamkeit ge-

dient, dem Markt der Meinungen. Auch das ist nicht neu – das Angebot des Tauschs. Das Angebot des Tauschs geht vom gleichen Tausch aus, das freigebig ist und keine Angst vorm Diebstahl hat, weil diese Angst zur Selbstbeschränkung führt, ist im Tausch auch die Delegation enthalten. Nur die Freigebigkeit gibt den Mut zur Fähigkeit der Delegation, also auch der Weitergabe, die in guten Gedanken und arglos erfolgt. Die Weitergabe ist durchaus egoistisch, weil neben der notwendigen Gegenstandskenntnis und Übersicht – also die praktisch interessante und lernbare Wissensvermittlung – auch der überzeugte Verantwortungsethos weitergereicht wird. Das erfolgt gutwillig und ohne scheelen Blick auf Gefolgschaft, weil die erste Botschaft auf die Mitteilung des Wissens gerichtet ist. Was jede/r daraus macht, ist völlig unerheblich für die Lehre. Verantwortung oder Moral sind zunächst zweitrangig. Max WEBER (1919) hat darauf hingewiesen, daß die Unterrichtung ohne ideologische Verzerrung stattfinden müsse. Das ist richtig so. Dennoch darf der Lehrer seine Interpretation hinzufügen, was er ohnehin tut, wenn ganz sachlich die positivistische bzw. aktualistische Anschauung nach den Prämissen der Wertneutralität vorgetragen wird.

Rücksichten und Vorbehalte

'Nur Freunde behandelt man schlecht' - so ein Unfug. Nur mit Freunden kann man wütend streiten, selbst über die Unzufriedenheit mit den selbst erwählten Ausreden. Der klassische Vorbehalt, die je vorhandene Ökonomie des Geldes, die jeder Debatte vorgeschoben wird, ist immer eine Ausrede, die von Liegenschaften der Freiheit träumt und von Haus aus nicht weiß, wie mit der Unzufriedenheit verhandelt werden muß. Der Ärger gerät erst zum Motivationsklau wenn man zugibt, daß man über Gebühr bezahlt und hofiert werden will. Die Unsicherheit des Akademikers ist berechtigt. Deshalb steht er immer im Dienste der Herrschaft und des Erfolgshonorars, das neben falscher Angst auch falschen Streit anzettelt und den Zumutungen zuspricht.

Nachkartend

"Es taugt kein Anfang, er hätte denn ein gutes Ende". "... aber wer das Glück erst am Ende des Weges erwartet, wird es auch dort nicht finden." (LAUXMANN, F. 1998)

Solide Arbeit ist immer Ernte, die gegen die sogenannten 'Verhältnisse' hergestellt wird. Alt kann man nur werden, wenn man Änderungen mit Bedacht auf Einsichten statt Ansichten gründet. Das ist konservativ, während die bewegte Änderung wechselnden Gegenmodernisierungsgedanken unterliegt, modernistisch und positivistisch (WEBER, M., BERGER, P.L. u. KELLNER, H., GIO-NO, J., LAUXMANN, F.). Wertneutralität gehört zum konservativen Verantwortungsethos und somit zum Gerechtigkeitsinn und zum Werksinn, nicht zum Machtsinn. Der Machtsinn militanter Wahrheitsapostel hantiert nicht mit Werken, sondern mit Verlautbarungen. Die deklamatorischen Eröffnungen sind dem Gefecht und nicht der Beweisführung gewidmet. Entscheidend jedoch ist,

daß die Normalarbeit, deren Ergebnisse tendenziell unsichtbar sind - wie z.B. bei der Deklination einer Tabelle - fehlt, weil diese Arbeit des Hauswirtschaftens unerheblich betrachtet wird. Aber ohne dienende und gediente Arbeit gibt es keine 'aus der Konkretheit gewonnene Erfahrung', die zur retrospektiven Wahrsagung befähigt' (s. GINZBURG, C. 1984). D. h. ganz schlicht, daß der alltägliche Anlaß der 'Zeitverschwendung' (s. BERGFLETH, G. 1985), gelassen getaner Arbeit erforderlich ist für die solide handwerkliche Zufriedenheit, die dann bedacht werden kann. Arbeit ohne Amt und Amt ohne Arbeit sind nicht unterschieden, wenn man die Arbeit, eine mehr oder weniger praktische zeitverschwendende Arbeit annimmt und dazu sinniert. Sinnieren aber, das setzt akademisch betrachtet die Einschränkung der Zeit voraus, damit Zeit vorhanden ist. Auf die These der Abtrittsvorlesung zurückkommend, ist die akademische oder philosophische Ernte in den Leerzeiten, also nach Feierabend skizziert. Die Reminiszenz benötigt die Arbeit, damit dieser über die Schulter geschaut werden kann. Auch die Indizienkunde geht nicht ohne Utilitarismus, Nützlichkeit und interessierte Neugier. Alle Vorwände hinsichtlich Zeit, Geld, Gelegenheit sind Ausweis für Entschuldigungen, die mit Betriebsamkeit garniert werden.

'Et gief kien gröter Led, als wat de Mensch sich selves andeht'.

Das wär kein Problem, wenn daraus nicht das Leid anderer Leute gezimmert würde. Wer nicht arbeitet, kann nicht nachdenken. Aber, wer nicht nachdenkt, kann nicht mit Vergnügen arbeiten. Gute Arbeit wird nicht bezahlt. Damit man gut Arbeit machen kann, muß man bezahlt werden.

Literatur

- Berger, P.L. / Kellner, H. 1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt a. M.
 Bergfleth, G. 1985: Theorie der Verschwendung. München.
 Bourdieu, P. 1974: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt. a. M.
 Camus, A. (1960) /1997: Der erste Mensch. Reinbek.
 Dewey, J. (1934)/1988: Kunst als Erfahrung. Frankfurt. a. M.
 Ginzburg, C. 1983: Spurensicherung. In: ders. Spurensicherungen. Berlin.
 Giono, J. 1989: Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt a. M.
 Kleist, H. v. (1805)/1961: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: ders. : Anekdoten, kleine Schriften: 53 - 58. München.
 Hülbusch, K.H. 1989: Collagen. 15 Jahre Kassel (er) Schule. In: Notizbuch 10 der Kasseler Schule: 201-219. Kassel.
 Kant, I. 1765/1995. Nachricht / von der Einrichtung seiner Vorlesungen in dem Winterhalbjahre, von 1765-1766. / Königsberg.
 Lauxmann, F. 1998: Der philosophische Garten. München
 Mead, M. 1958: Mann und Weib. Reinbek.
 Panofski, E. 1979: Ikonographie und Ikonologie. In: Ekkehard Kaemmerling (Hrsg.) Bildende Kunst als Zeichensystem. Köln.
 Riesmann, D.(1950) / 1958: Die einsame Masse.1958 Hamburg.
 Sombart, W. (1922)1992: Liebe, Luxus und Kapitalismus. Berlin
 Tschajanow, A.W. (1923) 1987: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft. Versuch einer Theorie der Familienwirtschaft im Landbau. Frankfurt a. M.
 Weber, M. (1919) 1905: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart.

Ein Wechsel des Arbeitsplatzes

Hartmut Troll

Der Fall als solcher ist relativ einfach und flugs berichtet. Am 30. November 2001 endete mein Vertrag an der Fachhochschule in Neubrandenburg und damit mein Amt als wissenschaftlicher Bediensteter. Kurz davor, in den töchterlichen Sommerferien, sind wir mit Kind und Kegel nach Berlin gezogen, um dann dort der Amtslosigkeit zu begegnen.

Meine persönliche Wahrnehmung dieser meiner Situation läßt sich mit dem berlineigenen Verhältnis zu den Fällen so umschreiben: „Welt ich umarme dir.“ An dieser Formulierung ist schon zu sehen, daß der Amtsverlust mich soweit nicht sonderlich schmerzt, ganz im Gegenteil scheint es mir, daß ich als personaler Anteil im ehemaligen w.B., als Planer, als Person pur im Blochschen Lauf der Dinge bin statt bloß anwesend. Das kann natürlich ein bißchen damit zusammenhängen, daß befristete Verträge i.d.R. kein überraschendes Ende kennen und der schon lange absehbare Eintritt des sich-wieder-auf-den-Weg-Machens eine Brise vom Flair morgendlicher Aufbruchstimmungen atmet.

Endlich. Die Luft ist noch frisch, der Tag lang, das Licht zieht langsam auf.

Zu den näheren Bedingungen dieses Glücks, das auf meiner Schulter weilt, zähle ich wesentlich drei Standbeine meines derzeitigen Arbeitsplatzes.

Als erstes den Schreibtisch als meine mir eigene Werkstatt, die sich relativ umstandslos im neuen Zuhause einrichten läßt. Ist sparsam im Platzverbrauch und bescheiden im Werkzeuganspruch. Das ist durchaus ein beachtlicher Vorteil beispielsweise gegenüber einem klassischen Handwerker, ein Vorteil, der mich vergleichsweise schnell arbeitsfähig macht, in Arbeitsbeziehungen kommen lassen könnte. Diese Hymne an die Umstandslosigkeit des Schreibtisches lobt nicht umstandslos den Schreibtisch als solchen. Zumindest nicht über Gebühr, keine Verheißung, die so tut als ob. Als ob vor oder auf dem Schreibtisch das glückte Dasein eines jeden Freiraumplaners, einer jeden Freiraumplanerin Gestalt annähme, Gestalt in Form von Texten und Traktaten. Als ob das ethisch korrekte Dasein dort und nur dort rein würde. Die ganze AG-Welt weiß es anders, kennt all zu gut den unangenehmen Aufforderungs- und Erinnerungscharakter, die leeren Blätter, die auf der Platte liegen. Mir ist der Schreibtisch an dieser Stelle als normaler Arbeits- und Lagerort wichtig, der die unterschiedlichsten, nicht nur die ‚feinen‘ Tätigkeiten gewähren läßt, mit dem ich dauerhaft meinen Platz einnehme, wo die Dinge auch liegen gelassen werden können. Ein Ort in persönlicher Zuständigkeit, ein Platzhalter. Ein Platz, der die Zeit gewähren läßt. Und genau darin liegt urplötzlich etwas sehr Beruhigendes. Eben nicht der Verlust, sondern der mitgenommene Platz, die mitgenommene Zeit, mein kleiner Reichtum.

Eine Unterscheidung zwischen dem Schreibtisch zu Hause und dem Schreibtisch im Amt zielt nicht auf eine jeweilige Exklusivität und strikte Trennung der dort beheimateten Tätigkeiten. Es ist alltäglich selbstverständlich, daß Arbeiten und Angelegenheiten jeweils qua Person die Orte wechseln und bei Gelegenheit da oder dort erledigt werden, je nach Notwendigkeit und Spielraum der Situation. Und doch ist in dieser Unterscheidung eine im Wesen benannt, die als solche offen zutage tritt, wenn der eine Schreibtisch samt Amt zurückgelassen wird. Der Schreibtisch im Amt ist der Ort der amtlichen Produktion, des offiziellen Auftrages, der geschäftlichen Gelegenheiten, ein Ort der professionsspezifischen Öffentlichkeit, ein Markt der zur Schau gestellten Produktion (eine von H. Arendt variierte Formulierung von Veblen).

Der Schreibtisch zu Haus ist der Ort der Sammlung, ein Ort der Vorbereitung um hinauszugehen. Bleibt nur der eine Schreibtisch über, wie bei meinem Wechsel des Arbeitsplatzes, reist der andere, der ehemalige zweite Schreibtisch als gesammelte Erfahrung mit - ohne Amt - und das ist dann der mir zu eigene kleine Reichthum.

Das zweite Standbein hat gleich deren zwei, nämlich ein linkes und ein rechtes. Dieses Zweibeinestandbein bin ich gewissermaßen selbst. Dieses Ich scheint sich selbst in einer Art konzentrierteren Zustand zu sehen. Die Konzentrationsfähigkeit beim Arbeiten selbst hingegen bleibt davon ungerührt. Die dazugehörige Satzfeststellung „Das Ich wird icher“ umschreibt eigentlich einen Vorgang der Reduktion, eine Verdampfung und nicht den Beginn einer neuen Subjektivität. Es handelt sich um ein zum Schreibtisch analoges Phänomen, die personale Seite der Beteiligung tritt offener zutage, ohne sie aber im Kern zu ändern. Die Entstrickung von den Verflechtungen des Amtes ist ja auch kein persönlich gesetzter Akt, kein bewußtes Hervorbringen sondern ein banal äußeres Ereignis, das als abgelaufener Vertrag einfach geschieht. Psychologisch spielt die mit dem äußeren Akt zusammenfallende Zurücknahme der Bringschuld, die ja qua Dienst an die Person gebunden ist, eine erheblich entlastende Rolle, vorerst. Die Erfahrung des Amtes bleibt, die Bringschuld geht, das Ich ist auf dem Weg.

Diese Wegerfahrung nun geschieht auf dem Grund der Kommune, dem dritten Standbein. Der kommunale Tausch findet zwischen Personen statt, die nicht mit den Ämtern zusammenfallen. Es gibt Ämter die es ermöglichen, die Rollen dafür bereithalten und entsprechende Sicherheit geben, aber nicht eins sind. Erstmal ging die Arbeit fast überraschend und völlig unbeeindruckt ganz praktisch weiter. Die Gelegenheiten, Anfragen und Anlässe brachen nämlich nicht ab. Einladungen zum GärtnerInnenseminar nach Saarbrücken, zu einem Vortrag nach Wien, zu ‚kommunalem Beiträgen‘ und ein paar Nachklängliche aus amtlichen Zeiten. Mit dem Verlust des Amtes ist notwendig und natürlich kein Verlust der Qualifikation verbunden, das wäre ja absurd, aber auch keiner ihrer Wertschätzung, in der persönlichen Wahrnehmung ja fast im Gegenteil, wobei das dann eine ‚ichere Übertreibung‘ wäre. Der Schreibtisch bleibt voll, in

täglichen Lichtungen der Arbeit erhellt.

Darin äußert sich ein Moment der Kontinuität, im Zusammenspiel der Standbeine, zwischen den einzelnen Personen an ihrem Ort, ihrem Platz und den professionellen Bekanntschaften (nicht den amtlichen) und dem Gewebe des gemeinsam Relevanten.

Diese Weise der personalen Anwesenheit im Lauf der Dinge enthält einen psychologisch stärkenden, Mut machenden Effekt, der sich mit der amtsentlastenden Wirkung verbindet und obig beschriebene Gefühlswelt zuläßt. Sie eröffnet einen Weg, bringt gewissermaßen ins bzw. hält am Gehen und bekräftigt das Platz nehmen (am Schreibtisch), gibt der eigenen Tätigkeit professionellen, kommunalen Sinn und Relevanz.

Die Kommune kennt viele Tätigkeiten, über die sie immer wieder hergestellt und erneuert wird, und diese verteilen sich, um es naturwüchsig auszudrücken, gemäß dem Gesetz der kommunizierenden Gefäße je nach Gelegenheit und Situation. Manchmal steigt eben das Wasser. Darüber hinaus stellt die Kommune die Versammlung her und sicher, ermöglicht und fordert den Tausch des jeweils Gesammelten. Zu diesen Versammlungen reisen wir mit unseren privaten Schreibtischen und erzählen/berichten von den anderen. An diesem kommunalen Tausch bleibt und ist man als Person beteiligt. Nur irgendwann gibt es dann nichts mehr zu erzählen, weil die ‚amtlichen‘ Aufträge als Erfahrungsgelegenheit fehlen. Aber so lange ist meine amtslose Arbeit ein bißchen wie die ‚ganz echte‘, praktisch wie im wirklichen Leben.

Rolle ohne Amt

Käthe Protze

In der Reihe der Bremer Stammtische hielt ich im Herbst einen Beitrag zur Vergleichbarkeit von Familienarbeit und Berufsarbeit. Mein Motto war damals, eigentlich ist es das Gleiche und doch ist es ganz anders. Anlässlich des Symposiums der AG Freiraum und Vegetation im März 2001 hatte ich das Aha-Erlebnis, daß die erzählten Geschichten aus der Berufspraxis viele Analogien zu meiner Arbeit mit Kind und Familie enthielten. Kurz zusammengefaßt bestehen diese analogen Prinzipien in:

einem relativ genauen Tagesplan, der Variationen zulässt und zugleich ermöglicht,

der Notwendigkeit von Absprachen, Vereinbarungen und Delegationen, der Notwendigkeit, sich weiterzubilden, sei es mit Hilfe von KollegInnen, Fachpersonen (in diesem Fall z.B. der Hebamme oder Kinderärztin) oder Literatur,

der Notwendigkeit von Reflexion der Arbeit, um die Erfahrungen verstehen und daraus lernen zu können, aber auch um Distanz zur Arbeit, zum Alltag und damit wieder Freude und Gelassenheit für die Arbeit zu finden.

Den großen Unterschied sah ich darin, daß in der Familienarbeit, im Unterschied zu allen anderen Tätigkeiten, kein konkretes Endprodukt herauskommt, und daß die Ernten sehr unregelmäßig und nie endgültig anfallen. D. h. daß der Werkinstinkt nicht einfach über ein abgeschlossenes Produkt, also einen Auftrag, eine Studie, eine Baustelle oder einen Projektbericht befriedigt wird. Die Arbeit geht immer weiter, kennt keine festen Arbeitszeiten und hat kein Ende. Mein Eindruck war, daß das der grundsätzliche Unterschied ist, der in der Familienarbeit neu ist und an den man sich erst gewöhnen muß.

Kiwis Einwand war, dass dies nicht die Frage sei, weil die Alltagsarbeit und die Familienarbeit nun mal kein Endprodukt haben. Von daher sei diese Erwartung sowieso falsch. Der grundsätzliche Unterschied läge darin, daß mit der Arbeit zwar eine Rolle verbunden ist, aber kein Amt. Den großen psychologischen Unterschied zwischen Familienarbeit und Berufsarbeit mache daher der Verlust des Amtes aus, der mit der hauptsächlichen Konzentration auf die Familienarbeit einhergeht. Und diesem Gedanken – eine 'Rolle' ist kein 'Amt' - möchte ich an dieser Stelle nachgehen.

Eine 'Rolle' ist 'Privatangelegenheit'

Eine neue Rolle erhält man mit Kind sofort. Die Zuschreibung beginnt quasi mit Beginn der Schwangerschaft. Dieser neue "Paß" (Berger, P. / Kellner, H. 1984) wird mit dem Mutterpaß überreicht. Und die Rolle einer 'Mutter' ist für Al-

le leicht wahrnehmbar und verstehbar, zu ihr hat Jede/r eine Vorstellung, eher als zur Berufsbezeichnung. D.h. diese neue Rolle zu bekommen, ist kein Problem. Zugleich ist die Rolle der Mutter mit einem ganz bestimmten Arbeitsfeld verbunden. Alle darin vorkommenden Tätigkeiten haben vor allem für die eigene Familie Bedeutung und sind im Privaten angesiedelt. Damit liegen sie in der Sphäre, "in der den Lebensnotwendigkeiten, dem individuellen Überleben wie dem Fortbestehen der Gattung, Rechnung getragen wurde, die das Leben garantierte" (Arendt, H. 1958/81: 46, vgl. Bennholdt-Thomsen, V. et al. 1983). Diese Tätigkeit im 'Verborgenen' ist vom Privileg begleitet, daß in der Arbeit große Freiräume vorhanden sind, weil nur die eigene Familie als Maßstab zählt und bestimmt, was richtig und relevant ist. Aber sie tritt in ihrer Bedeutung nicht nach außen, da sie die 'gemeinsamen Angelegenheiten' nicht berührt. Sie bildet also eine notwendige Basis für Kommune bzw. ist dafür eine Voraussetzung, gleichzeitig hat sie keinen Anteil daran (vgl. Arendt, H. 1958/81: 61f). Die 'Rolle' ist dem privaten Bereich des Lebens zugeordnet und hat darin ihre Wichtigkeit und Anerkennung, sie konstituiert jedoch keinen Anteil an der Kommune.

"Der private Charakter des Privaten liegt in der Abwesenheit von anderen; was diese anderen betrifft, so tritt der Privatmensch nicht in Erscheinung, und es ist, als gäbe es ihn gar nicht, und was ihn angeht, geht niemanden sonst an" (dies.: 58).

Ein 'Amt' ist in der Kommune angesiedelt

Ein 'Amt' gibt es erst, wenn die Tätigkeiten nicht nur für die eigene Familie, sondern familienübergreifend, für die Kommune von Bedeutung sind. D.h. ein 'Amt' ist immer damit verbunden, 'ans Licht der Welt zu treten' (vgl. Arendt, H. 1958/81:51). Formal kennen wir ein 'Amt' über unsere Berufsarbeitsplätze, die uns einen Platz mit Bedeutung für die gemeinsamen Angelegenheiten geben. Dieses 'Amt' kann aber genauso, und unabhängig von einer Entlohnung, ein 'Amt' in einer Gemeinde (z. B. Kirche) oder eben der Kommune sein. Eine Voraussetzung dafür ist die kontinuierliche Anwesenheit in der Kommune und die damit verbundene kontinuierliche Tätigkeit im Sinne der gemeinsamen Angelegenheiten. Dabei kann das 'Amt' von anderen zugeschrieben, aber auch selbst organisiert und angenommen werden. Die Tätigkeiten unterliegen immer einer allgemeinen Kontrolle, weil die Kommune und damit viele andere Menschen mitentscheiden, was für alle relevant ist, was "würdig ist, von allen betrachtet oder angehört zu werden" (ebd.). Genau dadurch bietet ein 'Amt' aber auch die Möglichkeit, in der Kommune eine gewisse Reputation zu erlangen.

Gleiche Tätigkeit – andere Bedeutung

Am deutlichsten wird dieser Unterschied im Zusammenhang mit der Kinderbetreuung. Wenn ich mich mit anderen Müttern und ihren Kindern treffe, so

treffen wir uns mit unseren jeweiligen privaten Angelegenheiten und tauschen diese aus. Die Treffen helfen uns also unseren Alltag zu verstehen und besser zu bewältigen. Da wir aber nur unsere jeweils eigenen Angelegenheiten besprechen, vergleichen, beraten, konstituieren wir dadurch noch keine Kommune und damit auch keine 'Ämter'. Wir diskutieren unsere Rollen. Anders ist dies im Zusammenhang mit der Kindergruppe. Die Kindergruppe als gemeinsame Einrichtung bietet gemeinsame Angelegenheiten, Probleme und Fragestellungen und damit die Möglichkeit, ein 'Amt' einzunehmen oder zu erlangen. Erst damit ist im Rahmen der Kinderbetreuung wieder die Möglichkeit gegeben, durch ein 'Amt' Reputation, also Anerkennung durch eine Kommune, zu erlangen.

Analog dazu gibt es im Rahmen der AG Freiraum und Vegetation die 'gemeinsamen Angelegenheiten' in Form unserer gemeinsamen Debatten sei es zur Freiraumplanung, zur Vegetationskunde, zur Arbeitssituation oder zur Lehre geboten. Die Kommune besteht hier nicht in einem gemeinsamen Alltag im Quartier und darauf beruhenden gemeinsamen Angelegenheiten, sondern in einem gemeinsamen Arbeits- oder Debattengegenstand.

Ein Problem der 'modernen Frau' ?

Nun kann es ja sein, dass die Frage nach einer Reputation, die aus einer Kommune stammt, ein 'modernes' Problem ist und u.a. auch eine Folge der "Hausfrauisierung" (Bennholdt-Thomsen, V. et al. 1983), mit der wir heute konfrontiert sind, wenn wir uns hauptsächlich auf die Familienarbeit konzentrieren. Deshalb möchte ich an dieser Stelle einen Blick zurück machen und zwei Frauen zum Vergleich heranziehen. Kiwi hatte mir anlässlich des Stammtisches ein Buch geschenkt: "Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit" von Renate Feyl (2001a). In dem Text geht es um Caroline von Wolzogen (1763 – 1847), Schwägerin von Friedrich Schiller, Autorin des Romanes "Agnes von Lilien", mit dem sie zu ihrer Zeit schlagartig berühmt wurde, und einer vielgelobten Schillerbiographie. Ein weiteres Buch von Renate Feyl (2001b), diesmal über Sophie von LaRoche (1731 – 1807; Zeitgenössin von Goethes Mutter, Großmutter von Clemens und Bettina von Brentano), "Die profanen Stunden des Glücks" hatte ich mir dann selbst besorgt. Sophie von LaRoche ist Autorin des Romanes "Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim" (erschienen 1771) und Herausgeberin der ersten deutschen Frauenzeitschrift "Pomona". Beide Frauen waren Haus- und Familienfrauen mit gut-bürgerlichen Haushalten und daher entsprechenden Aufgaben und Pflichten, die weitaus üppiger waren als jemals die Meinen. Und sie trugen Beide eine entsprechende Rolle, die sie auch sehr wichtig nahmen. Die Frage nach einem 'Beruf' stellte sich für sie nie, da es einfach in ihrer Position nicht schicklich gewesen wäre. Und trotzdem spielt das Schreiben und Veröffentlichen von eigenen Texten und Romanen eine wesentliche Rolle in ihrem Leben. Und damit verbunden auch der

Austausch mit anderen, also Kontakte außerhalb der Familie auf der Basis von außerfamilialen Tätigkeiten. Dieser Austausch besteht allerdings mit so klangvollen Figuren wie eben Schiller, Goethe, Klopstock, Wieland, Caroline und Wilhelm von Humboldt, Madame de Staël oder Frau von Stein. Neben ihrer Rolle als Hausfrauen und Mütter, die sie mit Selbstverständlichkeit und Ehrgefühl einnahmen, legten sie also Wert auf ein 'Amt' innerhalb der zeitgenössischen literarischen Kommune und genossen die damit verbundene Reputation. Mit den Worten von Caroline:

"Vor allem aber freute ich mich für Wolzogen. Jetzt sah jeder, dass er keine Frau aus zweiter Hand geheiratet hatte, keine abgelebte, die irgendwo auf der Strecke geblieben war und barmherzig aufgesammelt werden musste, sondern eine Frau, von der man mit Respekt sprach. Das stärkte seine Stellung am Hofe. So im Mekka der Literatur, im gelobten Weimarland Einzug zu halten, war natürlich noch überzeugender, als mit einer kleinen Frachtwagenkarawane anzukommen" (Feyl, R. 2001a:154).

Reputation durch ein 'Amt' – nicht nur eine Frauenfrage

Diese Frage, Reputation durch ein Amt, also einen Anteil an Kommune, zu erlangen, beschäftigt aber nicht nur Frauen. Sie stellt sich für Frauen und Männer aber anders dar. Auch dazu sind die beiden Romane hilfreich. Denn die Ehemänner von Caroline von Wolzogen, ihrer Schwester (Lotte Schiller) und von Sophie von LaRoche sind ebenfalls phasenweise ohne 'Amt'. Dieser Verlust eines Amtes trifft sie in unterschiedlichen Lebensphasen, Wolzogen und Schiller am Beginn ihrer Karriere, LaRoche am Ende. Alle drei haben erst mal nur die Möglichkeit, sich ins Private zurückzuziehen. Hier jedoch fehlt ihnen die entsprechende Rolle und auch eine entsprechende Tätigkeit. Sie sind nicht nur ihren Arbeitsplatz los, sondern tatsächlich arbeitslos. Und sie können die ihnen angemessene Rolle des Familienversorgers nicht einnehmen. Während den Frauen immer der Wechsel zwischen Rolle und Amt, sofern sie eines finden, möglich ist, der Rückzug ins Private immer damit verbunden ist, den Schwerpunkt auf einen anderen Arbeitsbereich und –gegenstand zu legen, bedeutet er für die Männer einen Schritt in ein undefiniertes Terrain, in dem für sie keine relevanten Tätigkeiten vorgesehen sind. Alleine Schiller, der Schriftsteller, hat im Schreiben eine Tätigkeit, die er guten Gewissens im Privaten ausüben kann, da die literarische Kommune auch im 'Verborgenen', also z.B. am Schreibtisch, anwesend ist (vgl. Nadolny, S. 1990: 51f, Berger, P. u. Kellner, H. 1984: 30). D.h. er leidet zwar unter der fehlenden Anerkennung, auch er hat kein 'Amt', aber er kann diese Lücke durch eine Tätigkeit füllen, die Werke schafft, die durchaus für die 'gemeinsamen Angelegenheiten' der literarischen Kommune von Bedeutung sind oder sein werden.

'Rolle' und 'Amt' - das Privileg des 'Verborgenen' und die Reputation durch das 'Sichtbare'

'Rolle' und 'Amt' sind also in unterschiedlichen gesellschaftlichen Orten angesiedelt. Die Rolle erhält dabei den Platz im 'vor den Blicken der Anderen Verborgenen' des Privaten. Dadurch birgt sie in sich das Privileg großer Handlungs- und Entscheidungsfreiräume. Das 'Amt' hingegen hat seinen Platz im 'grelle Licht' der Kommune. Es lebt von den gemeinsamen Angelegenheiten und hat darin seine Kontrolle aber auch seine Anerkennung. Der Austausch über die Dinge, die alle angehen, der 'Blick von Vielen auf die Welt' (vgl. Arendt, H. 1958/81: 57) bringt Anregungen, Ansporn und Inspiration. An der Stelle sei noch einmal auf Caroline von Wolzogen verwiesen, die folgendermaßen beschreibt, welche Bedeutung ihr 'Amt' in der literarischen Kommune für sie hat.

"Wichtig war für mich nicht, was in den Zeitungen stand, sondern das andere, die Anerkennung aus meinem nächsten Kreis. Das war das Entscheidende. Hier spüren zu können, dass ich auf jeden von ihnen eine Wirkung erzielt hatte durch das, was ich war – eine größere Bestätigung gab es nicht. Ich hatte etwas von meiner Art, die Dinge zu sehen, ihnen mitgeteilt, hatte etwas von meinem Wesen zum Ausdruck gebracht und sie nahmen es auf – das war, als hätte ein Teil von mir in ihnen Wurzeln geschlagen, als hätte sich meine Existenz vergrößert, denn mit einmal bekam sie eine geistige Präsenz. Ich fühlte deutlich: Seit ich mich mit meinem Opus *Agnes* der Welt der Ideen angereicht hatte, sah man mich in meinem nächsten Kreis in einem anderen Licht" (Feyl, R. 2001a: 156f).

Literatur

- Arendt, H. (1958/81): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München.
Bennholdt-Thomsen, V. et al. (1983): *Frauen, die letzte Kolonie*. Hamburg.
Berger, P. / Kellner, H. (1984): *Für eine neue Soziologie*. Frankfurt a.M.
Feyl, R. (2001a): *Das sanfte Joch der Vortrefflichkeit*. Köln.
Feyl, R. (2001b): *Die profanen Stunden des Glücks*. München.
Nadolny, S. (1990): *Das Erzählen und die guten Absichten*. München.

Dolce far niente

Süß ist's, nichts zu tun
Frank Lorberg

Die Glückseligkeit
scheint weiterhin
in der Muße zu bestehen.
Aristoteles
Nik. Eth.: X, 7, 1177 b4

Manche Sätze vergißt man nicht, sie kehren über die Jahre wieder und geben zu denken. Liebe Kolleginnen und Kollegen, an einem solchen gemächlichen Gedankengang möchte ich Euch nun – provisorisch genug – mit einigen Thesen teilhaben lassen und damit die Debatte von damals wieder aufgreifen.

Es war einmal: im Sommer 1995 saßen Studentinnen und Studenten in der alten Bibliothek der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation zusammen – einige Beteiligte sind anwesend und können meine Erinnerung berichtigen –, als BERND BURG plötzlich die Frage in den Raum stellte: warum machen wir eigentlich Freiraumplanung? worauf betretenes Schweigen eintrat, bis BIRGIT AUERSWALD eine Autorität zitierend erwiderte: weil wir faul sind! Denn, was wir uns zubilligen, das sollten wir anderen nicht verwehren. Die Antwort leuchtete ein, zumal sie an Überlegungen knüpfte, die am Rande der Debatten um den Sinn der Freiraum- und Landschaftsplanung verhandelt wurden wie beispielsweise Professor HÜLBUSCHS wiederholte Aussage, daß wer faul sein wolle, auch klug sein müsse. Bezogen auf die professionelle Arbeit bedeutet die Antwort, daß Freiraumplanung den Leuten Platz und damit auch ihre Faulheit läßt, während Grünplanung unnötige Mehrarbeit verursacht. Ergänzend erzählte BERND BURG die 'Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral' von HEINRICH BÖLL über einen Fischer in einem romanischen Land, der sich's in der Sonne gut gehen läßt, wenn der Fang für den Tag eingebracht ist. Dieser DIOGENES VON SINOPE des 20. Jahrhunderts lebt bedürfnislos; und selbstbestimmt hat er einen Freiraum inne, von dem ihn auch nicht die fortschrittlichen Verlockungen eines Touristen wegbekommen, der ihm ausmalt, was er sich alles leisten könnte, wenn er mehr arbeite, anstatt in der Sonne zu faulenz. Denn mehr als einen selbstbestimmten Freiraum könnte er sich eh nicht erarbeiten, und den hätte er doch schon, resümiert die Geschichte.

"'Aber das tu ich ja schon jetzt', sagte der Fischer, 'ich sitze beruhigt am Hafen und döse, nur ihr Klicken hat mich dabei gestört.'

Tatsächlich zog der solcherlei belehrte Tourist nachdenklich von dannen, denn früher hatte er auch einmal geglaubt, er arbeite, um eines Tages einmal nicht mehr arbeiten zu müssen" [BÖLL 1963: 269].

Ist also Faulheit das Basisparadigma der Freiraumplanung, die den Leuten ein 'Recht auf Faulheit' gönnt? Solche Fragen sollte man nie direkt stellen. Aber man kommt nicht umhin, sie dennoch zu stellen. Um die Frage anders anzugehen, sei an die Aus-

sage des derzeitigen Bundeskanzlers GERHARD SCHRÖDER erinnert, daß es kein Recht auf Faulheit gäbe [SCHRÖDER 2001]. Nicht daß die Aussage überraschte, was sollte man sonst von dem Reaktionär erwarten. Aber wie steht Freiraumplanung zu der hiermit ausgedrückten Geisteshaltung? Zur Beantwortung dieser Frage scheint es angebracht, den Begriff der 'Faulheit' genauer zu betrachten.

Während das mittelhochdeutsche Wort 'vülheit' noch 'Verrottung', 'Fäulnis' im engeren Sinne bedeutet [GRIMM 1862: 1375; REINER 1972: 916], ist 'Faulheit' im heutigen Sinne begrifflich relativ neu und erst seit dem späten 18. Jahrhundert verbreiteter gebräuchlich [MATTENKLOTT 1986: 43], vorher schwankt die Bedeutung zwischen 'Verwesung' und 'Trägheit' z.B. in MARTIN LUTHERS Bibelübersetzung [GRIMM 1862: 1370, 1375]. Der Begriff ist in den deutschen Staaten zeitgleich mit der Herausbildung der bürgerlichen Gesellschaft und – wen wundert's – mit der Etablierung des Landschaftsparks verbreitet worden. Pointiert gesagt, existierte die Faulheit vor der bürgerlichen Gesellschaft nicht. Aber was gab es dann? Andere Formen des Nichtstuns mit entsprechenden problematischen Abschattungen wie die barocke 'Vanitas' (die Vorstellung, daß alles weltliche Bemühen eitel und vergebens sei), die christliche 'Acedia' (die sogenannte Trägheit der Seele, im einsamen und müßigen Mönchtum verbreitet) und die antike 'Melancholia' (die schwarze Galle aus der Lehre von den vier Säften). Weder die Antike noch das Mittelalter oder die frühe Neuzeit besitzt ein Wort, dessen Bedeutung mit dem modernen Begriff der 'Faulheit' identisch wäre. Als ähnliche Begriffe gibt REINER für die Antike die Worte 'oknos' und 'argia' im Griechischen und das lateinische 'pigritia' an, die sowohl 'Ausruhen' als auch 'Zögern' bedeuten können [REINER 1972: 916]. Der Grund des 'Zögerns' würde von antiken Autoren in der tadelnswerten "Furcht vor einer bevorstehenden (anstrengenden) Tätigkeit" gesehen [REINER 1972: 916]. Auch die griechische 'schole', das lateinische 'otium' und die hochdeutsche 'Muße' (ahd. 'muoza', mhd. 'muoze') seien eher als "Hinordnung des Lebens primär auf den Bereich der ruhenden Beschauung" und als "freie Zeit, Möglichkeit, Gelegenheit zu etwas" zu verstehen [MARTIN 1984: 257].

Die Muße galt bei PLATON und ARISTOTELES als Voraussetzung der Philosophie, der Freiheit und des Glücks [MARTIN 1984: 257f]. Denn nur wer über Muße verfüge, käme zur Besinnung über das Tätigsein und Dasein, wäre frei von unmittelbarem Zwang und Not und zur Glückseligkeit fähig. Dementgegen führe ein Leben ohne Muße zur Knechtschaft, weshalb der Tyrann dafür Sorge, daß niemand zur Muße käme, d.h. mit Dingen der 'ascholia', den Staatsgeschäften und ökonomischen Tätigkeiten beschäftigt zu sein [MARTIN 1984: 258]. Demnach wäre eine Gesellschaft tyrannisch, die Menschen die Möglichkeit zur Muße entzieht, indem sie z.B. wie in der Antike zu Sklaven werden. Vor dem Hintergrund dieses verhängnisvollen Zusammenhangs von Un-Muße und Herrschaft ist PIERRE BOURDIEUS aktuelle Warnung vor der "jakobinischen Überhöhung von Politik und politischem Priestertum, [... die] bewirkt, daß die [...] politische Entfremdung nicht mehr wahrgenommen wird, daß vielmehr die Priestersicht von Politik sich durchgesetzt hat, so daß jetzt als schuldig gilt, wer nicht die politischen Spiele mitmacht", zu verstehen [BOURDIEU 1992: 192]. Muße ist mithin Frucht und Voraussetzung der Freiheit. Zwar mahnten vor den geschichtlichen Vorläufern der

modernen Faulheit in ihrer Zeit psychagogische Schriften, die eine Diätetik des Nichtstuns respektive der Muße empfohlen.

"Muße ohne geistige Tätigkeit ist der Tod und eines lebendigen Menschen Grab" [SENECA: 82, 3].

Aber im Unterschied zur modernen Faulheit wurde sie nicht als moralisch minderwertige Lebensweise bewertet. Und dies schon deshalb, weil die Muße der 'Ursprung' der Schule ist, die etymologisch mit dem griechisch Wort für Muße 'scholē' verwandt ist [MARTIN 1984: 257]. Denn zum Denken sowie zur Andacht braucht man lange Weile.

"Die etymologische Wurzel des griechischen Wortes scholē wie auch des hebräischen sabbat ist das Verbum 'aufhören', 'ein Ende setzen'. Vermutlich ist es die Arbeit, der ein Ende gesetzt wird, mit dem Effekt, daß Ruhe, Frieden und Erholung einkehren (Vergnügungen, Spiele und Festlichkeiten eingeschlossen)" [WALZER 1983: 271].

Selbst die christliche Acedia, die immerhin im Rufe einer Todsünde stand, disqualifizierte nicht den trägen Menschen, sondern die Unempfindlichkeit der Seele für die Herrlichkeit Gottes [HAUSER 1971: 73f]. Zudem kursierte neben dem offiziellen Dogma eine Lehrmeinung, die auf die 'Problemata XXX, 1' des PSEUDO-ARISTOTELES zurückgeht, demnach die Melancholie ein Wesensmerkmal von Menschen mit außergewöhnlichen Fähigkeiten sei [KILBANSKY/ PANOFSKY/ SAXEL 1964: 55-92]. Zusammenfassend kann man sagen, daß Melancholie, Acedia und Vanitas zwar die Schattenseite der Muße sind, aber die vormodernen psychohygienischen Schriften, die sie problematisieren, nach einem lebbaren Verhältnis zu ihnen innerhalb der Muße suchen. Verdammt und verdrängt wird jene Schattenseite des Nichtstuns zusammen mit der Muße hingegen erst in der bürgerlichen Gesellschaft, die beide als Gefahr disqualifiziert. Müßiggang, wie die Muße nun mehr benannt wird, sei bekanntlich aller Laster Anfang und mit ihm das Übel an der Wurzel auszumerzen. Müßiggang und Faulheit seien Töchter der Wollust, schreibt der Frühaufklärer THOMASIVS [REINER 1972: 916], und seit der Aufklärung wird die diskreditierte Muße auch in der Philosophie durch den Arbeitsbegriff verdrängt [MARTIN 1984: 258]. So bestimmen KANT und HEGEL den Wert des Denkens über die geistige Arbeit, die – "dem Gesetz der Vernunft, durch Arbeit sich einen Besitz zu erwerben," folgend [KANT 1796: 382] – diskursiv zur Einsicht gelangt [KANT 1796: 377], und die "Anstrengung des Begriffs" [HEGEL 1807: 56], während ihnen die mühelose Eingebung Verdacht erregt, statt Einsicht nur erbauliche Schwärmerei zu sein [KANT 1796: 378; HEGEL 1807: 65]. Dem Phänomen, daß seit der Aufklärung der Wert des Denkens über die investierte geistige Arbeit ermittelt wird [PIEPER 1949: 31], korreliert die zeitgleiche Debatte um den Wertbegriff in der Ökonomie [FOUCAULT 1966: 275ff], die den Tauschwert einer Ware als die durchschnittliche Arbeitszeit definiert, die in der Gesellschaft zu ihrer Produktion zu leisten sei [MARX 1883: I. 53, 59, 81]. Ein Denken, das keine Mühe bereite, wäre demnach wertlos. Zudem hätte die geistige Tätigkeit, sofern in der Moderne der Sinn des Denkens auf Nützlichkeit reduziert wird, zur Legitimation ihren Nutzen auszuweisen, womit sie, der Zweckrationalität unterworfen, zur instrumentellen Vernunft wird [HORKHEIMER 1946]. Was weder zweckvoll noch produktiv ist, wird anrühlich. Machte schon der erotische Aspekt von Müßiggang und Faulheit sie dem enthaltsamen Arbeitsethos suspekt [BA-

TAILLE 1957: 36f, 64; KALTENBRUNNER 1964: 142], so steht das Attribut 'faul', 'stink faul' überdies im semantischen Feld mit verfaulen, verwesen, verrotten, verfallen, also insgesamt mit Merkmalen der Auflösung. Um so verdächtiger erscheint diese schlüpf-
rige Faulheit, als sie nunmehr im zweifelhaften Rufe steht, "die Zersetzung der Verhal-
tensmuster und sozialetischer Normen" zu bewirken [MATTENKLOTT 1986: 43].

"Die Faulheit ist das zumindest in Worten am unerbitterlichsten geächtete Laster. Der Faule ist
schlechthin Un-Person, kaum noch Mensch, geradezu ein Faultier" [MATTENKLOTT 1986: 43].

Vor diesem semantischen Hintergrund wird verständlich, daß Faulheit "im Sündenre-
gister zu finden ist, das die jeweils aufsteigende Klasse bzw. ihre Propagandisten der
Führungsschicht des Ancien Régime vorhalten" [MATTENKLOTT 1986: 48]. Die bürger-
liche Gesellschaft betrachtet sich im Unterschied zur ständischen Feudalordnung als
fortschrittorientierte und tätige, die die Industrie, d.h. den Fleiß (lateinisch 'industria'
[MÜLLER 1982]) vorantreibt. Eindrucksvoll schildern im 'Kommunistischen Manifest'
MARX und ENGELS diese industrielle Gesellschaft.

"Die Bourgeoisie kann nicht existieren, ohne die Produktionsinstrumente, also die Produktionsver-
hältnisse, also sämtliche gesellschaftlichen Verhältnisse fortwährend zu revolutionieren. Unverän-
derte Beibehaltung der alten Produktionsweise war dagegen die erste Existenzbedingung aller frü-
heren industriellen Klassen. Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene
Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet
die Bourgeoisiepoche vor allen anderen aus. Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Ge-
folge von altherwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst, alle neugebildeten
veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird
entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Be-
ziehungen mit nüchternen Augen anzusehen" [MARX/ ENGELS 1848: 465].

Die Industriegesellschaft ist wörtlich eine fleißige Gesellschaft, deren Mitglieder ange-
strengt arbeiten, und damit sozusagen eine Anti-Muße (griechisch 'ascholia', 'Ge-
schäftigkeit' [ARENDET 1958: 24f; MARTIN 1984: 257]). Die fleißigen, also industriellen
Prämissen der bürgerlichen Gesellschaft bzw. der kapitalistischen Wirtschaftsform
sind von ihren Apologeten wie THORSTEIN VEBLEN [1899] und Kritikern bis hin zu
KARL MARX [1883] übernommen worden. Arbeit sei der Ursprung allen Reichtums,
lautet ihr gemeinsames Credo [vgl. FOUCAULT 1966: 310-321]. Der Frühsozialist SAINT-
SIMON brachte diese Weltsicht in seiner Verherrlichung der Arbeit auf die lapidare
Formel: "Die Feiglinge der Zukunft sind die Müßigen". An die Stelle der Kriegermor-
al tritt die industrielle *Produzentenmoral*" [KALTENBRUNNER 1964: 139], aus der
schließlich ein Totalitarismus der Arbeit resultiert [KALTENBRUNNER 1964: 140]. 1932
diagnostiziert ERNST JÜNGER nihilistisch, daß die Zukunft des Menschen die Gestalt
des 'Arbeiters' sei, ein Wesen, das die Welt technisch durchsetze und den totalen Ar-
beitsstaat einrichte [JÜNGER 1932]. In diesem modernen Arbeitsstaat stehe selbst die
Freiheit derart unter dem Primat der Arbeit, daß der Freiheitsanspruch zum Arbeitsan-
spruch würde [JÜNGER 1932: 67].

"Diese Gestalt [des Arbeiters] fördert ebenso sehr die Totale Mobilmachung, wie sie alles zerstört,
was sich dieser Mobilmachung widersetzt" [JÜNGER 1932: 157].

Die totale Arbeitswelt scheint in diesen Beschreibungen fast unumgänglich. Aber neben der angestregten und letztlich 'affirmativen Kritik' der kapitalistischen Ökonomie regt sich auch Unbehagen an den ökonomischen Prämissen der bürgerlichen Gesellschaft und Widerstand gegen den Arbeitsmythos, dessen Herkunft der Soziologe MAX WEBER auf die protestantische Ethik zurückführt [WEBER 1920]. Dieser Widerstand, zuerst in der deutschen Romantik z.B. in SCHLEGELS 'Lucinde' und EICHENDORFFS 'Aus dem Leben eines Taugenichts' formuliert [KALTENBRUNNER 1964: 141], erhält in dem kleinen Pamphlet von PAUL LAFARGUE 'Das Recht auf Faulheit' eine deutliche theoretische Spitze [LAFARGUE 1883]. Provokant übernimmt LAFARGUE den defaitistischen Begriff der Faulheit, das Gegen- und Schreckensbild zur kapitalistischen Tugend des Fleißes, mit dem die bürgerliche Gesellschaft die praktische und alltägliche Widerständigkeit der Leute gegen die Ausbeutung denunziert [KALTENBRUNNER 1964: 136f], und versucht, ihn ins Positive zu wenden. 1883 im Todesjahr seines Schwiegervaters KARL MARX und (Ironie der Geschichte) parallel zur Gesamtausgabe des 'Kapitals' erschien LAFARGUES Abrechnung mit den philanthropischen Verirrungen des Arbeitswahns [KALTENBRUNNER 1964: 174], in deren Einleitung er schreibt:

"Eine seltsame Sucht beherrscht die Arbeiterklasse aller Länder, in denen die kapitalistische Zivilisation herrscht, eine Sucht, die das in der modernen Gesellschaft herrschende Einzel- und Massenehend zur Folge hat. Es ist dies die Liebe zur Arbeit, die rasende, bis zur Erschöpfung der Individuen und ihrer Nachkommenschaft gehende Arbeitssucht.

Statt gegen diese geistige Verwirrung anzukämpfen, haben die Priester, die Ökonomen und die Moralisten die Arbeit heiliggesprochen" [LAFARGUE 1883: 20].

LAFARGUE geht von einer ursprünglichen Genügsamkeit der Menschen aus, die den Tag ruhen lassen, wenn sie ihren Lebensbedarf gedeckt haben [LAFARGUE 1883: 21, 36]. Ähnliches beschreibt der Ethnologe MARSHALL SAHLINS für die tätigen Subjekte früher Kulturen, die von circa vier Stunden täglicher Arbeit zumeist Sammeln und Fischen leben und die übrige Zeit mit religiösen und weltlichen Dingen verbringen und vertrödeln [SAHLINS 1978: 170]. In der Bergpredigt, den wenigen tradierten Worten JESU, wird die Muße als religiöse Pflicht und Gottesgeschenk gepriesen und mit ihr gemahnt gegen eitles weltliches Streben [MATTHÄUS 5, 19-34]; schließlich ruhte selbst ER, der Schöpfer-Gott, am siebten Tage von allen seinen Werken [GENESIS 2, 2].

"Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon. [...] Sehet die Vögel unter dem Himmel an: sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater nährt sie doch. [...] Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen" [MATTHÄUS: 5, 24-34].

Vor allem fernöstliche Religionen kultivieren geradezu die Weisheit des Nicht-Tun als das Wesen jeglicher Tätigkeit wie beispielsweise im Taoismus [LAOTSE Tao.: Spr. 48, 63]. Für die vorindustriellen Gesellschaften gibt MICHAEL WALZER "ein Verhältnis zwischen Arbeitstagen und Ruhetagen von annähernd 2:1" an [WALZER 1983: 275] und erläutert, daß die gemeinschaftlichen Feiertage, die in vorindustriellen Gesellschaften bis zu einem Drittel des Jahres ausmachen, ihrem Ursprung nach heilige Tage (holy days) wie Sabbat und Sonntag seien [WALZER 1983: 281], die konventionell getragen

und deren Regeln verbindlich sind [WALZER 1983: 282].

"Die Sabbatruhe ist insofern egalitärer als der Urlaub, als man sie nicht kaufen kann. Sie gehört zu den Dingen, die für Geld nicht zu haben sind. Jeder ist verpflichtet, sie einzuhalten, jeder hat das Recht, sie zu genießen" [WALZER 1983: 282].

Die Bauern im Russland des 19. Jahrhunderts charakterisiert LEO TOLSTOI [1870] nicht anders als ALEXANDER TSCHAJANOW [1923] ein halbes Jahrhundert später und JOHN BERGER [1979a] noch in den 1970'er Jahren im Haute Savoie. Sie arbeiten um zu überleben, nicht um Reichtum zu akkumulieren; ihre Arbeit ist nicht profitorientiert. Ebenso wird noch Anfang des 20. Jahrhunderts für die Industriearbeit z.B. von MAX WEBER festgestellt, daß die Lohnarbeiter nicht mehr arbeiten als sie fürs Überleben ihrer Familien benötigen, so daß die Einführung des Akkordlohns, der zur Mehrleistung anreizen sollte, real zu einer Reduzierung der Arbeitsleistung führte [WEBER 1920: 44]. An diesem Widerspruch der Lohnarbeiter zum herrschenden ökonomischen Modell wäre der Fordismus beinahe gescheitert, hätte nicht, wie der Journalist RIFKIN hervorhebt, das Konsumverhalten der Industriearbeiter in den 1920'er Jahren durch intensive politische Propaganda derart verändert werden können, daß die Arbeiter bereit waren, sich zu verschulden, um den Konsum auszuweiten [RIFKIN 1997: 30-33]. Zur Tilgung der Schulden wurde dann die Mehrarbeit über den direkten Bedarf hinaus nötig. Eine Folge dieser Überschuldung der US Amerikanischen Gesellschaft war schließlich der Zusammenbruch des Aktienmarktes 1929, der auf ungedeckten Wertpapieren beruhte, und die anschließende Weltwirtschaftskrise [RIFKIN 1997: 33f]. Nicht viel anders als in den kapitalistischen Wirtschaftssystemen verhält es sich auf sozialistischer Seite, wo das Pauluswort: "Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen" [PAULUS 3, 10] in die Sowjetverfassung aufgenommen wurde [MATTENKLOTT 1986: 52; PEREZA 2001: 66]. Im Arbeiterstaat will die 'Diktatur des Proletariats' dem Namen alle Ehre machen und treibt die Industrialisierung verbissen voran [KALTENBRUNNER 1964: 175, 180; ULLRICH 1978].

Eine mit beiden industriellen Ideologien vergleichbare Forderung wird zeitgleich in der Grünplanung und im Städtebau erhoben [vgl. GROPIUS 1931], die seit der Moderne eine Verarmung an Handlungsmöglichkeiten mit den Zeilenbauten herstellen, deren Bewohner Leistungen hinzukaufen sollen [vgl. LE CORBUSIER 1941]. Werden diese ideologisch-baulichen Prämissen akzeptiert, dann muß Mehrarbeit über den selbstbestimmten Bedarf hinaus geleistet werden. Das heißt, die Leute verlieren praktisch ein Stück Selbstbestimmung und Faulheit. Setzt die Arbeit nach dem biblischen Schöpfungsmythos mit der Vertreibung aus dem Paradies ein, von der an die Menschen ihr Brot im Schweiß ihres Angesichts essen sollen [GENESIS 3, 19], so verbildlicht die Grünplanung mit der Metapher 'Arkadien' [MAISAK/ FIEDLER 1992] ein mußvolles Leben vor dem Sündenfall, das aber nicht mehr real gelebt, sondern nur mehr kontemplativ genossen werden könne [HARD 1985]. Damit entwirft die Grünplanung, die die ökonomischen Prämissen der Industriegesellschaft übernommen hat, für die Freizeit, die als Erholung komplementär zur Lohnarbeitszeit steht [ADORNO 1969; STOLZENBURG/ VETTER 1983; SCHNEIDER 1989]. "Urlaube sind Waren: die Menschen müssen sie kaufen – entweder durch entgangenen Verdienst oder gegen bar Kasse", stellt Mi-

CHAEEL WALZER fest [WALZER 1983: 279], und ergänzt: "Vakanzen, Urlaube, Ferien, sie setzen, so fürchte ich, den Gegensatz der Arbeit voraus; sie, die Arbeit, hat einen entscheidenden Anteil an der Befriedigung, die jene abwerfen" [WALZER 1983: 285; vgl. APPEL 1992]. Nach der Arbeit verdrängt die Freizeit die Reste der Muße.

"Während der im Gefolge der ersten industriellen Revolution aufkommende Arbeitsbegriff – zusammen mit der Funktionalisierung (Entzauberung) – auch noch die spezifisch musische Geistigkeit (artes liberales) seinem Geltungsanspruch zu unterwerfen trachtete (Freizeit und Erholung als Arbeit), erweiterte die zweite industrielle Revolution die dem Menschen zur Verfügung stehende 'freie Zeit' derart, daß die Theorie der 'Freizeit' weithin an die Stelle der Muße trat" [MARTIN 1984: 259].

Entgegen dieser Dominanz des Arbeitsbegriffs beschreibt LAFARGUE in Umkehrung der bürgerlichen Ideologie – daß der Müßiggang aller Laster Anfang sei – die Arbeit und vor allem die Industriearbeit als Wurzel allen Übels. Zur Lage der arbeitenden Klasse im Elsaß des 19. Jahrhunderts zitiert LAFARGUE zwei Berichte, die den Beginn und die Hochphase der Industrialisierung beschreiben.

"(1813 [...]), waren in Mühlhausen alle Arbeiter Kinder des Landes, sie bewohnten die Stadt und die umliegenden Dörfer und hatten fast jeder ein Häuschen und oft ein Stück Land.' [...] Aber 25 Jahre später, als Villermé das Elsaß besuchte, hatte der moderne Minotauros, die kapitalistische Fabrik, bereits das Land erobert; in seiner Gier nach menschlicher Arbeit hatte er die Arbeiter aus ihrem Heim gerissen, um sie besser zu schinden, ihnen besser die Arbeit, die sie enthielten, auspresen zu können " [LAFARGUE 1883: 26f - Herv. v. F.L.).

Aufschlußreich an dieser Beschreibung, wie die Leute, die auf dem Land leben und wirtschaften, durch die Industriearbeit verelenden, ist die Parallelität, daß mit der Einführung der modernen Industriearbeit der Verlust an häuslichen Produktionsgrundlagen einher geht. Mit dem Entzug von Haus und Land verlieren die Leute ein Stück Autonomie in der subsistenten Produktion und können daher leichter ihrer Arbeitskraft, die sie vordem der Ausbeutung durch Lohnarbeit 'enthielten', beraubt werden. An diesem Zusammenhang zwischen Verlust der häuslichen Produktionsmittel und der Industrialisierung setzt die moderne Stadt- und Grünplanung an. Die funktionalistische Aufspaltung zwischen Wohnen und Arbeiten, wie sie im modernen Wohnungsbau gefordert wird [LE CORBUSIER 1941], betreibt die bauliche Zurichtung der abhängigen Lohnarbeiterschaft [AUTORINNEN 1992]. Grünplanung und Städtebau sind ein Mittel zur Enteignung [SCHNEIDER 1989]. LAFARGUES Schlußfolgerung aus dem beschriebenen geschichtlichen Phänomen, daß die Fabrikarbeit zur Verelendung führt, ist entsprechend radikal.

"Die Philanthropen nennen diejenigen, die, um sich auf leichte Art zu bereichern, den Armen Arbeit geben, Wohltäter der Menschheit – es wäre besser, man säte die Pest, man vergiftete die Brunnen, als inmitten einer ländlichen Bevölkerung eine Fabrik zu errichten. Führe die Fabrikarbeit ein, und adieu Freude, Gesundheit, Freiheit – adieu alles, was das Leben schön, was es wert macht, gelebt zu werden" [LAFARGUE 1883: 28f].

Sollen wir also nicht mehr arbeiten, um nicht zu verelenden? Diese Konsequenz scheint denn doch zu kurz gefaßt. Daher möchte ich diesem industriellen Arbeitsbegriff, den LAFARGUE zurecht polemisch einsetzt, einen Arbeitsbegriff entgegen stellen,

wie er von JOHN BERGER benutzt wird [BERGER 1979b: 266-292], und den LAFARGUE im obigen Zitat andeutet, wenn er die Mittel subsistenter Produktion erwähnt.

"Warum sich solche Mühe geben bei der Arbeit und sich um etwas sorgen, über dem das Verhängnis steht? Und darauf antworte ich: Arbeit ist eine Art, das Wissen zu bewahren, das meine Söhne jetzt verlieren. Ich grabe die Löcher, warte auf den milden Mond und pflanze diese Sprößlinge aus, um meinen Söhnen ein Beispiel zu geben, falls sie sich dafür interessieren sollten, und falls nicht, um meinem Vater und seinem Vater zu zeigen, daß das Wissen, das sie weitergegeben haben, noch nicht aufgegeben worden ist. Ohne das Wissen bin ich nichts" [BERGER 1979c: 105].

Hier kommt mit der Arbeit anderes zur Sprache als die Verelendung durch Arbeit. Dieser Widerspruch kann über den Begriff der Entfremdung geklärt werden, auf den ich trotz seiner Problematik Bezug nehme [MARX 1944: 510-522; ISRAEL 1972; ULLRICH 1978: 176-248]. Industriearbeit, ob kapitalistisch oder sozialistisch verwaltet, die generell den Aspekt des Fleißes, der die Produktion weiter steigern soll, in den Vordergrund stellt, ist enteignende Arbeit, in der der Produzent nicht mehr den Sinn seines Arbeitsproduktes realisiert bzw. nur als abstrakte Arbeit wieder einholen kann, in der er als lebendiges Wesen negiert und auf den Tauschwert seiner Arbeitskraft reduziert ist [ULLRICH 1978]. Diese entfremdete Arbeit produziert laut LAFARGUE Mangel, weil die Menschen sich – über Herrschafts- und ungleiche Produktionsverhältnisse vermittelt – ihres Genusses enteignen. Entfremdete Arbeit und enteigneter Genuß fallen somit auseinander wie Lohnarbeitszeit und Freizeit [BERGFLETH 1975]. Dementgegen steht der Begriff nichtentfremdeter Arbeit, die BERGER der bäuerlichen Arbeit zuspricht und die ebenso in der Hausarbeit praktiziert wird. Formal wird dieser Arbeitsbegriff in den 'Ökonomisch-philosophischen Manuskripten' des jungen MARX konzipiert [MARX 1844; vgl. MARX/ ENGELS 1846: 33] und kommt noch in den Vorentwürfen zu seinem ökonomistischen Spätwerk zum Ausdruck. Allerdings finden sich schon im Marxschen Frühwerk die Fetischisierung des modernen Arbeitsbegriffs [ARENDET 1958: 41, 103ff], den MARX mit den bürgerlichen Ökonomen teilt und ideengeschichtlich von HEGEL übernommen hat, sowie die Verherrlichung der Industrie und Produktivkraftentwicklung [MARX 1844: 542f]. Hinsichtlich der unentfremdeten, d.h. selbstbestimmten Arbeit vertritt er die Auffassung, daß die "Überwindung von [äußeren Zwecken und] Hindernissen an sich eine Betätigung der Freiheit" sei, wenn "die äußeren Zwecke den Schein bloß äußerlicher Naturnotwendigkeit abgestreift erhalten und als Zwecke, die das Individuum selbst erst setzt, gesetzt werden" [MARX 1858: 505]. Aus der Not wird eine Tugend, wenn in ihr (menschlicher) Sinn gesetzt und wahrgenommen werden kann. In der nichtentfremdeten Arbeit wird der Sinn der Arbeit in der Qualität und Angemessenheit des Erzeugnisses vom Produzenten realisiert und kann reflexiv der Erfahrung eingegliedert werden. Damit bereichert die Arbeit die Erfahrung, weil im Produkt und vom Produzenten konkret rekonstruierbar Sinn und Leben eingegangen ist. Im konkreten Sinn selbstbestimmter Arbeit verliert Arbeit den Zwangscharakter und kommt damit der Muße nahe; einer weiter gefaßten Muße, die zur alltäglichen Besinnung dient.

"Das entzückende Wort vom 'dolce far niente', vom süßen Nichtstun, bedeutet ja nicht in jedem Fall, daß man nichts tut, sondern vielmehr, daß man nichts tun muß, daß keine Pflicht wartet. Wir können also sagen, daß das Gegenteil von Muße nicht einfach Arbeit ist, sondern notwendige Arbeit, Arbeit, die unter dem Zwang der Natur oder des Marktes oder, noch bedeutsamer, unter dem des Vorarbeiters oder Chefs verrichtet wird. D.h., es gibt eine gemächliche Art des Arbeitens, eine Arbeit, die in Muße (i.e. in selbstgewähltem Tempo) vonstatten geht, und es gibt Formen der Arbeit, die mit einem Leben in Muße vereinbar sind" [WALZER 1983: 271].

Gegen die inflationäre und undifferenzierte Verwendung des Arbeitsbegriffs hat HANNAH ARENDT zu bedenken gegeben, daß mindestens die vier Tätigkeiten Arbeiten, Herstellen, Handeln und Denken unterschieden werden sollten [ARENDT 1958: 20]. Wobei sie die "drei menschlichen Grundtätigkeiten [...] Arbeiten, Herstellen, Handeln" unter den Begriff der *Vita activa* faßt [ARENDT 1958: 16], während die "Tätigkeit des Denkens" [ARENDT 1958: 25] von ihr der philosophischen Tradition gemäß der *Vita contemplativa* zugeordnet wird [ARENDT 1958: 24f, 414]. Alle Tätigkeiten, die kein bleibendes Produkt zeitigen, sondern alltäglich wiederkehrend die Grundlage des Überlebens bilden, faßt ARENDT unter den Begriff Arbeit [ARENDT 1958: 16, 112-118], ohne die alles weitere Tätigsein nicht möglich wäre [ARENDT 1958: 119]. Als Herstellen bezeichnet sie jene Tätigkeiten, die bleibende Produkte erzeugen, die den Tag überstehen und die dingliche Welt ausmachen, die uns umgibt [ARENDT 1958: 16, 161-170]. Das Herstellen macht aus der vorgefundenen Erde eine dauerhafte menschliche Welt, die uns vertraut ist [ARENDT 1958: 112]. Handeln schließlich ist eine Tätigkeit, die weder das Leben reproduziert noch ein dingliches Produkt herstellt, statt dessen konstituiert Handeln das politische Feld, auf dem die Willensbildung stattfindet, Interessenskonflikte ausgetragen und Beziehungen zwischen den Menschen ausgehandelt werden [ARENDT 1958: 17, 213-232]. Im politischen Handeln realisiert sich die Freiheit [ARENDT 1958: 42f]. Von diesen menschlichen Grundtätigkeiten der *Vita activa* ist das Denken als geistiges Tätigsein, das der *Vita contemplativa* zugeordnet wird, unterschieden, weil es in der philosophischen Auffassung, der ARENDT folgt, der "Muße, die Enthaltung von allen öffentlichen Geschäften" bedürfe [ARENDT 1958: 24], auch wenn oder gerade weil "das reine Denken alle Tätigkeiten an schierem Tätigsein übertrifft" [ARENDT 1958: 414; vgl. ARISTOTELES *Met.*: XII, 9, 1074b 33ff], weil in der Muße das tätige Denken zur bloß zusehenden Theorie, 'theoria', fände [ARENDT 1958: 26, 31]. Muße und Tätigsein stehen letztlich in keinem einander ausschließenden Verhältnis; und so gibt die Muße Zeit, über den (menschlichen) Sinn des Arbeitens, Herstellens und Handelns, also des Tätigseins nachzudenken. Auf dieses besondere Tätigsein in der *Vita contemplativa* weist ARENDT mit dem Cato-Zitat hin, das ihr Buch vom tätigen Leben, die 'Vita activa', beschließt.

"Niemals ist man tätiger, als wenn man dem äußeren Anschein nach nichts tut" [CATO zitiert in ARENDT 1958: 415].

Gerade geistige Tätigkeit, d.h. Denken, die relativ selbstbestimmt ist, kommt dem entfremdeten Tätigsein nahe [ADORNO 1969: 58]. Gegen den verdinglichenden Kurzschluß zwischen Nutzen und Sinn, der den Sinn des Denkens auf dessen Nutzen reduziert, ist die begriffliche Differenzierung aufrecht zu erhalten, daß Sinn umfassender

ist als Nutzen [PANOFSKY 1957: 151]. Nun biete aber gerade die Muße dem, "was, ohne bloß nutzend zu sein, dennoch zu einem ungeschmälert menschlichen Dasein gehört," Platz [PIEPER 1949: 83]. Sowohl die aktive 'ratio' (Verstand), die diskursiv vorgeht, wie der passive 'intellectus' (Vernunft, etymologisch von Vernehmen hergeleitet), der intuitiv ist, charakterisieren das Denken [PIEPER 1949: 26], das wesentlich theoretisch ist, d.h. anschauend (griechisch 'theorein') [RITTER 1963: 144ff]. Die Theorie setzt daher eine gewisse Abstandsnahme vom zugreifenden Umgang in der Welt voraus [WEBER 1919; PANOFSKY 1957: 152, 154], für die traditionell die Muße als Zeit zur Besinnung steht. Innerhalb dieser philosophischen Tradition wird Muße häufig als ein Vorrecht der Intellektuellen aufgefaßt, die den Sinn der Muße zumeist darin sehen, daß sie eine "Aussicht ins glückselige Leben eröffnet [...] durch Erkenntnis, und eben dieses Verhältnis zur Wahrheit [...] sie von bloßer Faulheit" unterscheide [MATTENKLOTT 1986: 71]. Gegen diese einseitige, ja exklusive Auffassung weist WALZER mit bezug auf den Marxschen Begriff unentfremdeter Arbeit darauf hin, daß Muße nicht allein in den 'zweckfreien' Tätigkeiten, insbesondere der Philosophie, vorbehalten sei [WALZER 1983: 272f].

"Wenn Selbstbestimmung im Zentrum steht, dann ist es eine breite Vielfalt von zweckhaften Betätigungen, die in einem Leben der Muße Raum finden. Geistige Arbeit gehört ganz sicherlich zu diesen Betätigungen, nicht weil sie nutzlos wäre – in diesem Punkt kann man nie sicher sein –, sondern weil Intellektuelle gemeinhin in der Lage sind, die Arbeit, die sie tun, nach ihren eigenen Vorstellungen zu gestalten. Aber auch andere Tätigkeiten können durch diejenigen, die sie verrichten, selbst gestaltet (geplant und organisiert) werden, sei's individuell, sei's kollektiv; und dann spricht einiges dafür, von dieser Zeit als von 'freier Zeit' zu sprechen" [WALZER 1983: 273].

Mit dem Kyniker DIOGENES VON SINOPE wäre der Sinn der Faulheit darin zu sehen, daß sie eine Aussicht ins glückselige Leben eröffnet durchs Genügen [DIOGENES LAERTIUS Philo.: VI 20-81; STÖRIG 1983: 188f; BLOCH 1959: 559f]. Diese einfache Faulheit hat "ein Asyl im Märchen gefunden" [MATTENKLOTT 1986: 47], in dem sich der alltägliche Wunsch nach freier Zeit zum Nachdenken, Tagträumen oder Dösen Ausdruck verschafft. In diesem Sinne konzipiert das Märchen vom 'Schlaraffenland' ein Leben ewiger Ernte und Genusses, ohne daß Arbeit, Herrschaft und Ausbeutung daraus folgten oder zu dessen Realisierung vorausgesetzt wären. Spuren dieses Wunsches nach genügsamem Nichtstun sind nichtsdestoweniger in Tagträumen der Philosophie zu finden [BLOCH 1959].

"Rien faire comme une bête, auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, 'sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung' könnte an Stelle von Prozeß, Tun, Erfüllung treten und so wahrhaft das Versprechen der dialektischen Logik einlösen, in ihren Ursprung zu münden" [ADORNO 1951: 208].

Wohl denn kann man den Sinn der Faulheit, jenes geglückte Verhältnis zwischen Genuß und Arbeit, eine Lebenskunst, auch verfehlen, wenn die lange Weile zur Langeweile wird [BLOCH 1929: 100f], womit die Frage, "was man in der Muße tun soll" [ARISTOTELES Pol.: VIII, 3, 1338a 34], d.h. die Suche nach unentfremdeter Tätigkeit bestehen bleibt [KRACAUER 1924; HESSE 1973; BLOCH 1929; ders. 1959: 1073-1086]. Daher auch die vormodernen Diätiken des Nichtstuns. Neben dem individuellen Weg, über freie

Zeit zu verfügen, betont WALZER den sozialen Aspekt freier Zeit, für die die Gemeinschaft selbst kommune Übereinkünfte und Regeln etabliert, damit sie nicht zu leerer Zeit wird [WALZER 1983: 286].

"In einer Gemeinschaft, in der Ruhetage möglich sind, wird es solche auch bereits geben. Sie werden Teil des gemeinsamen Lebens sein, das die Gemeinschaft ausmacht, sie konstituiert, und sie werden dem Leben des je einzelnen Mitglieds Gestalt und Sinn verleihen" [WALZER 1983: 284].

Ist die individuelle Antwort auf Muße die selbstbestimmte Tätigkeit, so finden wir auf der sozialen Seite der Muße das Fest, den Feiertag und Feierabend [WALZER 1983: 281; MATTENKLOTT 1986: 70]. Der katholische Theologe JOSEF PIEPER vertritt die Auffassung, daß das "Fest [...] der innere und innebleibende Ursprung von Muße" sei [PIEPER 1949: 56], deren sozial-konventionale Seite im Kult läge [PIEPER 1949: 77ff], durch den ein "Raum nicht-rechnender Verschwendung, zweckentbundenen Überströmens, wirklichen Reichtums: der Fest-Zeitraum" entstünde [PIEPER 1949: 81]. Freiraumplanung muß offenbar diese kommunen Aspekte mitbedenken, um dem alltäglichen Phänomen der Faulheit und Muße gerecht werden zu können [KUHLE 1999: 137; WITZEL 1999: 25ff]. Faulheit und Arbeit stehen nach diesen Überlegungen nicht mehr in einem abstrakten Antagonismus, sondern werden vermittelbar über die Autonomie im Gebrauch [BÖSE 1981: 12f, 124, 126; HÜLBUSCH 1981: 322]. Damit wird die unglückliche Fragestellung, ob Faulheit das Basisparadigma der Freiraumplanung sei, glücklicherweise hinfällig. WALZER charakterisiert 'gerechtfertigte Macht' – wie z.B. das respektvolle und bedachtsame Handeln der Eltern in der Mächtigkeit gegenüber ihren Kindern – unter anderem dadurch, daß diese verantwortungsvolle Ausübung der Macht "eine Arbeit [ist], deren Zweck zum Teil darin besteht, anderen Ruhe zu verschaffen" [WALZER 1983: 276]. Die nötige professionelle Distanz vorausgesetzt, die mit dem Wechsel der Relevanzstruktur von der Alltagswelt zur professionellen Planung ins Spiel kommt [BERGER/ KELLNER 1984: 36, 48], können wir diese Überlegung auf die Freiraumplanung übertragen. Eine Aufgabe der Freiraumplanung wäre demnach, den Leuten ihre Ruhe zu lassen. In diesem Sinne charakterisiert KARL-HEINRICH HÜLBUSCH Freiräume, die erst dann entstehen können, "wenn Außenhaus – Garten/ Hof und Vorgarten – als notwendige Einrichtungen zur häuslichen Produktion, wenn Straßen und Quartiersplätze als Orte notwendiger Nutzung und sozialer Organisation über das bar Nützliche hinaus verfügbar sind und Spiel-Raum bieten" [HÜLBUSCH 1981: 328 - Herv. v. F.L.]. Freiraumplanung plant also nicht die Faulheit, sondern indem Freiraumplanerinnen und Freiraumplaner die alltägliche Arbeit der Leute mitbedenken, planen sie Freiräume, die Platz lassen, auch fürs süße Nichtstun.

"Die Arbeit der *Muße* (die der Zielbegriff jeder befreiten Arbeit bleibt und kein bequemer oder aristokratischer) räumt in der Trübe des Existierens selber auf; darin schafft sie dieses Haus, worin nicht nur das Hier-darfst-du, sondern vor allem das Hier-kannst-du des Nichtstuns endlich unser Freund sein kann" [BLOCH 1929: 103].

Literatur:

- Adorno, Theodor W. 1951: Sur l'eau; in: ders. *Minima Moralia*; S. 206-208; Frankfurt am Main 1986
- Adorno, Theodor W. 1969: Freizeit; in: ders. *Stichworte*; S. 57-67; Frankfurt am Main 1993
- Appel, Andrea 1992: Reisen ohne das Weite zu suchen; in: *Reise oder Tour*; Notizbuch der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; S. 9-71; Kassel 1992
- Arendt, Hannah 1958: *Vita activa - oder Vom Tätigen Leben*; München 1997
- Aristoteles Met.: *Metaphysik*; 2. Halbband; Bücher VII (Z) - XIV (N); Übers. Hermann Bonitz; Hamburg 1991
- Aristoteles Nik. Eth.: *Nikomachische Ethik*; Übers. Olof Gigon; München 1995
- Aristoteles Pol.: *Politik*; Übers. Olof Gigon; Stuttgart 1971
- AutorInnen 1992: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung; in: *Notizbuch 24 der Kasseler Schule*; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1992
- Bataille, Georges 1957: *Der heilige Eros. L'Érotisme*; Übers. Max Hölzer; Darmstadt 1974
- Berger, John 1979a: *SauErde. Geschichten vom Lande*; München 1992
- Berger, John 1979b: *Historisches Nachwort*; in: ders. *SauErde*; S. 266-293; München 1992
- Berger, John 1979c: *Der Wert des Geldes*; in: ders. *SauErde*; S. 104-141; München 1992
- Berger/ Kellner 1984: *Für eine neue Soziologie*; Frankfurt am Main 1984
- Bergfleth, Gerd 1975: *Theorie der Verschwendung*; in: Georges Bataille, *Die allgemeine Ökonomie*; Anhang; Frankfurt am Main 1975
- Bloch, Ernst 1929: *Stachel der Arbeit*; in: ders. *Spuren*; S. 99-103; Frankfurt am Main 1983
- Bloch, Ernst 1959: *Das Prinzip Hoffnung*; Frankfurt am Main 1982
- Böll, Heinrich 1963: *Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral*; in: ders. *Werke. Romane und Erzählungen*; Bd. 4; S. 267-269; Köln 1977
- Böse, Helmut 1981: *Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraumes; Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadt- und Landschaftsplanung; Gesamthochschule Kassel; Heft 22*; Kassel 1981
- Bourdieu, Pierre 1992: *Delegation und politischer Fetischismus*; in: ders. *Rede und Antwort*; S. 174-192; Frankfurt am Main 1992
- Diogenes Laertius Philo.: *Diogenes von Sinope*; in: ders. *Leben und Meinungen berühmter Philosophen*; S. 304-335; Hamburg 1990
- Eichendorff, Joseph Freiherr von 1826: *Aus dem Leben eines Taugenichts*; Frankfurt am Main 1976
- Grimm 1862: *Faul - Faulheit*; in: Grimm/ Grimm, *Deutsches Wörterbuch*; Bd. 3; S. 1367-1375; München 1984
- Gropius, Walter 1931: *Flach-, Mittel- und Hochbau*; in: *Moderne Bauformen*; Heft 7/ 1931; S. 321-328; Stuttgart 1931
- Hard, Gerhard 1985: *Städtische Rasen hermeneutisch betrachtet*; in: ders. *Hard-Ware*; Notizbuch 18 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1990
- Hauser, R. 1971: *Acedia*; in: *Historisches Wörterbuch der Philosophie*; Hrsg.: Joachim Ritter; Bd. 1; Sp. 73-74; Basel 1971
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1807: *Phänomenologie des Geistes*; Frankfurt am Main 1985
- Hesse, Hermann 1973; *Die Kunst des Müßiggangs. Ein Kapitel künstlerischer Hygiene*; in: ders. *Die Kunst des Müßiggangs. Kurze Prosa aus dem Nachlass*; S. 7-13; Frankfurt am Main 1973
- Horkheimer, Max 1946: *Zur Kritik der instrumentellen Vernunft*; in: ders. *Kritik der instrumentellen Vernunft*; S. 11-174; Frankfurt am Main 1986
- Hülbusch, Karl-Heinrich 1981: *Ideologie der öffentlichen Grünplanung*; in: *Grün in der Stadt*; Hrsg. Andritzky/ Spitzer; S. 320-331; Reinbek 1981
- Israel, Joachim 1972: *Der Begriff der Entfremdung*; Reinbek 1972
- Jünger, Ernst 1932: *Der Arbeiter*; Stuttgart 1982
- Kaltenbrunner, Gerd-Klaus 1964: *Revolution und Faulheit I-IV*; in: *Romantische Utopie - Utopische Romantik*; Hrsg. Dischner/ Faber; S. 135-148, 174-182; Hildesheim 1979
- Kant, Immanuel 1796: *Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie*; in: *Schriften zur Metaphysik und Logik II*; Werke; Hrsg. Wilhelm Weischädel; Bd. VI; S. 377-397; Frankfurt am Main 1968
- Kilbansky/ Panofsky/ Saxe 1964: *Saturn und Melancholie*; Frankfurt am Main 1992
- Kracauer, Siegfried 1924: *Langeweile*; in: ders. *Das Ornament der Masse*; S. 321-325; Frankfurt am Main 1989

- Kuhle, Dagmar 1999: Friedhofsmoden; Diplomarbeit am Fachbereich 13 der Gh Kassel; in: Über kurz oder lang ; Notizbuch 59 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 2002
- Lafargue, Paul 1883: Das Recht auf Faulheit; Trotzdem-Verlag; Grafenau 2001
- Laotse Tao.: Tao te king; Übers. Richard Wilhelm; Köln 1984
- Le Corbusier 1941: Charta von Athen; Übers. Hugo Seinfeld; Reinbek 1962
- Maisak/ Fiedler 1992: Arkadien. Landschaft vergänglichem Glücks; Frankfurt am Main 1992
- Martin, N. 1984: Muße; in: Historisches Wörterbuch der Philosophie; Hrsg.: Ritter/ Gründer; Bd. 6; Sp. 257-260; Basel 1984
- Marx, Karl 1844: Ökonomisch-philosophische Manuskripte; in: Marx Engels Werke; Bd. 40; S. 465-588; Berlin 1990
- Marx, Karl 1858: Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie; Berlin 1951
- Marx, Karl 1883: Das Kapital; in: Marx Engels Werke; Bd. 23-25; Berlin 1983
- Marx/ Engels 1846: Die deutsche Ideologie; Marx Engels Werke; Bd. 3; Berlin 1983
- Marx/ Engels 1848: Das kommunistische Manifest; in: Marx Engels Werke; Bd. 4; S. 459-493; Berlin 1977
- Mattenkloft, Gerd 1986: Faulheit; in: ders. Blindgänger; S. 43-71; Frankfurt am Main 1986
- Müller, Wolfgang 1982: Das Fremdwörterbuch; Duden Bd. 5; Mannheim 1982
- Panofsky, Erwin 1957: Zur Verteidigung des Elfenbeinturms; in: Der Rabe; Nr. 41; S. 147-155; Berlin 1994
- Pereza, Pablo 2001: Einleitung, Anmerkungen; in: Paul Lafargue: Das Recht auf Faulheit; Grafenau 2001
- Pieper, Josef 1949: Muße und Kult; München 1949
- Rat der evangelischen Kirche in Deutschland 1968: Die Bibel - oder die ganze Heilige Schrift des Alten und des Neuen Testaments - nach der Übersetzung Martin Luthers; Stuttgart 1968
- Reiner, H. 1972: Faulheit; in: Historisches Wörterbuch der Philosophie; Hrsg.: Joachim Ritter; Bd. 2; Sp. 916-918; Basel 1972
- Rifkin, Jeremy 1997: Das Ende der Arbeit; Frankfurt am Main 1997
- Ritter, Joachim 1963: Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft; in: ders. Subjektivität; S. 141-163, 172-190; Frankfurt am Main 1989
- Sahlins, Marshall 1978: Ökonomie der Fülle; in: Technologie und Kritik; S. 154-204; Reinbek 1978
- Schlegel, Friedrich 1799: Lucinde; Frankfurt am Main 1985
- Schneider, Gerda 1989: Die Liebe zur Macht; Notizbuch 15 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 1989
- Schröder, Gerhard 2001: Es gibt kein Recht auf Faulheit in dieser Gesellschaft; in: Bild-Zeitung; April; Hamburg 2001
- Seneca Br. Eth.: An Lucilius Briefe über Ethik; in: ders. Philosophische Schriften; Bd. 4; Darmstadt 1984
- Stolzenburg/ Vetter 1983: Beitrag zur Disziplingeschichte der Freiraumplanung; in: Notizbuch 6 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; S. 11-61; Kassel 1988
- Störig, Hans-Joachim 1983: Kyniker; in: ders. Geschichte der Philosophie; S. 188-189; Frankfurt am Main 1983
- Tolstoi, Leo 1878: Anna Karenina; München 1996
- Tschajanow, Alexander 1923: Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft; Frankfurt am Main 1987
- Ullrich, Otto 1978: Technik und Herrschaft; Frankfurt am Main 1988
- Veblen, Thorstein 1899: Theorie der feinen Leute; Frankfurt am Main 1993
- Walzer, Michael 1983: Sphären der Gerechtigkeit; Frankfurt am Main 1998
- Weber, Max 1919: Wissenschaft als Beruf; Stuttgart 1995
- Weber, Max 1920. Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus; in: ders. Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I; S. 17-206; Tübingen 1988
- Witzel, Norbert 1999: Promenieren; Diplomarbeit am Fachbereich 13 der Gh Kassel; in: Über kurz oder lang; Notizbuch 59 der Kasseler Schule; Hrsg. Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation; Kassel 2002

Viereinhalb Jahre später

Karl Heinrich Hülbusch

Sagen wir das mal so: wenn man eine akute Situation nicht konstatiert, bleibt sie vergessen und unverstanden, und ist verwundert, dass die vage Erinnerung nicht mehr herbeizitiert werden kann. Vielleicht ist die akute ‚Diagnose‘ der Wahrnehmung erforderlich, damit die Wahrnehmung relativiert und die Handlung bewusst verändert werden kann, das Unbehagen nicht unverstanden bleibt. Ich bin übrigens sicher, dass die böartigen Politiker bei Arbeitslosigkeit nur an Geld denken. Diese Schwätzer haben ihre Seilschaften und Abendgesellschaften mit Frack und Fliege; sind also gewöhnt an leere Auftritte, wie sie in Gesellschaftsromanen seitenweise angemalt werden. Das gilt für Leute, die nie gearbeitet haben, aber immer beschäftigt sind, also Rentiers und Funktionäre. Wenn jemand arbeitet, gibt es dafür praktische Kooperationen, Zuarbeit, die sozial organisiert sind. Wer also ‚arbeitslos‘ (ist oder) wird, verliert die sozialen Kontakte aus der ‚Arbeitstätigkeit‘ und die Anfrage nach den Kenntnissen und Fertigkeiten fällt brach. Bei Selbständigen und bei Hochschullehrern bricht die Nachfrage mit dem Ruhestand bzw. der Emeritierung nicht abrupt ab. Das muss als Vorzug angesehen werden, von dem an anderen Arbeitsplätzen einiges zu lernen wäre, wenn den Arbeitenden vorher schon ein solides Maß an Selbständigkeit am Arbeitsplatz zugebilligt wird. Dass dies bei Lehrern nicht so ist, bzw. nicht so gehandhabt wird, gibt der Institution Schule kein gutes Zeugnis. Immerhin ist bemerkenswert, dass vom Finanzamt Ausgaben für Betreuungen und Prüfungen als ‚nachgetragene‘ Werbungskosten bei der Einkommensteuer anerkannt werden. Trotzdem ist der Rückzug, der von der institutionell-organisatorischen Verwahrlosung der Institution Hochschule bestärkt wird, ein herber Verlust. Während die Betreuung von Arbeit noch erhalten bleibt, sinken die Auftritte bis auf die Prüfungstermine. ‚Auftritte‘ bei Seminaren, Spaziergängen, Exkursionen, die Teil des Amtes und der Öffentlichkeit des Amtes sind, gelten nur für die überzeugten HochschullehrerInnen, die nicht der Angst vor StudentInnen verfallen sind, und irgendwann verstanden haben, dass jedes Gespräch, jede Betreuung, jeder Auftritt eine Gelegenheit des Lehrens und Lernens, des Findens und Forschens, der Versicherung bekannten Wissens und der Formulierung übersehener Einsichten ist (Hentig, H.v. 1985; Hülbusch, K.H. 2003). Die ‚Nachwehen‘ des Amtes sind, wenn auch angenehm, eben nur Nachwehen, denen bald die Puste ausgeht. Blieben noch die Kompakt- und PlanerInnenseminare, zu denen kein studentischer ‚Nachwuchs‘ zu erwarten war und deshalb nur mit den langjährigen und routinierten TeilnehmerInnen zu rechnen war. Trotzdem, die Wohnorte liegen weit auseinander, das zufällige Gespräch gibt es nicht

mehr, und viele sind aus ganz profanen Gründen im familialen und Arbeitsplatz – Alltag so verstrickt, dass für ‚Prüfungen‘ keine Zeit zu sein scheint. Trotzdem sind die Seminare der letzten fünf Jahre durchaus bemerkenswert:

- 2000 -Der Gartenbau in vier Abteilungen in Großstelzendorf / Österreich
- 2001 -Planen trotz unmöglicher Vorgaben in Wollingst/Dorfhagen
- 2003 -Filipenduletea – Seminar in Adolfsdorf
- 2004 -Der modische Bebauungsplan – und was dagegen gehalten werden kann in Wollingst
 - Kalkmagerrasen und trittstabilisierte Kontaktgesellschaften in Ehringen
 - In den Kahlschlagfluren unter altertümlichen Pflanzengesellschaften an der Hamme und benachbarten Geest in Adolfsdorf

Seminarreader, jahrelang geübt, gibt es bewährt geschrieben von allen TeilnehmerInnen und redigiert zu:

Großstelzendorf ist bis zum Notizbuch (57) bearbeitet. Ebenso das erste Wollingst- Seminar (NB 58) sowie die Klassenfahrt zu den Filipenduletea (NB 63). Und der modische Bebauungsplan wird absehbar ebenfalls gedruckt. Ohne die Institution, ‚AG Freiraum und Vegetation‘ wären solche Seminare undenkbar. Diese Seminare sind den ‚nachgetragenen Werbungskosten‘ ähnlich und nachgetragene Erträge aus der Sicherheit und Zuverlässigkeit gemeinsam erworbener Arbeitsroutinen, Debattenkunst und solider Nachbereitung. Die wird trotz geringer Übung noch einige Zeit vorhalten. Im Vergleich zu einem VHS-Seminar, dass ich vor Kurzem zur ‚Haus-Gemüsegärtnerei‘ gemacht und die Zeit viel zu kurz für die Annäherung im Gespräch ist, kann der Vorrat nicht so schnell aufgebraucht werden.

Das geht allerdings nur noch einmal oder zweimal im Jahr mit völlig wechselnder Beteiligung, weil nur eine Woche im Jahr Zeit ist und ‚Freiraum‘ und ‚Vegetation‘ im Berufsleben verschieden bedeutend sind, zumindest dem Vordergrund nach. Obwohl wir alle in Kassel gelernt haben, dass die Analogien des Lernens an unterschiedlichen Gegenständen fruchtbar sind, selbst, wenn man der Ikonographie des Gegenstandes nicht versiert sicher ist. Und, weil alle Beteiligten nicht nur weit voneinander entfernt hausen, sondern Alltage mit völlig verschiedenen Zeitbudgets haben, ist die Mitteilung eingeschränkt, das Nebenher erzählte.

Man könnte ja neidisch werden

Das war einmal. Andere mögen Musik oder Wein machen. Meine Arbeit ist eine Haus-Gärtnerei. Das Amt besteht in der Sorgfalt der Bearbeitung und dem akademischen Protokoll. Die Ernte ist in Erbsen, Möhren, Salat etc. zu wiegen. Und in der vermittelbaren Einsicht: worauf muss ich aufpassen, wenn ich einen Garten machen will? In der Kombination ist der Werkinstinkt und die akademische Reflexion enthalten, die wiederum den Gärtnern zugute kommt und

den Fundus für eine ‚Lehre‘ hergibt. Eine ‚Lehre‘ für angehende Rentner/Pensionäre, die über die materiellen Mittel verfügen einen Teil des ‚freigesetzten‘ Tages mit der Gemüsegärtnerei zu besetzen. Wenn J.F.C. Turner (1978) von den ‚Ressourcen‘ spricht, meint er die Mittel fürs Hausen und die anderen ‚Arbeiten ohne Amt‘ (und äußere Reputation). Meine Lehre war mit Absicht auch der Kenntnis gewidmet, die nicht unbedingt verkauft werden muss, sondern auch selber gebraucht werden kann. Die Subsistenz nicht als akademische Proklamationen, sondern eben auch als konkrete Arbeit und solidem Wissen für die Sparsamkeit und das Vergnügen des Hausgebrauchs, die der Verrücktheit der Vergeudung (s. Bergfleth G. 1985) erst das Vergnügen lässt: reiche Sparsamkeit, lässt auch etwas Unfug zu. Das ist beim Lehren nicht anders – die geht nur leicht und sinnig, wenn der Sinn versichert ist.

Nicht so dramatisch

Ohne Vorbereitung und – vielleicht etwas ängstliche – Reaktion auf das Phänomen der Amtslosigkeit wäre die bewusste Überlegung nicht gelungen. Es ist nicht so dramatisch, weil mir neben dem Kopf die Mittel (Ressourcen) zur Verfügung stehen. Die dramatische Wahrnehmung schlug die Verfügung aus und war auf den ‚Verlust‘ des Amtes gemünzt. Die praktische Auslegung dieser ‚Freiheit‘ war eben noch nicht bedacht. Heute kann ich grinsend blöde Texte ‚von Bedeutung‘ lesen. Mache dann meine Anmerkungen und stecke das Papier in den Papierkorb und denke Wochen später: ‚das war doch eine nettes Zitat‘, was ich ohnehin nicht wiedergefunden hätte. Jetzt kann ich mich ungeniert darüber freuen, wenn mir bei der Schreibe ein Zitat zugesteckt wird. Ich bin aber auch zufrieden mit meinem Metier, dass das erworbene Wissen durchaus genießbar lässt und dazu animiert wieder ‚kleine‘ pflanzensoziologische Texte zu schreiben und hier und da ‚größere‘ sowohl der Debatte wie der Belegsammlung über 30 Jahre folgend. Manchmal sind Texte, die geschickt werden, eher ärgerlich als anregend. Der Witz besteht darin, dass ich für die sinnige Debatte nur noch zuständig bin, wenn’s mir beliebt. D.h. wenn mir die SchreiberIn eine Offerte gibt, die nachdenklich macht und nicht eben Hochschullehrer herausfordert. Für sophistische Kindereien gibt es keinen Platz. Da geh ich doch lieber krauten. Die Gewöhnung mag ein Teil sein. Der Gartenbau ist sicher wichtig, therapeutisch und praktisch. Die Selbstversicherung, ich muss nicht jeden Text ernst nehmen, gehört dazu. Und, sicher, die Botschaft, dass ich zuständig bin, wenn ich die Zuständigkeit bestätige. Ich muss nicht mehr darüber debattieren, dass, wer einen protestantischen Gottesdienst haben will, nicht in eine katholische Messe gehen kann. Wer Vorurteile hat, muss nicht gleich noch das umgekehrte glauben.

Und amüsiert bin ich auch

Die Zensur der ‚Fach‘-Zeitschriften versteh ich ja, die ängstliche Abwehr, wie sie Frau Dr. Ursula Kellner (2002) für das Gartenamt als Antwort auf die Bitte

einer Vortragsveröffentlichung vorträgt. Mit Tucholsky lautet die Antwort:

„Druck meine Aufsätze nicht, wenn eure Abonnenten und Inserenten zu fein dafür sind. Lasst mich unzensuriert. Ich möchte nicht mit einer Ausgabe für Kinder und Militär herauskommen, bar aller Schärfe, ohne jene Salzkörner, um derenwillen die Speise serviert worden ist. Euren Leuten bekommt das nicht? Dann lasst das ganze Gericht fort. Es ist keine Ehre bei euch zu erscheinen,“ (Peter Panter 1932)

Auch Schwarz kommentiert den Auftrag der Schriftleitung, weist deren Zensur in die Schranken und schreibt 1953 an A. Leitl:

„Es ist nicht Sache des Herausgebers oder Redakteurs einer Zeitschrift, auf die Aufsätze der eigenen Autoren Erwidern zu verfassen, ich kann mich auch nicht entsinnen, dass so etwas jemals vorgekommen wäre. Der Schriftleiter ist Kraft seines Amtes Diskussionsleiter“ schreibt R. Schwarze 1953 (1994:48) an A. Leitl.

Unverbindliche Darstellungen, denen Sinn und professioneller Verstand fehlen, die mit kritischer Neuwitzigkeit daherkommen, sind beliebt. Und nette Reiseberichte wie von N. Schindler lockern den angestregten Unfug auf. Die Vorwände, warum ein Text der Schriftleitung nicht behagte, sind tatsächlich erfindungsreich. Die Notizbücher sind gegen die Zensur des Fachbereichs 13/GHK und der Fachzeitschriften eingerichtet. Und auch für eine Schriftenreihe, in der Beiträge mit mehr als 10 Seiten gedruckt werden können. Merkwürdig, dass es für Architekten, Stadtplaner und Grünraumgestalter keine Periodika mit umfangreicheren Arbeiten gibt. Die Naturschützer haben übrigens genau mit solchen Schriftenreihen begonnen, wissenschaftlich getönt, um bei kurzatmigen Propagandaheftchen gestrandet zu sein. Ich bin überzeugt, dass die Notizbücher noch immer solide und profunde Arbeitsergebnisse mitteilen, wenn wir uns Mühe machen.

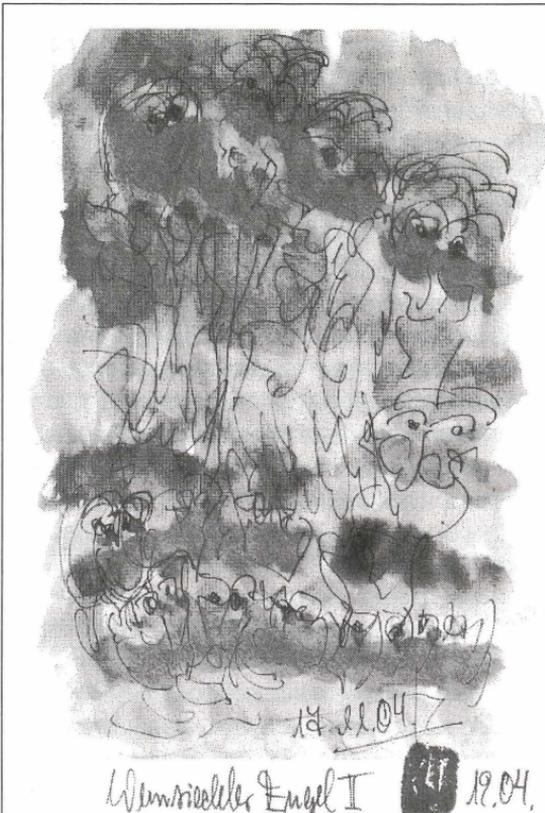
Also: nur halb so schlimm!?

Nein. Jede Verweigerung an der Teilhabe – sei es die Zensur der SchriftleiterInnen; das Verdickt einer neuen Promotionsordnung, die emeritierten HochschullehrerInnen den Verstand abspricht; nachlässige Beantwortung von Briefen; die faszinierende Angst über die Arbeit und die Aufträge zu erzählen, zu debattieren, ist zunächst mal bedrohlich. Man braucht schon eine Portion Mut und Selbstsicherheit, diesen tendenziell rüden Attacken zu begegnen. Und dann ist es manchmal sehr heilsam im Gemüsegarten ein Gespräch zu führen oder mit den Eulen über den Mäusesommer zu plauschen.

„Dass sich die Altersteilzeit in den vergangenen Jahren reger Beliebtheit erfreut, hängt sicher ursprünglich mit einer allgemeinen Unzufriedenheit der älteren Mitarbeiter zusammen, die sich den zum Teil unsäglichen Bevormundungen ihrer engagierten und eigenverantwortlichen Tätigkeit nicht mehr gewachsen fühlen und resignieren. Wo eine Arbeit Freude und Herausforderung bereitet, da ist auch altersungebundene Begeisterung da“ (Brünnig, B. – Leserbrief, Weser-Kurier 26.11.04).

Literaturverzeichnis

- Bergfleth G. 1985: Theorie der Verschwendung. München
Brünnig, B. 2004: Leserbrief, Weser-Kurier 26.11.04. Bremen
Hentig, H.v. 1985: Die Menschen stärken, die Sachen klären. Stuttgart.
Hülbusch, K.H. 2003: Die Verfertigung der Gedanken beim Schreiben. In NB 61 der Kasseler Schule. S. 171-189. Hrsg.: AG Freiraum und Vegetation. Kassel
Kellner, U. 2002: Antwortschreiben auf Veröffentlichungsbitte. Redaktionsleiterin bei Stadt und Grün – Gartenamt. In NB 64 der Kasseler Schule. S. 194. Kassel
Turner, J.F.C. 1978: Verelendung durch Architektur – Plädoyer für eine politische Gegenarchitektur in der dritten Welt. Hamburg
Panter, P. 1932: Schnipsel. In Tucholsky, K. 1932 (1989). Die Sprache als Waffe. S. 154. Hamburg
R. Schwarze 1953 (1994:48): Brief an A.Leitl. Redakteur der Baukunst und Werkform. Frankfurt



K.H. Hülbusch 2004 'Wunsiedeler Egel II'

VEGETATION

Vegetationskunde

Mädesüß-Hochstaudenfluren

Eberhard-Johannes Klauck

"Wer für eine Sache blind ist, weiß auch nicht, dass er sie nicht sieht. Im Gegensatz dazu glaubt aber oft derjenige, der eine Sache sieht, dass das, was er von ihr sieht, auch schon alles ist" (Bonder, R.N. 2001:18).

Die öffentliche Debatte über die Klasse der *Lythro-Filipenduletea ulmariae* ist ein Streit über Begriffe und Anschauung.

Wenn ein Begriff einen Gegenstand beschreiben soll, muß er die Sache auch fassen können. Wenn wir uns dann mit diesem Begriff draußen bewegen, wird rasch klar, dass die pflanzensoziologische Systematik etwas anderes sein muß als die vor Ort erkennbare Vegetationsdynamik. Das bedeutet also:

Wenn wir einen Gegenstand (z.B. eine pflanzensoziologische Klasse) begrifflich gefasst haben, gewissermaßen "begriffen" haben und diesen Gegenstand dann draußen antreffen, können wir Rückschlüsse ziehen, warum dieser Gegenstand jetzt und an diesem Ort da ist. Die Namensgebung für einen solchen Gegenstand aus dem Alltag zu beziehen ist dabei nur opportun. Daran können wir rasch erkennen, ob die Begriffe einen sinnvollen Gedanken enthalten.

"Eine Assoziation ist ein Gedanke" sagte einmal Frank Lorberg, der sich dabei auf eine Aussage Dietrich Buschs bezog.

"...das ist das Gute an den Assoziationen: eine zieht die andere nach sich, sie bilden eine Kette, und die Kunst liegt darin, nicht den Faden zu verlieren; zu erkennen, dass eine Scherbe auf dem Boden nicht nur ihre Gegenwart als Scherbe auf dem Boden ist, sondern auch ihre Vergangenheit, als sie dies noch nicht war, und auch ihre Zukunft, nämlich nicht zu wissen, was sie sein wird" (Saramago 2002:203).

Nehmen wir die Begrifflichkeit einer pflanzensoziologischen Einheit ernst, können wir erkennen, dass sie kein Formalismus ist, sozusagen eine auf den kleinsten Nenner reduzierte mathematische Formel mit Universalanwendungsanspruch, sondern einer Überlegung folgt. Und diese Überlegung, dieser Gedanke, ist die Begründung für die Pflanzengesellschaft. Die notwendig dazugehörige pflanzensoziologische Tabelle ist die Beweisführung. Ein solches Vorgehen trifft nicht nur auf die pflanzensoziologisch kleinste Einheit, die As-

soziation, zu, sondern steckt in der gesamten Synsoziologie. Das bedeutet, dass die Einführung einer Klasse ebenfalls sinnvollen Gedanken folgt. Der Gedanke zur Einführung einer neuen Klasse entstand aus der Überlegung, dass es in den tieferen, klimatisch mesophileren, aber nassen Lagen eine Analogie geben muß zu den hochmontan-subalpin verbreiteten Alpendost-Hochstaudenfluren (Betulo-Adenostyletea Br. Bl. et Tx. 1943; syn.: Mulgedio-Aconitetea Hadač et Klika 1944). Bei der Beobachtung der Landschaften Mitteleuropas, aber auch in Nordeuropa, finden wir rasch dieses Pendant in den Mädesüß-Hochstaudenfluren, die nach dem Blutweiderich (*Lythrum salicaria*) und dem Mädesüß (*Filipendula ulmaria*) Lythro-Filipenduletea benannt sind.

ZUR CHRONOLOGIE

Wenn wir eine chronologische Reihe herstellen, in der diese Gesellschaften systematisiert sind, so ist davon auszugehen, dass die ersten Mädesüß-Hochstaudenfluren als Pioniergesellschaften in nacheiszeitlichen Tundren- und Prärielandschaften vorkamen. Noch heute können wir an Orten klimatisch bedingter Tundren, z.B. in Skandinavien, dieses Stadium studieren (Preisung, briefl., in Bellin et al. 2003: 38). Mit der Stabilisierung der Gehölzbestände zu ausgedehnten Wäldern wurden die Mädesüßgesellschaften an den Rand gedrängt, gewissermaßen in die Säume der Waldmantelgesellschaften geschoben, sofern die Nässe ausreichend war. Nunmehr wuchsen die Mädesüß-Hochstaudenfluren entlang der Alnion-, Betulion- und Alno-Padion-Gesellschaften in schmalen bänderartigen Strukturen. Mit der Kultivierung des Landes, also mit der Herstellung geeigneter Rodungswerkzeuge, d.h. mindestens seit der Steinzeit, wuchsen die Mädesüß-Hochstaudenfluren bei Rodung der Bestände wieder in die Fläche, wurden also Ersatzgesellschaften der Nasswälder erster Ordnung, die man einer Nutzung unterzogen hat. Mittlerweile sind diese jahrtausende alten Streuwiesen entaktualisiert durch die allenthalbene Verfügbarkeit mineralischen Düngers. Die Mädesüß-Hochstaudenfluren verloren ihre Funktion, weil die Streue wertlos wurde und Flächen anderen Ortes melioriert, d.h. intensiviert wurden. Also waren Mädesüß-Hochstaudenfluren zuerst flächig verbreitet, wurden dann durch Lichtdruck zu linearen Bänder- und Saumstrukturen zusammengedrängt, expandierten mit der anthropogenen Absicht der Streueproduktion wieder in die Fläche. Aktuell regenerieren die meisten Mädesüß-Hochstaudenfluren aus flächigen Brachebeständen des Molinion W. Koch 1926 und des Calthion Tx. 1937. Beim Überwachsen der Flächen durch Gehölze des Vorwaldstadiums werden diese Gesellschaften wieder, bei ausreichender Hygrophilie, in die Säume gedrängt.

ZUR CHOROLOGIE

Welche Gedanken stehen nun hinter der systematischen Fassung der Klasse Lythro-Filipenduletea?

Begrenzende Faktoren sind:

- a) die Wasserbewegung
- b) die Qualität der Böden.

Daraus folgt, daß Mädesüß-Hochstaudenfluren keine höhenzonale Beschränkung in den planaren bis submontanen Lagen haben. Vielmehr muß unterschiedlich schnell fließendes Wasser in der Artenzusammensetzung Differenzierungen herstellen, und auf anmoorigen, organogenen Böden mit Torfanteilen müssen andere Gesellschaften wachsen denn auf mineralogenen Lehmböden. Derart wurde die pflanzensoziologische Tabelle (Klauck 2003) in zwei Ordnungen mit je zwei bzw. drei Verbänden differenziert (Abb. 1).

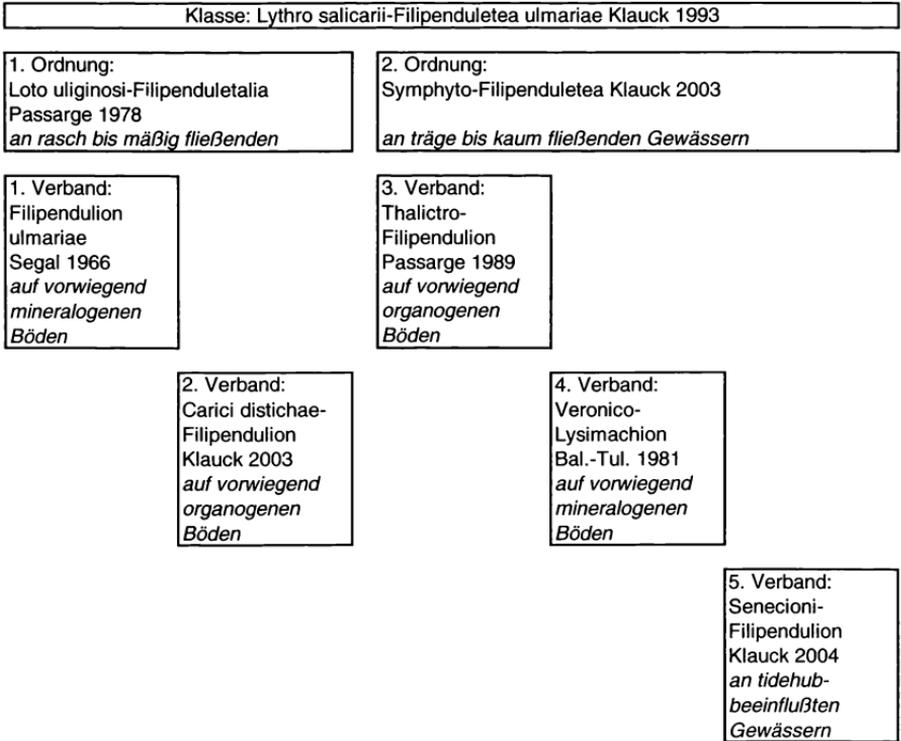


Abb. 1: schematische Übersicht der Klasse *Lythro-Filipenuletea*

NACHGETRAGEN:

Bei der Bearbeitung der Klasse *Lythro-Filipenduletea* während unseres Sommerseminars 2002 in Adolphsdorf (Bellin et al. 2003) im Nassen Dreieck war festzustellen, dass die überwiegende Zahl der Aufnahmen, die zur Beschreibung der einzelnen Assoziationen Grundlage waren, aus einer Zeit der vorwiegenden handwerklich-bäuerlichen Arbeit stammen. Das bedeutet, dass Arten-

kombinationen wiedergegeben sind, die +/- aus einer verblichenen Epoche sind und als "vergilbt" gewertet werden können. Die aktuellen Mädesüßbestände aber sind Brachestadien industriell geprägter Wirtschaftsweise. Das heißt die Nivellierung der Arbeit (von handwerklich-bäuerlich zu industriell) wird gespiegelt in der Nivellierung der Artenkombination. **Dennoch** ist die Zuordnung der aktuell aufzunehmenden Bestände zu ganz bestimmten Assoziationen möglich. Offenbar sind die Stadien der Brache-Entwicklung derart "stabil", dass die Kenn- und Trennarten entgegen allem Nivellement erhalten bleiben. Das führt zu der Überlegung, ich möchte diese Frage vorsichtig formulieren, ob und inwieweit die aktuellen Brachestadien möglicherweise das ehemalige Bild der tundrenhaften Mädesüß-Hochstaudenfluren spiegeln könnten??? Handwerklich-bäuerlich stabilisierte Mädesüßgesellschaften sind jedenfalls nicht das naturbürtige Original bzw. dessen Abbildung. Sie sind dem Wiesen-Typus geschuldet. Dagegen entsprechen die aktuellen Brachestadien weit eher den Verlichtungsgesellschaften von Nasswäldern und damit eher dem ursprünglichen "Original".

ABSCHLUß IN ZITATEN:

"Es geht uns also nicht darum, das `natürliche` System oder das System schlechthin zu finden, sondern allein die Zweckmäßigkeit unserer Gliederung und Ordnung, d.h. ihr Wert für vielseitige wissenschaftliche Erkenntnis und für sichere Anwendung ist entscheidend. Damit ist wohl erneut klar zum Ausdruck gebracht, dass das System nicht Endziel, sondern Grundlage ist" (Tüxen 1970: 149).

"Die Einteilung in floristisch eindeutig definierte Pflanzengesellschaften ist für alle Zweige der Vegetationsforschung die Voraussetzung für die Verständigung über die Objekte, über welche Aussagen gemacht werden sollen. Diese Einteilung setzt, wie das für ein solches grundlegendes Ordnungsschema selbstverständlich ist, noch keine kausale Erkenntnis voraus, sondern soll diese erst ermöglichen" (Schmithüsen 1959: 85).

"Und doch ist gründlichste Kenntnis aller Pflanzenarten in jedem Entwicklungszustand zwar nicht das Ziel, wohl aber die wichtigste Vorbedingung für jede Beschäftigung mit der Vegetation, sei sie der Forschung, der Wirtschaft oder der Lehre gewidmet" (Tüxen 1935: 58).

"Aber der Umkehrschluß, dass Artenkenntnis zwangsläufig zur Pflanzensoziologie befähigt, ist falsch" (Hülbusch 1993: 53).

"Das ist bei weitem nicht alles. Aber es reicht" (Hans Magnus Enzensberger).

Literaturangaben:

Bellin, F. et al. 2003: Von der Klassenfahrt zum KlassenBuch. Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme und Oste. Notizbuch der Kasseler Schule 63. 152 S. + Anlage. Kassel.

Bonder, R.N. 2001: Der Rabbi hat immer Recht. 162 S. Zürich.

- Hülbusch, K.H. 1993: Ein Beitrag zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit: Das Spergulo-Herniarietum Gödde 1987 ist keine Assoziation. Notizbuch der Kasseler Schule 31: 52-68. Kassel.
- Klauck, E.-J. 1993: Mädesüßfluren. Hygrophile Säume, Versaumungen und Streuwiesen. Notizbuch der Kasseler Schule 31: 111-220. Kassel.
- Klauck, E.-J. 2003: Erweiterte Gliederung der Klasse Lythro-Filipenduletea Klauck 1993. in Bellin, F. et al. 2003: 36-49.
- Saramago, J. 2002: Das Zentrum. 396 S. Reinbek bei Hamburg.
- Schmithüsen, J. 1959: Allgemeine Vegetationsgeographie, 1. Aufl. 261 S. Berlin.
- Tüxen, R. 1935: Über die Bedeutung der Pflanzensoziologie in Forschung, Wirtschaft und Lehre. Der Biologe 4(3): 57-65. München.
- Tüxen, R. 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft.- Meded. Bot. Tuinen en het Belmonte Arboret. Landbowhogeschool Wageningen 12: 141-159. (Miscellaneous Papers 5) Wageningen.



Symposium 2005: K. Bekeszus, C. Theiling, E.J. Klauck (von links nach rechts)

Zur synsystematischen Stellung von *Eupatorium cannabinum*-Gesellschaften¹

Bernd Gehlken

EINLEITUNG

Bestände des Gemeinen Wasserdostes (*Eupatorium cannabinum*) gehören im Spätsommer zu den auffälligen Pflanzengesellschaften. *Eupatorium cannabinum* tritt meist in dichten Herden auf und dominiert üppige, brusthohe Staudenfluren, denen die Art im August/September mit zahlreichen rosa Blüten ein eigentümliches Aussehen verleiht. Bereits 1937 bildete Tüxen dieses augenfällige Phänomen mit einigen Vegetationsaufnahmen ab, nannte die Gesellschaft *Eupatorium cannabinum*-Ass., charakterisierte sie als "Kahlschlaggesellschaft des *Alnetum glutinosae*" (ebd. 38)² und ordnete sie den Kahlschlaggesellschaften des *Atropion* Br.-Bl. 1930 zu. Seitdem wurden unter dem Namen *Eupatorium cannabinum* Tx. 1937 ganz verschiedene Wasserdost-Gesellschaften abgebildet und es wurden außerdem ein *Convolvulo-Eupatorium* Görs 1974, ein *Rubo-Eupatorium* Tx. 1937 und einige ranglose *Eupatorium*-Gesellschaften beschrieben. Die Wasserdost-Gesellschaften werden je nach Autor drei verschiedenen Klassen und sechs unterschiedlichen Verbänden zugeordnet. Da scheint es angeraten, einige Beobachtungen zu den Wasserdost-Gesellschaften zu ergänzen, die bisher mitgeteilten Aufnahmen der 'Eupatorieten' zu versammeln, um dann die Soziologie von *Eupatorium cannabinum* und die systematische Stellung der von dieser Art mit aufgebauten Gesellschaften auf möglichst breiter materieller Basis zu prüfen (vgl. Bellin et al. 2003: 125).

WASSERDOST-GESELLSCHAFTEN AM RAND VON BUCHEN- UND FICHTENFORSTEN (Tabelle 1)

Die Aufnahmen in Tabelle 1 stammen von Forsträndern und Verlichtungen unterschiedlicher Gebiete. Die Bestände mit dem Kürzel 'N' wurden in Südniedersachsen aufgenommen, die mit dem Kürzel 'B' im bayerischen Alpenvorland. Eine Aufnahme kommt aus Nordhessen (H), eine aus dem österreichischen Inntal (Ö) und eine weitere aus dem französischen Jura (J) (vgl. AutorInnengruppe 1999).

1 Leicht veränderte Fassung der parallelen Veröffentlichung (2005) in *Tuexenia* 25, Göttingen.

2 Das '*Alnetum glutinosae*' faßte Tüxen damals noch recht weit. Die Typische Subass. ist weitgehend identisch mit dem *Carici elongatae*-*Alnetum* W. Koch 1926 ex Tx. 1937, während die reichere *Cardamine amara* Subass. heute weitgehend zum *Carici remotae*-*Fraxinetum* W. Koch 1926 ex Faber 1936 gestellt wird (als *Cardamine* Subass.) bzw. als *Chrysosplenio-Alnetum* (Meijer Drees 1936) Möller 1979 bezeichnet wird.

Tabelle 1: Eupatorium cannabinum-Gesellschaften

Ifd. Nr. Ort Artenzahl	I							II							III					IV
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18		
Eupatorium cannabinum	44	23	23	34	23	22	34	12	23	33	22	33	23					22		
Potentilla reptans	22	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Lonicera xylosteum	11	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Poa angustifolia	12	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	11
Lotus corniculatus	+	
Stachys sylvatica	.	11	+2	11	+	11	11	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Geranium robertianum	.	11	11	.	22	21	11	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Festuca gigantea	+	22	+	.	+2	.	+2	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Rubus fruticosus agg.	.	23	22	+2	22	11	.	23	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Galium aparine	.	11	.	+	+	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Circaea lutetiana	.	22	.	11	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Glechoma hederacea	.	.	11	+	22	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Rumex sanguineus	.	+	+	.	.	.	+	
Poa nemoralis	.	12	+	12	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Carex sylvatica	.	+	22	+2	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Lysimachia nemorum	.	11	23	.	.	.	.	.	.	22	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Cirsium oleraceum	23	22	12	12	22	12	33	22	22							
Rubus idaeus	11	13	33	+2	11	23	.							
Filipendula ulmaria	+	r	11	.	11	.							
Chaerophyllum hirsutum	33	.	.	+	11	33	22	.							
Picea abies juv.	+	+	.	.	.	+							
Galium mollugo	+	.	+	12	.	+2							
Knautia dipsacifolia	+	+	.	12							
Solanum dulcamara	+	.	11	+							
Agropyron caninum	+	.	.	12	11							
Epilobium montanum	.	.	12	.	.	.	.	+	+	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Vaccinium myrtillus	22	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Deschampsia flexuosa	+	
Epilobium hirsutum	+2	11	.	.	.	.	.	.	.	.	.
Lysimachia vulgaris	12	11	.	.	.	.	.	.	.	.	11	
Aegopodium podagraria	12	11	.	.	.	.	.	.	.
Salvia glutinosa	22	.	.	.	.	.	.
Origanum vulgare	22	.	.	.	.	.	.
Molinia caerulea	+	33	
Iris sibirica	23	
Potentilla erecta	11	
Cirsium palustre	.	.	+	+	
Carex acutiformis	11	
Galium palustre	+	
Galium uliginosum	11	
Lotus uliginosus	11	
Equisetum fluviatile	+	

Tabelle 1 (Fortsetzung)

Ifd. Nr.	I		II					III					IV	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14
<i>Epilobietea</i>														
<i>Senecio fuchsii</i>	.	.	22	11	.	+	+	.	12	.	11	12	.	.
<i>Fragaria vesca</i>	.	+	.	.	.	+	21	.	11	11	.	.	.	.
<i>Galeopsis tetrahit</i>	.	+	.	+	+	+	.	22	.	.	12	.	.	.
<i>Rubus caesius</i>	+	23	.	.	22	.
<i>Calamagrostis epigejos</i>	11	.	12	.	.	+	.	11
<i>Hypericum hirsutum</i>	.	.	.	11	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Querco-Fagetea</i>														
<i>Brachypodium sylvaticum</i>	.	.	+2	12	12	11	+2	.	12	+	.	.	11	.
<i>Oxalis acetosella</i>	.	.	11	.	.	.	+	11	+	+	.	.	.	.
<i>Viola reichenbachiana</i>	r	.	.	.	+	+	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Acer pseudoplatanus juv.</i>	11	11	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Fraxinus excelsior juv.</i>	+	11	.	.	.	.	+	+	+	.
<i>Dryopteris filix mas</i>	.	.	.	12	.	.	.	.	+	.	.	.	.	.
<i>Carex remota</i>	.	12	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	.	.
<i>Galio-Urticetea</i>														
<i>Urtica dioica</i>	.	22	.	23	.	.	+	.	11	.	22	+	.	.
<i>Heracleum sphondyleum</i>	.	.	+	22	.	.	.
<i>Anthriscus sylvestris</i>	+	.	+
<i>Geum urbanum</i>	.	.	+	.	+
<i>Begleiter</i>														
<i>Deschampsia caespitosa</i>	+2	+2	.	.	.	11	.	.	+2	.	.	.	22	22
<i>Ranunculus repens</i>	.	11	22	.	11	.	11	+	.	+	.	.	.	.
<i>Dactylis glomerata</i>	+2	.	.	11	.	+	+2	.	.	+2	22	.	.	.
<i>Angelica sylvestris</i>	.	.	.	12	.	+	.	.	.	11	.	.	12	+
<i>Cirsium arvense</i>	+	.	.	11	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.
<i>Tussilago farfara</i>	22	+	.	.	+	.	.	.	.
<i>Mentha aquatica</i>	11	+	.	22	12	.	.	.	.
<i>Juncus effusus</i>	.	.	22	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	12
<i>Arrhenatherum elatius</i>	11	.	.	+2	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Holcus mollis</i>	11	.	.	.	.	.	11	.	.	.	.	.	.	.
<i>Mnium undulatum</i>	.	.	+2	.	.	33	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Achemilla vulgaris agg.</i>	.	.	+	+
<i>Vicia sepium</i>	.	.	+	11	.	.	.
<i>Hylocomium splendens</i>	.	.	+2	.	.	.	.	23	.	.	.	.	.	.
<i>Carex hirta</i>	22	.	.	.	+2	.	.	.	.
<i>Alnus glutinosa juv.</i>	+	.	+
<i>Pimpinella major</i>	+	.
<i>Equisetum arvense</i>	+	.	11	.	.	.	.
<i>Solidago virgaurea</i>	12	.	.	.	.	+	.
<i>Phalaris arundinacea</i>	12	.	.	22	.	.
<i>Holcus lanatus</i>	+	.	.	.	+
<i>Mentha longifolia</i>	22	12	.
<i>Equisetum palustre</i>	21	+

Zu Tabelle 1

Je einmal in Aufn. 1: *Ajuga reptans* +; 2: *Luzula luzuloides* +, *Athyrium filix femina* +2; 3: *Veronica montana* 12, *Ranunculus ficaria* +, *Luzula pilosa* +2, *Rumex obtusifolius* 22, *Cardamine amara* 11, *Poa trivialis* 11, *Lebermoos* 11, *Fissidens taxifolius* +; 4: *Carex muricata* +2; 5: *Potentilla anserina* +, *Campanula trachelium* +2, *Taraxacum officinale* 11; 6: *Impatiens parviflora* +, *Lysimachia nummularia* 11, *Hypnum cupressiforme* 22; 7: *Senecio paludosus* +2, *Agrostis tenuis* +, *Artemisia vulgaris* +, *Lapsana communis* +, *Torilis japonica* +, *Crepis biennis* +, *Ranunculus acris* +; 8: *Impatiens glandulifera* 12, *Stellaria nemorum* 12, *Polytrichum commune* 11, *Sorbus aucuparia* juv. +; 9: *Impatiens noli-tangere* +; 10: *Lythrum salicaria* 11, *Prunella vulgaris* 11, *Carex pendula* 11, *Lycopus europaeus* r, *Vicia angustifolia* +, *Myosotis palustris* +; 11: *Sambucus racemosa* +2, *Agropyron repens* 11; 13: *Lathyrus pratensis* +; 14: *Ligustrum vulgare* 11 und *Clamatis vitalba* +.

- lfd. Nr. 1: *Potentilla reptans*-Ausbildung
- lfd. Nr. 2-7: *Stachys sylvatica*-Ausbildung
 - lfd. Nr. 2-4: *Poa nemoralis*-Variante
 - lfd. Nr. 5-7: *Cirsium oleraceum*-Variante
- lfd. Nr. 8-13: *Cirsium oleraceum*-Ausbildung
 - lfd. Nr. 8-10: *Epilobium montanum*-Variante
 - lfd. Nr. 11-12: *Aegopodium podagraria*-Variante
 - lfd. Nr. 13: *Salvia glutinosa* -Variante
- lfd. Nr. 14 *Iris sibirica*-Ausbildung

Die Tabelle enthält einen Gradienten zunehmender Feuchtigkeit wie auch klimatisch-geographische Differenzierungen. Von einer relativ trockenen vollsonnigen Böschung im Kontakt zu einem Luzulo-Fagetum stammt die Aufnahme der *Potentilla reptans*-Ausbildung (lfd. Nr. 1). Der Standort ist zumindest zeitweise frisch, aber warm und vermutlich vor einiger Zeit stärker gestört worden, worauf trockenheitsertragende Pionierarten wie *Potentilla reptans*, *Poa angustifolia* und *Holcus mollis* hinweisen. Die für des südniedersächsische und nordhessische Bergland typische Vergesellschaftung des Wasserdostes (vgl. auch Preisung et al. 1993) ist mit der *Stachys sylvatica*-Ausbildung (lfd. Nr. 2-7) abgebildet. Kennzeichnend ist die Vergesellschaftung des Wasserdostes mit vielen Arten der Waldsäume des Stachyo-*Impatiens*, denen diese Gesellschaften auch chorologisch mühelos anzuschließen wären (vgl. Gehlken 2003). An schattigen Waldwegen tritt linear eine Variante mit *Poa nemoralis* und *Carex sylvatica* auf, bei Verlichtung ist eine fleckenweise verbreitete *Cirsium oleraceum*-Variante ausgebildet.

Im niederschlagreichen bayerischen Alpenvorland (die meisten Aufnahmen stammen aus dem Loissachtal bei Bad Heilbrunn) sind die Wasserdostgesellschaften viel häufiger als in den Mittelgebirgen und weisen eine ganz andere Artenkombination auf (*Cirsium oleraceum*-Ausbildung, lfd. Nr. 8-13). Typisch sind hier neben der auffallenden Kohldistel auch die langen Triebe der Himbeere, stellenweise dichte Bestände von *Chaerophyllum hirsutum* und einzelne Exemplare von *Filipendula ulmaria*, *Galium mollugo* und *Knautia dipsacifolia*. In durch Windwurf oder Ernte verlichteten Forsten kommt die *Epilobium montanum*-Variante in einer *Vaccinium*-Subvar. saurer Standorte und einer *Lysimachia*-Subvar. feuchter Senken potentiell natürlicher Alno-Padion-Standorte vor. An Wegrändern tritt die *Aegopodium*-Variante mit üppigen Deckungen von *Chaerophyllum hirsutum* auf. In humiden aber relativ warmen Alpentälern

kommt die *Salvia glutinosa*-Variante vor, die bis auf etwa 1000 m ü. NN ansteigen kann. Von einem Teichufer stammt schließlich die flächig ausgebildet *Iris sibirica*-Ausbildung (Ifd. Nr. 14), die Anklänge an das Molinion zeigt.

SYNTAXONOMIE DER EUPATORIUM-GESELLSCHAFTEN (Tabelle 2)

Die in Tabelle 1 abgebildeten *Eupatorium cannabinum*-Saum- und Verlichtungsgesellschaften zeigen zwar mehr oder weniger deutliche Anklänge an die Kahlschlagfluren, denen Tüxen (1937) das *Eupatorium* zuordnete, haben mit dessen Aufnahmen sonst aber wenig Gemeinsamkeiten. Auch in der Literatur beschriebene *Eupatorium*-Gesellschaften zeigen auf den ersten Blick nur wenig Übereinstimmungen. Um zu klären, welchen Umfang eine *Eupatorium*-Assoziation haben könnte und wo diese syntaxonomisch anzuschließen wäre, wurden in Tabelle 2 alle zuhandenen *Eupatorium*-Gesellschaften zusammengestellt und nach floristisch soziologischer Ähnlichkeit sortiert³.

Zunächst fällt für die gesamte Tabelle die geringe Zahl steter Arten auf. Dazu gehören die in nitrophilen Hochstaudengesellschaften allgegenwärtige Brennnessel (*Urtica dioica*) und Ubiquisten (wechsel-)feuchter Standorte wie *Deschampsia caespitosa* und *Angelica sylvestris*. Fast alle anderen Arten differenzieren innerhalb der hier abgebildeten Gesellschaften relativ klar. Damit zeigt die Tabelle eine für eine Assoziation ungewöhnlich geringe Homogenität. Das könnte an der Art der Zusammenstellung liegen, die zunächst den möglicherweise fehlerhaften Zuordnungen der AutorInnen folgt, könnte aber auch einer allgemeinen syntaxonomischen Überschätzung des auffälligen Wasserdostes geschuldet sein. Darauf weist auch die Tatsache hin, dass gelegentlich mitgeteilte Einzelaufnahmen kaum einem der herausgearbeiteten Typen zuzuordnen sind (deshalb in Tabelle 2 weggelassen).

In Sp. I und II sind *Eupatorium*-Gesellschaften von Seeufern nordostdeutscher Seen abgebildet. Wuchsorte sind steile Ufer mineralischer Böden, wo die Wasserdost-Gesellschaft einen schmalen Saum zwischen rudimentären Röhrichten (bzw. dem offenen See) und dem Uferwald wachsen. Typisch ist der Reichtum an Röhrichtarten, denen einige Saum-, Schlag- und Waldarten beigemischt sind. Besonders reich an *Phragmitetea*-Arten sind die Aufnahmen, die Fischer (1981) vom Untersee östlich von Küritz mitteilt, während Krausch (1970) vom Stechlinsee eine etwas trockenere und besser basenversorgte Ausbildung von Ufern mit eingestreuten Abrasionskanten (*Tussilago farfara*) beschreibt. Beide Autoren heben die Steilheit der Ufer mit z.T. überhängenden Baumtraufen hervor und betonen die sehr geringe Breite des *Eupatorium*-Streifens sowie dessen Inhomogenität. An solchen Standorten sind erfahrungsgemäß Durchdringungen verschiedener gut charakterisierter Gesellschaf

weiter im Text Seite 84

3 Von Bornkam (1974), Glavac u. Raus (1982), Reichhoff u. Böhnert (1983) und Tüxen (1974b) sowie in Tab. 1 dieser Arbeit wurden Einzelaufnahmen mitgeteilt, die keinem der herauskristallisierten Typen zuzuordnen sind. Diesen Aufnahmen wurden zur besseren Übersicht nicht Tabelle 2 abgebildet.

Tabelle 2: Übersicht der Eupatorium cannabinum-Gesellschaften
(ergänzt um Schlagfluren aus Oberdorfer 1993)

Ifd. Nr. Autor	I		II		III		IV		V							Schlagfluren										
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	Ob	Ob	Ob	Ob		
Anzahl der Aufnahmen	Fi	Fi	Au	Kr	Kr	Pr	Ge	Ge	Pa	Pr	Pr	Au	Hi	Ob	Da	Ob	Pa	RB	Pa	St	Ob	Ob	Ob	Ob		
Mittlere Artenzahl	21	21	15	21	25	19	23	21	24	18	18	17	12	18	18	17	18	13			26	84	80	26	48	
<i>Eupatorium cannabinum</i>	V	V	4	V	V	V	V	V	4	V	V	4	4	V	V	V	V	3	V	V	V	IV	V	IV	III	
<i>Lycopus europaeus</i>	V	V		IV	IV			I	1	I				I												
<i>Peucedanum palustre</i>	III	III		II	III																					
<i>Solanum dulcamara</i>	III	I		II	II			III					1		I		I	1								
<i>Poa nemoralis</i>	IV	II		III	II			III														I	II	II	I	
<i>Agrostis stolonifera</i>	III	I	2	III	I								1													
<i>Sorbus aucuparia</i> juv.	III	I		I	II			I																		
<i>Iris pseudacorus</i>	V	V	2						1			1					I	2		I						
<i>Valeriana sambucifolia</i>	IV	III	4																							
<i>Rumex hydrolapatum</i>	III	IV		I																						
<i>Humulus lupulus</i>	III	IV														I	II	3	II							
<i>Scutellaria galericulata</i>	IV	V		I	I									1												
<i>Galium palustre</i>	III	III	1						1			1														
<i>Fraxinus excelsior</i> juv.	III	I																								
<i>Dryopteris carthusiana</i>	III	I	1																							
<i>Poa palustris</i>		III	1										1		I		+	1								
<i>Carex pseudocyperus</i>		IV																								
<i>Equisetum palustre</i>				IV	II			I										1		r						
<i>Taraxacum officinale</i>				IV	IV		I	I							II				I			III	III	III	V	II
<i>Poa pratensis</i>		I		II	III																					
<i>Galium uliginosum</i>		I	1	III	V				2																	
<i>Ranunculus acris</i>				II	III		I	I							I		+									
<i>Melica nutans</i>				IV	II																					
<i>Parnassia palustris</i>				V																						
<i>Carex flacca</i>					III																	I	II	II	II	
<i>Tussilago farfara</i>				IV	IV	II	II	II																	r	
<i>Dactylis glomerata</i>				IV	IV	III	III	III			III	1	1	II	I							IV	V	IV	III	
<i>Festuca gigantea</i>				III	II	V	IV		2														II	II	III	
<i>Calamagrostis epigejos</i>	II	I		IV	III	I	II	II	4							II	II	I				I	I	r	r	
<i>Fragaria vesca</i>				II	II		III	II	1													IV	V	IV	V	IV
<i>Rubus idaeus</i>	IV	II		II	I	III	I	IV	3	IV	I											IV	IV	V	IV	
<i>Rubus fruticosus</i>	III	III		III	IV	I	V	I	1	I	III			2	I							II	III	r	III	
<i>Galeopsis tetrahit</i>		2				II	IV	II		III	III	1			I							IV	V	IV	IV	
<i>Ranunculus repens</i>	I	I		I		II	IV	III	3	I	IV	1				1						+	I	IV	r	
<i>Cirsium oleraceum</i>					I	III	III	V	3	II			2	III	III	IV	3	IV				II	II	I	II	
<i>Cirsium arvense</i>						IV	II	I	2	III	III	3		V	III	IV	III	1	IV	III		III	V	IV	III	
<i>Galium aparine</i>						II	IV		III	V	1	1	III	V	III	III	3	IV	II			II	II	III	II	
<i>Glechoma hederacea</i>						I	III		III	3	I	III	3	III	III	II	I	2	I	I					r	
<i>Brachypodium sylvaticum</i>				I	I	II	V	III	3													III	IV	III	IV	II
<i>Stachys sylvatica</i>						IV	V		3				1	II	I	II						II	I	III	I	
<i>Circaea lutetiana</i>						V	III															I	II	I	+	I
<i>Geum urbanum</i>	I					III	II															+	I	+	III	I
<i>Geranium robertianum</i>	II	I				III	V				I			I								II	II	III	III	
<i>Rumex sanguineus</i>						II	III									r						I	II	I		
<i>Impatiens noli-tangere</i>						III								1								r	+	I	II	
<i>Senecio fuchsii</i>						IV	III							II	I							II	II	V	V	
<i>Oxalis acetosella</i>						III	II															I	+	+	r	III
<i>Chaerophyllum hirsutum</i>						I	III																		III	
<i>Knautia dipsacifolia</i>						III																I	+	+	III	
<i>Agropyron caninum</i>						III																I	+	r	III	I
<i>Cirsium palustre</i>						I			4	IV							1		II			IV	IV	III	III	
<i>Juncus effusus</i>		I	2			II			3	III		1				1	r					II	III	II	II	
<i>Calamagrostis canescens</i>			3	I					3	III	I				I				II	I						
<i>Geum rivale</i>	I	I			I				4					II		II										
<i>Athyrium filix femina</i>	II	I				I			3													+				
<i>Mercurialis perennis</i>									3																	
<i>Alnus glutinosa</i> juv.				I	I		I	I	V																	

Tabelle 2: (Fortsetzung)

Ifd. Nr.	I		II		III		IV			V							Schlagfluren								
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16		17	18	19	20				
<i>Calystegia sepium</i>	IV	V	.	.	.	.	.	.	.	.	II	3	2	V	II	V	IV	3	V	II	.	.	.	.
<i>Poa trivialis</i>	III	II	2	.	.	.	.	.	.	.	III	1	.	.	.	.	2	IV	III	.	.	.	.	.
<i>Symphytum officinale</i>	.	II	.	.	I	.	.	.	.	.	.	1	1	+	r	III	3	III	II	.	.	.	.	.
<i>Epilobium hirsutum</i>	.	.	.	.	.	.	II	.	.	.	.	2	1	.	II	II	II	II	.	r	.	.	.	.
<i>Valeriana procurrens</i>	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	II	II	II	II	I	II	.	.	.	+	I	II	.
<i>Agropyron repens</i>	.	.	.	.	.	I	I	I	I	I	IV	3	1	II	II	r	II	1	II	1	.	.	.	.
<i>Lamium album</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	1	3	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Aegopodium podagraria</i>	.	.	.	.	.	.	II	.	.	.	I	2	V	II	.	.	.	.	.	.	r	II	.	.
<i>Tanacetum vulgare</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Stachys palustris</i>	I	I	2	.	.	.	.	.	.	.	III	2	.	.	r	+	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Heracleum sphondyleum</i>	.	.	I	II	.	I	II	.	.	.	III	1	.	.	I	+	.	.	.	.	I	I	III	II
<i>Galeopsis speciosa</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Carduus crispus</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Lamium maculatum</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Phragmites australis</i>	.	II	.	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.	II	II	IV	2	III	V	.	.	.	.	.
<i>Dipsacus sylvestris</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	IV	.
<i>Myosotis palustris</i>	.	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	IV	.
Filipenduletea																									
<i>Lysimachia vulgaris</i>	V	III	3	IV	III	.	.	II	3	III	.	1	1	.	II	.	+	3	.	I	.	.	.	.
<i>Lythrum salicaria</i>	I	I	3	.	.	.	I	1	III	III	2	1	.	I	+	IV	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Filipendula ulmaria</i>	.	I	4	.	.	.	IV	.	III	.	1	2	II	I	II	+	2	.	.	.	.	.	.	.
Begleiter																									
<i>Urtica dioica</i>	III	IV	2	.	I	V	III	III	3	V	4	4	V	V	IV	IV	2	IV	III	.	II	II	III	II	
<i>Deschampsia cespitosa</i>	II	II	3	IV	IV	IV	III	4	IV	III	1	.	I	I	1	2	II	.	.	II	III	III	.	.	
<i>Carex acutiformis</i>	IV	III	.	III	II	.	.	.	.	.	III	III	III	IV	2	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Phalaris arundinacea</i>	.	IV	1	.	.	.	II	.	.	II	4	1	.	III	r	II	.	I	r	.	.	.	.	.
<i>Rubus caesius</i>	.	.	.	.	I	I	III	.	.	.	.	1	.	IV	III	IV	1	I	I	.	.	.	.	.
<i>Equisetum arvense</i>	II	II	.	.	.	I	II	2	.	I	1	I	.	I	I	II	r	.	.	.	.	.	.	.
<i>Rumex obtusifolius</i>	.	.	.	.	.	III	I	.	III	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+
<i>Anthriscus sylvestris</i>	.	.	.	.	.	.	II	II	3	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	+	+	II	.
<i>Galium mollugo</i>	.	.	.	II	.	III	.	I	1	1	III	.	II	.	.	.	.	.	.	.	+	+	II	r
Ch/D Epilobiete																									
<i>Hypericum hirsutum</i>	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	V	II	II
<i>Atropa belladonna</i>	V	II	+
<i>Arctium nemorosum</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	V	r
<i>Bromus ramosus</i>	I	II	I	V	I
<i>Epilobium angustifolium</i>	.	.	.	.	II	.	.	II	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	III	I	III
<i>Epilobium montanum</i>	.	.	.	.	II	I	III	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	IV	V	IV	IV
<i>Sambucus racemosa</i>	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	I	II	III
<i>Hypericum perforatum</i>	.	.	.	.	II	I	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	V	V	IV	III
<i>Vicia sepium</i>	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	III	V	II
<i>Mycelis muralis</i>	.	.	.	I	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	III	III	III
<i>Veronica chamaedrys</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	III	III	II
<i>Scrophularia nodosa</i>	III	II	.	.	III	.	.	I	.	1	.	.	r	.	II	.	.	.	.	III	IV	III	III	
<i>Milium effusum</i>	.	.	.	.	.	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	IV	III	II
<i>Luzula albidula</i>	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	II	I	II
<i>Solidago virgaurea</i>	.	.	.	.	.	II	.	.	.	III	2	1	.	.	.	.	.	.	.	.	III	III	III	II
<i>Viola reichenbachiana</i>	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	II	III	II
<i>Galium odoratum</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	II	II	IV	III

und andere Arten geringer Stetigkeit

Spalte	Bezeichnung	syntaxonomischer Rang
Sp. I-II	<i>Lycopus europaeus</i> -Gesellschaft	Zwillingsgesellschaft (Phragmitetea/Epilobiete)
Sp.I:	<i>Iris pseudacorus</i> -Ausb.	
	Ifd. Nr. 1: Typische-Variante	
	Ifd. Nr. 2-3 <i>Phalaris arundinacea</i> -Variante	
Sp.II	<i>Taraxacum officinale</i> -Ausb.	
	Ifd. Nr. 4: <i>Parnassia palustris</i> -Variante	
	Ifd. Nr. 5: <i>Carex flacca</i> -Variante	
Sp. III-IV	<i>Galeopsis tetrahit</i> -Gesellschaft	
Sp.III:	<i>Brachypodium sylv.</i> -Ausb.	
	Ifd. Nr., 6-7: <i>Stachys sylvatica</i> -Variante	Stachyo-Impatienion-Fazies
	Ifd. Nr. 8: <i>Chaerophyllum hirs.</i> -Var.	Fazies des Senecionetum fuchsii
Sp.IV	<i>Cirsium palustre</i> -Ausb.	Fazies des <i>Cirsio</i> -Calamagrostietum ?

(Fortsetzung der Tabellenunterschrift)

	lfd. Nr. 9:	Mercurialis Rasse	
	lfd. Nr. 10:	Alnus glutinosa-Variante	
Sp.V	Eupatorium-Calystegia sepium-Gesell.		Brache-Phase des Convolvulion
	lfd. Nr. 11-14:	Lamium album-Ausbildung	
	lfd. Nr. 11-12:	Tanacetum-Variante	
	lfd. Nr. 13:	Galeopsis Rasse	
	lfd. Nr. 14:	Lamium maculatum-Variante	Brache-Phase des Aegopodion
	lfd. Nr. 15-20	Phragmites australis-Ausbildung	

Schlagfluren aus OBERDORFER 1993

lfd. Nr. 2 Cirsium-Gesellschaft (Atropion); Tab. 132, Sp. 5a

lfd. Nr. 29 Atropetum verarmt (Hypericum hirsutum-Gesell.); Tab. 132, Sp. 5b

lfd. Nr. 30 Atropetum belladonnae; Tab. 132, Sp. 5c

lfd. Nr. 31 Arctietum nemorosi; Tab. 132, Sp. 6

lfd. Nr. 32 Senecionetum fuchsii; Tab. 134, Sp. 7

ten zu erwarten. Tüxen (1974a: 12) prägte für dieses Phänomen den Begriff der Zwillingsgesellschaften, die syntaxonomisch nicht zuzuordnen, sondern als 'Komplexe' oder 'Mosaik' aufzufassen sind. Die Eupatorium-Lycopus europaeus-Gesellschaften sind über die Lycopus-Artengruppe bzw. die Cirsium-Gruppe klar von den restlichen Aufnahmen der Tabelle unterschieden und es wäre wegen der floristisch-soziologischen und standörtlichen Sonderstellung der Wasserdost-Ufergesellschaften plausibel, diese nicht zum Eupatorietum zu rechnen.

Im 'Zentrum' verblieben dann die Gesellschaften mit Cirsium arvense, Cirsium oleraceum, Galium aparine und Glechoma hederacea (Sp. III, IV). Hier sind eine Galeopsis-Gesellschaft und eine Calystegia-Gesellschaft zu unterscheiden. Erstere umfaßt die den Schlag- und Verlichtungsfluren nahen Ausbildungen. Darunter sind die in Tabelle 1 abgebildeten Fagetalia-Ersatzgesellschaften (Sp. III) sowie auch die vor allem im Tiefland verbreiteten von Tüxen (1937) beschriebenen Alnion bzw. Alno-Padion-Schlagfluren (Sp. IV) zu fassen, von denen zwar hin und wieder berichtet wird (vgl. z.B. Krausch 1970, Reichhoff u. Böhnert 1983), allerdings nur wenige Aufnahmen vorliegen. Selbst diese Gesellschaften, die floristisch-soziologisch und chorologisch eine gewisse Nähe zu den Schlagfluren aufweisen, sind kaum – wie das Tüxen (1937) vorschlug und Passarge (2002) noch praktiziert – dem Atropion zuzuordnen. Das macht ein Vergleich mit Aufnahmen des Atropion aus Oberdorfer (1993) deutlich (vgl. Tabelle 2). Viele in den Schlagfluren häufige Arten fehlen den Eupatorium-Verlichtungen (z.B. Epilobium angustifolium, Hypericum perforatum, Mycelis muralis, sowie viele Waldarten).

Die Brachypodium-Ausbildung der Eupatorium-Gesellschaften (Sp. III) ist zwar mit vielen anspruchsvollen, auch im Atropion verbreiteten Arten ausgestattet, allerdings fehlen vor allem in der Stachys-Variante die typischen Kahlschlagarten und stattdessen sind Waldsaumarten stärker beteiligt (z.B. Stachys sylvatica, Circaea lutetiana, Festuca gigantea, Rumex sanguineus), was einen Anschluß an das Stachyo-*Impatiens* nahelegt. Die *Chaerophyllum hirsutum* Variante ist dagegen problemlos dem *Senecionetum fuchsii* anzugliedern.

In der *Cirsium palustre*-Ausbildung (Sp. IV), fehlen Arten reicher Standorte fast vollständig. Trotzdem rechnet Passarge (2002: 260f) die Gesellschaft zum Atropion, obwohl in seiner Tabelle deutlich zu sehen ist, daß noch nicht einmal Ähnlichkeiten mit dem *Epilobion angustifolii* bestehen. Vielmehr scheint das von Passarge sogenannte (Rubo)-*Eupatorietum* (Tx. 37) eine reichere *Eupatorium*-Fazies des ansonsten sehr ähnlichen *Cirsio-Calamagrostietum canescens* Pass. 84 darzustellen. Diese Gesellschaft schließt Passarge dem *Epilobion* an. Seine Tabelle weist allerdings aus, daß die Gesellschaften weder zum Atropion, noch zum *Epilobion* gehören. M.E. wäre hier entweder ein eigener *Calamagrostion*-Verband innerhalb der *Epilobietea* plausibel oder die Gesellschaften müßten einer anderen Klasse angegliedert werden. So besteht eine gewisse Verwandtschaft zu den *Calamagrostis canescens*-Gesellschaften der *Lythro-Filipenduletea* (vgl. Bellin et al. 2003: 102ff.), die sowohl linear an Grabenrändern als auch flächig in *Alnion*-Schlag- und Verlichtungsfluren ausgebildet sein können (vgl. Weber 1978). So beschreibt Korneck (1963: 36f.) auch eine *Eupatorium*-Subass. des *Junco subnodulosi-Calamagrostietum canescens* Korneck 1963, die die Sukzession in Richtung *Salix*-Gebüsch einleitet und daher wohl besser als dynamische Phase anzusprechen wäre. Möglicherweise sind die nordwestdeutschen *Eupatorium-Calamagrostis*-Gesellschaften eine analoge Erscheinung des *Peucedano-Calamagrostietum* Weber 1978.

Die Bestände der *Eupatorium-Calystegia*-Gesellschaft (Sp. V) treten in der Regel am Rand von Auwäldern oder – noch häufiger – als uferbegleitende Staudenfluren auf. Es kann eine *Lamium album*-Ausbildung trockenerer und wärmerer Standorte sowie eine *Phragmites australis*-Ausbildung tiefer gelegener Uferteile unterschieden werden. Laut Görs (1974) und Oberdorfer (1993) liegt in der *Calystegia*-Gesellschaft der Verbreitungsschwerpunkt des *Wasserdostes*. Oberdorfers Tabellen belegen diese Einschätzung allerdings nicht, sondern zeigen durchgehend hohe Stetigkeiten von *Eupatorium cannabinum* auch in allen *Atropion*-Gesellschaften und in den reicheren Subassoziationen aller *Sambuco-Salicion*-Gesellschaften (vgl. Tab. 2 dieser Arbeit und Oberdorfer 1993 Tab. 132, 135). Der Artenverbindung nach sind die *Eupatorium-Calystegia*-Gesellschaften dem *Convolvulion* (bzw. *Calystegion*, *Senecionion*) zuzuordnen, wobei die Untergliederung das für *Zaunwinden*-Gesellschaften typische Spektrum von *Aegopodion* bis *Phragmitetea* abdeckt (vgl. Gehlken 2004). Vor dem Hintergrund des soziologischen Schwerpunktes von *Eupatorium cannabinum* in Kahlschlagfluren kann das Vorkommen des *Wasserdostes* in *Convolvulion*-Gesellschaften als Indiz der Alterung von Saumbraichen gewertet werden. Das Auftreten von Arten der Kahlschlagfluren (z.B. *Epilobium angustifolium*, *Rubus idaeus* oder in Nordwestdeutschland auch *Corydalis claviculata*) in gealterten Brachen ist nicht neu und auch andernorts schon beschrieben (vgl. z.B. Meermeier 1993, Bellin et al. 2003, AurtorInnen-

gruppe 2004). So berichten auch Reichhoff und Böhnert (1983) vom Einwandern des Wasserdostes in brachgefallene Sumpfschilfrieder, was sie als "Sukzessionsstadium zu einer Eupatorium-Staudenflur" (ebd.: 187) bezeichneten (s. lfd. Nr. 21 in Tab. 2). Möglicherweise gilt analoges für eine ganze Reihe der in Sp. V abgebildeten Gesellschaften. Im bayerischen Alpenvorland konnte ich den Wasserdost häufig in brachgefallenen Molinion-Streuwiesen beobachten.

IST EUPATORIUM DIE KENNART EINER ASSOZIATION?

Wie die Beschreibung von Tabelle 2 deutlich macht, ist es nicht plausibel, alle Eupatorium-Bestände dem von Tüxen (1937) beschriebenen Eupatorium *cannabini* oder dem Convolvulo-Eupatorium Görs 1974 anzuschließen. Bisher sind fast alle Vorschläge zur syntaxonomischen Stellung der Eupatorium-Gesellschaften dadurch gekennzeichnet, daß die Autoren vorab erklären, wo der Wasserdost 'typisch' ist und wo nicht, um dann die als 'untypisch' deklarierten Bestände synsystematisch nicht weiter zu beachten. Je nach Art und Umfang der berücksichtigten Aufnahmen wird mal ein Anschluß an das Atropion (Tüxen 1937, Passarge 2002, Rennwald 2000⁴), häufig an das Convolvulion (Krausch 1970, Görs 1974, Fischer 1981, Glavac u. Raus 1982, Reichhoff & Böhnert 1983, Mucina et al. 1993, Oberdorfer 1993, Preising et al. 1993, Dannenberg 1995, Pott 1995, Stortfelder et al. 1999⁵, Passarge 2002⁶), gelegentlich an das Alliaron (Dierschke 1974, Hülbusch 1979, Dierssen 1983) oder auch an das Aegopodion (Hilbig et al. 1972), Stachyo-Impatienion (Tüxen u. Brun-Hool 1974) oder Filipendulion (Bellin et al. 2003) präferiert. Einige Autoren weisen auf bestehende Unsicherheiten und verschiedene denkbare Möglichkeiten hin (z.B. Preising et al. 1993⁷, Pott 1995⁸, Gehlken 2003⁹, Bellin et al. 2003) und Passarge unterscheidet zwei Assoziationen in verschiedenen Klassen.

Die hier vorgelegte Übersicht der bisher beschriebenen Eupatorium-Gesellschaften unterstützt die Auffassung Tüxens (1956: 168), dass das Eupatorium *cannabini* Tx. 1937 mangels einheitlicher Artenverbindung und mangels Kennarten aufzuheben ist. Die beschriebenen Eupatorium-Assoziationen sind wahrscheinlich Ergebnis einer synsystematischen Überbewertung der zur Dominanzbildung neigenden Art (vgl. auch Braun-Blanquet 1964: 111, Tüxen 1967: 432, 1970) und daher aufzugeben.

Die hohe Stetigkeit des Wasserdostes in Atropion- und Sambuco-Salicion-Gesellschaften sowie in Alnion- und Alno-Padion-Schlagfluren rechtfertigt stattdessen die Einstufung als Epilobietea-Klassencharakterart. Die Feststellung

4 Hier als ranglose Atropetalia-Gesellschaft

5 Als Rumpfgesellschaft der Convolvuletalia in der Klasse Convolvulo-Filipenduletea

6 Passarge unterscheidet zwei Eupatorium-Assoziationen in zwei Klassen.

7 Preising et al. erwägen auch eine Zuordnung zum Atropion, Alliaron oder Aegopodion.

8 Pott sieht die Eupatorium-Gesell. der Auenwälder im Sambuco-Salicion verortet und ordnet die ruderaleren Vorkommen als Subass. dem Convolvulo-Epilobietum *hirsuti* zu.

9 hier wurde eine Zuordnung zum Stachyo-Impatienion oder zu den Filipenduletea erwogen.

des soziologischen Schwerpunktes von *Eupatorium cannabinum* bedeutet selbstverständlich nicht, dass diese Art nicht auch außerhalb der Epilobietea vorkommen kann. Soziologische Einordnungen sind nicht mit fixen Katalogisierungen zu verwechseln (vgl. Gehlken 2000: 306). Vielmehr ermöglicht die Zuordnung unter Berücksichtigung der jeweils vollständigen Artenverbindung eine adäquate Erklärung aller Wasserdost-Gesellschaften, so dass das auffällige Phänomen auch bei Aufhebung der Assoziation eine angemessene Beachtung erfährt. Die Assoziation zerfällt demnach in eine Phragmitetea/Epilobietea **Zwillingsgesellschaft** steiler Seeufer (Sp. I+II in Tab. 2), die syntaxonomisch nicht zuzuordnen ist, eine in den Mittelgebirgen verbreitete *Eupatorium-Fazies* im Stachyo-*Impatiens* (Sp. III, lfd. Nr. 6+7), eine **Fazies** des montanen *Senecionetum fuchsii* (lfd. Nr. 8), eine zunächst nicht näher zuzuordnende Epilobietea-**Fazies** armer und feuchter Standorte des Flachlandes (Sp. IV) und eine Epilobietea-Sukzessions**phase** des *Convolvulion* bzw. *Aegopodion* (Sp. V).

Da die Wasserdost-Gesellschaften je nach Artenverbindung ganz unterschiedliche Phänomene darstellen, zu denen verschiedene Geschichten erzählt werden können (vgl. Benjamin 1977), ist es wenig sinnvoll, ein derart (auch floristisch-soziologisch, standörtlich und chorologisch) heterogenes Sammelsurium unter dem Dach einer Assoziation zu versammeln, weil damit der Assoziationsgedanke aufgehoben würde.

DIE ASSOZIATION IST EIN GEDANKE

Braun-Blanquet hat stets darauf hingewiesen, dass eine Assoziation u.A. über eine Kennart **und** eine kennzeichnende Artenverbindung gekennzeichnet ist.

"Die Kennarten im Verein mit steten Arten (die in mindestens 50% der untersuchten Einzelbestände vorkommen), bilden die vollständige charakteristische Artenverbindung, welche des Grundgerüst der Gesellschaft ausmacht" (Braun-Blanquet 1964: 122, vgl. auch Schmithüsen 1961: 89).

Selbst wenn man *Eupatorium cannabinum* trotz der weiten Verbreitung in reichen Kahlschlagfluren als Assoziationskennart akzeptieren würde, bliebe es zweifelhaft, ob die wenigen steten gegenüber den vielen differenzierenden Arten als 'Grundgerüst' für eine Assoziation ausreichen. Vielmehr schiene die Dominanz von *Eupatorium cannabinum* das wesentliche verbindende Glied einer solchen Assoziation zu sein. Dann hätten wir es aber nur mit einem von Braun-Blanquet (1964:111) kritisierten 'Dominanztypen' zu tun, der nach Physiognomie und Dominanz bestimmt wird, floristisch sehr heterogen ist und zu "komplexen Monsterassoziationen" (ebd.) führt. Auch Tüxen (1967) warnte eindringlich vor "einer Überschätzung der physiognomischen Wirkung solcher 'Fazies'" (ebd. 432) und drängte - gerade bei nitrophilen Saumgesellschaften - darauf, die gemeinsame Artenverbindung höher zu bewerten als die Dominanz einer Art.

Eine Assoziation ist darüberhinaus nicht allein über die charakteristische Artenkombination, sondern auch über die Korrelation mit zahlreichen Merkmalen

des Standortes definiert (vgl. Tüxen 1955, Glahn 1968). Die Etablierung eines Typus wird durch analoge Beobachtungen zu Standort, Chorologie und Chronologie legitimiert und bestätigt. Erst wenn der Typus so mit einem 'Hof' von Beobachtungen, Bedeutungen und Überlegungen umgeben wurde, die die herauskristallisierte kennzeichnende Artenverbindung (incl. Kennart) auch gedanklich plausibel und merkbar machen, ist die Einordnung in das 'Archiv' der Systematik sinnvoll, denn:

"Echte Typen sind keine Sammelschachteln, sondern Brennpunkte" (Tüxen 1955: 160).

Lorberg (1999) hat die Notwendigkeit der Analogie von wiederholt vorkommender Artenverbindung und beobachtender Überlegungen mit dem Satz 'Die Assoziation ist ein Gedanke' pointiert formuliert.

"Eine pflanzensoziologische Assoziation ist mitnichten eine direkte Abbildung eines konkreten Bestandes, dem sie eins zu eins entspricht, gemäß des photographischen Paradigmas, sondern ein synthetisch im Vergleich herauskristallisierter Typus, der in idealer Konstruktion eine gedanklich tingierte Metapher für vergleichbare Phänomene gibt" (ebd.: 130).

Dafür ist u.A. eine gewisse floristisch-soziologische, standörtliche, chorologische und chronologische Homogenität notwendig. Unter einem so heterogenen Gebilde wie dem Eupatorietum sind dagegen kaum 'gemeinsame Züge' (vgl. Tüxen 1970: 150) zu erkennen. Die allenfalls bei einer dogmatischen Auslegung der Charakterartenlehre mögliche Aufstellung einer Eupatorium-'Monsterassoziationen' (Braun-Blanquet) oder 'Sammelschachtel' (Tüxen), würde ein unüberschaubares Sammelsurium inhomogener Gesellschaften enthalten und wäre damit kaum praktikabel. Die Beibehaltung solch weit gefasster Syntaxa ist beispielsweise in der neuesten Auflage der Süddeutschen Pflanzengesellschaften (Oberdorfer 1993) noch verbreitet (vgl. z.B. das Corynephorion, kritisch dazu Gehlken 2000; oder Alliario-Chaerophylletum, kritisch dazu Hülbusch 1979, Gehlken 2003; oder die Trittgesellschaften des sogen. Lolio-Polygonetum, kritisch dazu Sissingh 1969, Gehlken 2000). Einen anderen Weg, die Brauch- und Merkbarkeit der Systematik zu zerrütten, beschreitet z.B. Passarge, der gänzlich auf Kennarten verzichtet und damit die Zahl der Syntaxa derart inflationär vervielfältigt (die Aufspaltung des Eupatorietum in zwei Assoziationen ist da noch ein harmloses Beispiel), dass jegliche Übersicht verloren geht. Ein gangbarer Weg zwischen zu weit gefassten Syntaxa einerseits und einer ausufernden Systematik andererseits ist nur für jeden konkreten Fall mittels sorgfältiger Analyse und umsichtiger Synthese (vgl. Tüxen 1950) zu erarbeiten und zur Diskussion zu stellen und nicht durch angeblich objektive konsistente Schemata festzulegen (vgl. z.B. Degler 2003).

Herkunft der Aufnahmen (Tabelle 2)

lfd. Nr. Autor: Tabelle	Bezeichnung	Herkunft
1 Fischer 1981: 1 Sp. 1	Eupatorium cannabini Tx. 1937 typische Subass.	NOD (Kyritz)
2 Fischer 1981: 1 Sp. 2	Eupatorium cannabini Tx. 1937 Subass. von Typhoides arundinacea	NOD (Kyritz)
3 Bellin et al 2003: 20 Nr. 1,2,3+5	Eupatorium cannabini Tx. 1937	NWD (östl. Bremen)
4 Krausch 1970: 11 Sp. 1	Eupatorium cannabini Tx. 1937 Var. von Parnassia palustris	NOD (Stechlinsee)
5 Krausch 1970:11 Sp. 2	Eupatorium cannabini Tx. 1937 typische Var.	NOD (Stechlinsee)
6 Preising et al. 1993:S. 41 Sp. b	Eupatorium cannabini Tx. 1937 Ausb. mit Circaea lutetiana	NWD (Bergland)
7 Tabelle 1 diese Arbeit: Sp. II		
8 Tabelle 1 diese Arbeit: Sp. III		
9 Passarge 2002: 229 Sp. a	(Rubo-)Eupatorium cannabini (Tx. 37) juncetosum effusii	NOD
10 Preising et al. 1993: S. 41 Sp. c	Eupatorium cannabini Tx. 1937 Ausb. mit Cirsium palustre	NWD (Tiefland)
11 Preising et al. 1993: S. 41 Sp. a	Eupatorium cannabini Tx. 1937 Ausb. mit Lamium album	NWD
12 Bellin 2003: 20 Nr. 4,6,8,10	Eupatorium cannabini Tx. 1937	NWD (östl. Bremen)
13 Hilbig 1972: 5 Sp. 4	Eupatorium cannabini Tx. 1937	Östl. Sachsen-Anh.
14 Oberdorfer 1993: 170 Sp. 5b	Convolvulo-Eupatorium Görs 74 nom. inv. aegopodietosum	SWD
15 Dannenberg 1995: 3 Sp. 1.3	Calystegion-Basalgesellschaft Eupat. cann.-Fazies	Schlesw.-Holst.
16 Oberdorfer 1993: 170 Sp. 5a	Convolvulo-Eupatorium Görs 74 nom. inv. typicum	SWD
17 Passarge 200=: 200 Sp. h	Calystegio-Eupatorium cannabini Görs 74 lathyretosum	NOD
18 Reichhoff u. Bönnert 1983: 3	Eupatorio-Convolvuletum (Oberd. u. Mitarb. 67) Görs 75 non Tx. 37	Sachsen- Anh.
19 Passarge 2002. 200 Sp. i	Calystegio-Eupatorium cannabini Görs 74 typicum	NOD
20 Storfelder et al. 1999:S. 37 R1	Rumpfgesellschaft Eupatorium cann.-(Convolvulo-Filipenduletea)	NL

Literatur

- AutorInnengruppe 1999: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen. Cette fois: Amancey en Franche Comte; Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GH Kassel.
- AutorInnengruppe 2004: Die Kunst der Kompaktseminare. - AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.): Notizbuch 66 der Kasseler Schule. In Vorbereitung.
- Bellin, F. et al. 2003: Von der Klassenfahrt zum Klassenbuch. Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme und Oste. Notizbuch der Kasseler Schule 63. Kassel.
- Benjamin, W. 1977: Der Erzähler. - In: ders.: Illuminationen: 385-410. Frankfurt/M.
- Bornkam, R. 1974: Die Unkrautvegetation im Bereich der Stadt Köln. I. Die Pflanzengesellschaften. Decheniana 126(1/2): 267-307. Bonn.
- Braun-Blanquet, J. 1964: Pflanzensoziologie. Grundzüge der Vegetationskunde, 3. Aufl. Wien.
- Dannenberg, A. 1995: Die Ruderalvegetation der Klasse Artemisietea vulgaris in Schleswig-Holstein. Mitt. Arbeitsgem. Geobot. Schleswig-Holstein Hamb. 49. Kiel.
- Dengler, J. 2003: Entwicklung und Bewertung neuer Ansätze in der Pflanzensoziologie unter besonderer Berücksichtigung der Vegetationsklassifikation. Arch. Naturwiss. Diss. 14. Nümbrecht.
- Dierschke, H. 1974: Saumgesellschaften im Vegetations- und Standortgefülle an Waldrändern. Scripta Geobot. 6. Göttingen.
- Dierssen, K. 1983: Rote Liste der Pflanzengesellschaften Schleswig-Holsteins. Schriftenr. des Landesamtes für Natursch. und Landschaftspf. Schleswig-Holstein 6. Kiel.
- Fischer, W. 1981: Beitrag zur Kenntnis des Eupatorium cannabini Tx. 1937 in Brandenburg. Gleditschia 8: 225-230.

- Gehlken, B. 2000: Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie. Notizbuch der Kasseler Schule 55: 259-346. Kassel.
- Gehlken, B. 2003: Das Dipsacetum pilosi Tx. 1942. Tuexenia 23: 181-198. Göttingen.
- Gehlken, B. 2004: Ein Saum-Spaziergang. Notizbuch der Kasseler Schule 62: 80-98. Kassel.
- Glahn, H.v. 1968: Der Begriff des Vegetationstyps im Rahmen eines allgemeinen naturwissenschaftlichen Typenbegriffes. Tüxen, R. (Hrsg.): Pflanzensoziologische Systematik. Ber. Int. Sympos. Int. Ver. Veg.kunde 1964: 1-20. Den Haag.
- Galvac, V. u. Raus, Th. 1982: Über die Pflanzengesellschaften des Landschafts- und Naturschutzgebietes 'Dönche' in Kassel. Tuexenia 2: 73-113. Göttingen.
- Görs, S. 1974: Nitrophile Saumgesellschaften im Gebiet des Taubergießens. Natur- und Landschaftsschutzgeb. Bad.-Württ. 7: 323-354. Ludwigsburg.
- Hilbig, W., Heinrich, W. u. Niemann, E. 1972: Übersicht der Pflanzengesellschaften des südlichen Teiles der DDR. IV: Die nitrophilen Saumgesellschaften. Hercynia N.F. 9: 229-270. Leipzig.
- Hülbusch, K.H. 1979: Campanula trachelium-Saumgesellschaften. Doc. Phytosoc. N.S. IV: 451-462. Lille.
- Korneck, D. 1963: Die Pfeifengraswiesen und ihre wichtigsten Kontaktgesellschaften in der nördlichen Oberrheinebene und im Schweinfurter Trockengebiet III. Beitr. Naturk. Forsch. Südwest-Deutschl. 22: 19-44. Karlsruhe.
- Krausch, H.-D. 1970: Die Pflanzengesellschaften des Stechlinsee-Gebietes. V. Wälder und Saumgesellschaften. Limnologica 7: 397-454. Berlin.
- Lorberg, F. 1999: Dauer-Pionier-Gesellschaften. – In: AutorInnengruppe 1999: 130-134.
- Meermeier, D. 1993: Versaumungen an Weg- und Straßenrändern. Notizbuch der Kasseler Schule 27: 184-300. Kassel.
- Mucina, L., Grabherr, G. u. Ellmauer, T. (Hrsg.) 1993: Die Pflanzengesellschaften Österreichs. Teil I. Anthropogene Vegetation. Jena.
- Oberdorfer, E. (Hrsg.) 1993: Süddeutsche Pflanzengesellschaften Teil II Sand- und Trockenrasen, Heide- und Borstgras- Gesellschaften, alpine Magerrasen, Saum- Gesellschaften, Schlag- und Hochstaudenfluren. 3. Aufl. Jena, Stuttgart, New York.
- Passarge, H. 2002: Pflanzengesellschaften Nordostdeutschlands. 3. Berlin, Stuttgart.
- Pott, R. 1995: Die Pflanzengesellschaften Deutschlands. 2. Aufl. Stuttgart.
- Preisung, E. et al. 1993: Die Pflanzengesellschaften Niedersachsens, Bestandsentwicklung, Gefährdung, und Schutzprobleme. Ruderale Staudenfluren und Saumgesellschaften. Naturschutz und Landespflege in Niedersachsen Heft 20/4. Hannover.
- Reichhoff, L. u. Böhnert, W. 1983: Die Vegetation des Naturschutzgebietes "Vogtei" in der Fuhneau bei Zörbig. Arch. Naturschutz und Landschaftsforschung 23: 181-192. Berlin.
- Rennwald, E. (Bearb.) 2000: Verzeichnis und Rote Liste der Pflanzengesellschaften Deutschlands. Schriftenreihe für Vegetationskunde 35: 89-799. Bonn-Bad Godesberg.
- Schmithüsen, J. 1961: Allgemeine Vegetationsgeographie. 2. Aufl. Berlin.
- Stortfelder, A.H.F., Schaminee, J.H.J. u. Hommel, P.W.F.M. 1999: De Vegetatie van Nederland. Deel 5. Plantengemeenschappen van ruigten, struwelen en bossen.- Opulus, Uppsala/Leiden.
- Tüxen, R. 1937: Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. in Niedersachsen 9: 1- 170. Hannover. (Reprint 1970)
- Tüxen, R. 1950: Grundriß einer Systematik der nitrophilen Unkrautgesellschaften in der Eurosibirischen Region Europas. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 2: 94-175. Stolzenau/Weser.
- Tüxen, R. 1955: Das System der nordwestdeutschen Pflanzengesellschaften. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 5: 155- 176. Stolzenau/ Weser.
- Tüxen, R. 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. Miscellaneous Papers 5: 141-159. Wageningen.
- Tüxen, R. 1974a: Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. 2. Auflage. Lehre.
- Tüxen, R. 1974b: Das Lahrer Moor. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 17: 39-68. Todenmann, Göttingen.
- Tüxen, R. u. Brun-Hool, J. 1975: Impatiens noli-tangere Verlichtungsgesellschaften. Mitt. Flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 18: 133-155. Todenmann/Göttingen.
- Weber, H.E. 1978: Vegetation des NSG Balksee und Randmoore. Naturschutz und Landschaftspflege Niedersachsen 9. Hannover:

Zur Benennung der *Heracleum mantegazzianum*- Dominanzgesellschaften

– ein Beispiel wie systematische Begriffe
das vegetationskundliche Verstehen leiten

Bernd Sauerwein

*Damit ich die Existenz eines Gegenstandes verneinen kann,
muß er existieren.*

John R. Searle: Sprechakte, 19(69)71: 122

Auf dem Symposium in Bremen 2003 haben wir debattiert, wie vegetationskundige Begriffe die vegetationskundliche Untersuchung leiten (Sauerwein, B. 2003). Sie sind Ausdruck des ersten vagen Verstehens und aktivieren in semantischer Wortschöpfung das zuhandene alltagsweltliche wie professionelle Wissen. Als These verstanden leidet der im Begriff gefaßte Gedanken die Anwendung des pflanzensoziologischen Verfahrens bei der Gegenstandsabbildung, bei der Kristallisation der Typen in Tabellen wie bei deren hierarchischen Ordnung im System der Pflanzengesellschaften. Er gibt sowohl den zu Assoziationen gefaßten Typen wie deren Ordnung Sinn, da durch ihn Abgrenzung, Reihung (vgl. Bourdieu, P. 1991) und hierarchische Ordnung der Typen d.h. das Tabellenbild auf die Prüfung der vegetationskundlichen Begriffe ausgesprochenen These ausgerichtet sind. Die synsystematische und syntaxonomische Arbeit beruht gleichermaßen auf der "Sauberkeit der Analyse", der die gewissenhafte Anwendung der Regeln zugrunde liegt und auf der "Umsicht der Synthese", die auf die Plausibilität der Typen und Ordnung gerichtet ist (Tüxen, R. 1950: 98; Gehlken, B. 2000: 283f).

BEGRIFFE

Die Typisierung und Ordnung des Gegenstandes in der Tabelle leitet den Gedanken und führt bereits mit der so hergestellten neuen, systematischen Sicht zu Einsichten, die durch die bloße Betrachtung des Gegenstandes allein nicht möglich sind (Bourdieu, P. 1991; Gehlken, B. 2000; Tüxen, R. 1955b).

"Der erste Schritt zur Ermittlung des Wesens ist die summarische Institution des Ganzen. Der Typus ist ein komparativ anschauliches Allgemeinbild; sein Wesen ist kein Allgemeinbegriff, sondern das Bild. Zwar ist die Typik eine Gegenstandsform des abstrakten Denkens, aber ihr Wesen ist nur dem anschaulichen Vorstellen zugänglich. Der Typus steht in der Mitte zwischen Individuum und Begriff" (Kretschmer, E. 1951: 400).

Während der vegetationskundige Begriff auf die gewöhnliche Typifizierung rekurriert und auf alltagspraktisches Wissen verweist, ist der Begriff für den pflanzensoziologischen Typus systematischer Natur. Der systematische Begriff trägt den ikonographischen Vergleich (Panofsky, E. 1974, Lührs, L. 1994). Die im Begriff benannte Zuordnung in das System der Pflanzengesellschaften wie der im Begriff gegebene implizite Verweis auf die 'Informativen Theorien der Pflanzensoziologie' (Hard, G. 1973) leiten die Aufmerksamkeit der ikonologischen Betrachtung. Da der Verweis auf die Synsystematik wesentlich für die weitere Betrachtung aktiviert ist, ist er ein pflanzensoziologischer Begriff. Für einen tragfähigen pflanzensoziologischen Begriff gilt die Ausführung Heisenbergs (1968: 339), die Tüxen (R. 1974: 4) zitiert:

"Die Begriffe, die zunächst durch Abstraktion aus einzelnen Sachverhalten gebildet werden, gewinnen ein eigenes Leben. Sie erweisen sich als viel reichhaltiger und fruchtbarer, als man ihnen zunächst ansehen kann. Sie zeigen in der späteren Entwicklung eine selbständig ordnende Kraft, indem sie zur Bildung neuer Formen und Begriffe Anlaß geben, Erkenntnisse über deren Zusammenhang vermitteln und sich auch bei dem Versuch, die Welt der Erscheinungen zu verstehen, in irgendeinem Sinn bewähren".

BEGRIFFLICHE FASSUNGEN VON HERACLEUM MANTEGAZZIANUM-BESTÄNDEN

Die Bedeutung des pflanzensoziologischen Begriffes für das Verstehen und, als seine Voraussetzung die der sauberen und umsichtigen Typisierung (Tüxen, R. 1950), möchte ich anhand der Vergesellschaftung von *Heracleum mantegazzianum* aufzeigen. Der aus dem Kaukasus stammende Neophyt wurde bereits um 1890 nach Mitteleuropa eingeführt (Hegi, G. 19(25)78: 1416ff), ist aber erst seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in zunehmendem Maße verbreitet (zusammenfassend: Pysek E. 1991; Ochsmann, J. 1996; Tiley G.E.D., Dodd, F.S. u. Wade. P.M. 1996; Sauerwein, B. 2004). Nahezu immer dominiert die mächtige Staude mit bis zu drei Meter hohen Blütenständen und großblappigen Grundblättern die Vegetationsbestände in denen sie aufwächst.

In der Literatur werden die physiognomisch auffälligen Bestände unterschiedlich soziologisch bewertet und benannt.

Klauck (E.J. 1988, 1991) beschreibt Bestände mit *Aegopodium podagraria*, *Urtica dioica* und *Galium aparine* als eigenständige Assoziation: *Urtico-Heracleum*. Die Assoziation wurde nur von wenigen Autoren (Machatschek, M. (1998)2000, Kolbeck, J., Lecjaksova, St. u. Härtel, H. 1994; Sebald, O., Seybold, S. u. Philippi, G. 1992: 327, ohne Tab.) aufgegriffen. Die meisten Autoren lehnen das *Urtico-Heracleum* ab. Nur wenige der Kritiker (Otte, A. u. Franke, R. 1998; Passarge, H. 2002), begründen die Kritik mit eigenen Aufnahmen. Sie benennen die mitgeteilten *Heracleum mantegazzianum*-Gesellschaften vage unter Anführung des Artnamens und der vermuteten soziologischen Stel-

lung, z.B. als *Heracleum mantegazzianum*-*Galio-Urticenea*-community (Otte, A. u. Franke, R. 1998) oder Dg. *Heracleum mantegazzianum*-[*Galio-Urticetea*] (Knapp, H.D. u. Hacker, E. 1984). Dies sei notwendig, da Artenarmut und Heterogenität allenfalls eine soziologische Zuordnung auf Ebene der Klasse ermöglichen.

Anhand einer synthetischen Übersichtstabelle (Tab. 1¹ - Anlage) werde ich zunächst einen Überblick über die Gesellschaften mit *Heracleum mantegazzianum* geben und dabei zwei weitere pflanzensoziologische Begriffe einführen: Fazies und Phase. Die pflanzensoziologischen Begriffe *Urtico-Heracleetum*, Fazies und Phase wie die vage Bezeichnung der Bestände unter Anführung der Art und der (Unter-)Klasse beruhen zunächst auf einer unterschiedlichen Sorgfalt des tabellarischen Vergleichs. Mit ihnen ist ferner die 'vorgeleistete Arbeit der Pflanzensoziologie (Tüxen, R. 1955: 431) unterschiedlich für die weitere Betrachtung aktiviert. Die Brauchbarkeit der Begriff bzw. der Benennung ist einzig darin gegeben, ob und wie sie das Verstehen der *Heracleum mantegazzianum*-Bestände tragen, z.B. das Verstehen des späten Beginns und raschen Verlaufs der Ausbreitung von *Heracleum mantegazzianum* ermöglichen.

Vergesellschaftung von *Heracleum mantegazzianum* (Tab. 1 – Anhang)

In der Übersichtstabelle sind alle in der Literatur zugänglichen Vegetationsaufnahmen mit *Heracleum mantegazzianum* und eigene Aufnahmen zusammengestellt.

Die Synthetisierung der Einzelaufnahmen erfolgte durch Berechnung der Stetigkeit der jeweiligen in den Originaltabellen angegebenen Gesellschaften und Ausbildungen, die von den Autoren übernommen worden (Sauerwein, B. 2004). Lediglich die stark deduktiv geordnete Tabelle Kolbek, J., Lecjaksova, St. & Härtel, H. (1994) wurde umgeschrieben und statt den von ihnen angegebenen zwei Subassoziationen sechs Gesellschaften typisiert (vgl. zum Umschreiben deduktiv geschriebener Tabellen: Hülbusch, K.H. 1993).

Bereits die Länge der Tabelle, die aus zahlreichen differenzierenden Arten resultiert, verdeutlicht die Unterschiedlichkeit der in der Tabelle zusammengestellten Aufnahmen. Sieht man von *Heracleum mantegazzianum* ab, enthält die Tabelle keine einzig stete Art, die alle Gesellschaften verbindet. Nur wenige Arten (*Urtica dioica*, *Galium aparine*, *Glechoma hederacea*) sind mit mittlerer Stetigkeit vertreten.

Die Ordnung der Tabelle, die nicht nur die Unterschiede der Vegetationsbestände aufzeigt, sondern auch deren Soziologie verdeutlicht, ist aus dem zusammengetragenen Aufnahmen allein nicht möglich.

¹) Die Tabellen wurden aus drucktechnischen Gründen Sauerwein 2004 entnommen. Sie enthalten die der Publikation in einer naturhistorischen Periodica gemäß die z.Z. gültige Nomenklatur. Die ungewohntesten Benennungen sind *Elymus repens* statt *Agropyron repens* und *Agrostis capillaris* statt *Agrostis tenuis*.

"Um eine Assoziation [einen Vegetationstypus] scharf gegen alle anderen abzugrenzen ist nicht nur die ausreichende Kenntnis dieser einen, sondern ebenso der anderen Gesellschaften notwendig" (Tüxen, R. u. Kawamura, Y.: 1975: 88-89).

Die Kenntnis der Soziologie, der anderen Gesellschaften ist umso wichtiger, wenn die zusammengestellten oft artenarmen Dominanzgesellschaften aufgrund der Arten-Verbindung offensichtlich zu sehr unterschiedlichen soziologischen Einheiten gehören. Erst die Kenntnis der Synsystematik ermöglicht die umsichtige Ordnung der Tabelle, die die Soziologie der heterogenen Bestände als Grundlage des ikonographischen Vergleichs abbildet. *Heracleum mantegazzianum* gedeiht in folgenden Verbänden, Ordnungen und Klassen (Sauerwein, B. 2004):

- Sp. A Ruderalgesellschaften
 - Sp. I *Sisymbrium* Tx. et al. in Tx. 1950
 - Sp. II-III *Artemisietalia* Lohm. in Tx. 1947
- Sp. B Grünland- und Ansaatbrache-Gesellschaften
- Sp. C *Lythro-Filipenduletea* Klauk 1993 em. Klauk in Bellin et al 2003
- Sp. D *Glycerietum fluiatilis* Egger 1933, Degradationsphase
- Sp. E *Glechometalia* Tx. in Tx. et Brun.-H. 1975
 - Sp. VII *Anthriscoco-Chaerophyllion* (Hülb. 1979) Gehlken 2003, Versaumungsinittiale
 - Sp. VIII *Aegopodion* Tx. 1967
 - Urtico-Aegopodietum* (Tx. 1937) Oberd. 1964, Fazies v. *Heracleum mantegazzianum* (Synonym *Urtico-Heracleetum* Klauk 1988)
 - Sp. IX *Heracleum mantegazzianum-Glechometalia-Gesellschaft*
 - Sp. X *Chaerophylletum bulbosi* Tx. 1937, Fazies von *Heracleum mantegazzianum*
- Sp. E *Fagetea* Br.-Bl. et Vlieg. in Vlieg 1937
 - Sp. XI-XII *Alno-Ulmion* Br.-Bl. et Tx. 1943
 - Sp. XI *Stellario-Alnetum* Lohm. 1957 *aegopodietosum*, Fazies v. *Heracleum mantg.*
 - Sp. XII *Alno-Ulmion-Gesellschaft*
 - Sp. XIII *Prunetalia* Tx. 1952

Die Heterogenität resultiert zunächst aus der Aufmerksamkeit bei der Wahl der Aufnahmeflächen, die lediglich nach dem Vorkommen von *Heracleum mantegazzianum* gewählt wurden. Wie immer, wenn die Aufmerksamkeit floristisch auf eine Art gerichtet ist, sind Bestände in denen die Art den soziologischen Schwerpunkt hat ebenso wie Bestände in denen sie nur zufälliger Begleiter ist aufgenommen. Damit verdeutlicht die Vielzahl der versammelten Gesellschaften die weite soziologische Amplitude der Art.

VAGE GESELLSCHAFTSBEZEICHNUNGEN

Die einfachste Benennung der *Heracleum mantegazzianum*-Dominanzbestände ist aus der Anführung der prägnanten Art und der jeweiligen Syntaxa gebildet, z.B. *Heracleum mantegazzianum-Artemisietalia-Dominanzgesellschaft* oder *Heracleum mantegazzianum-Glechometalia-Gesellschaft*. Das hierarchische System der Pflanzengesellschaften enthält als 'vorgeleistete Arbeit' diese

einfache Möglichkeit nicht sicher erkannte Gesellschaften auf Ebenen höherer Syntaxone einzuordnen (Tüxen, R. 1970). Sie setzt jedoch, wie die deduktive 'Methode' Kopeckys eine aufmerksame tabellarische Arbeit voraus (Sauerwein, B. 1996: 318), um sowohl die Zuordnung zur höheren Syntaxa abzuseichern und andererseits Unterschiede als Aufmerksamkeit für das weitere Verstehen zu erkennen. Diese Notwendigkeit der tabellarischen Prüfung und Begründung der in der Benennung zum Ausdruck gebrachten syntaxonomischen Zuordnung verdeutlicht die Übersichtstabelle. Nur selten ist die in der Originalbenennung gegebene syntaxonomische Zuordnung bestätigt, oft können die i.d.R. auf Klassenebene beschriebenen Bestände enger gefaßt, genauer Benannt werden (Tab. 2):

Die der Literatur entnommenen vagen Gesellschaftsnamen beruhen auf einer ebenso vagen Tabellenarbeit. Beispielsweise sind aufgrund der Anwesenheit von Ubiquisten, *Urtica dioica* und *Galium aparine*, die als Klassencharakterarten gewertet werden, recht heterogene *Heracleum*-Bestände pauschal der Klasse Galio-Urticetea zugeordnet.

"[T]he stands can be classified under the phytosociological Class *Artemisietea*, due to the high constancy of *Urtica dioica* and *Galium aparine*, ..." (Otte, A. u. Franke, R. 1998: 214).

Soziologie nach Tabelle 1		Originalbenennung (Autoren)
Syntaxa	Spalte: lfd. Nr.	
Lythro-Filipenduletea	V:10	Galio-Urticenea-community (Otte, A. u. Franke, R. 1998: Tab. 4)
Anthriscio-Chaerophyllion	VII: 16	Galio-Urticenea-community (Otte, A. u. Franke, R. 1998: Tab. 4)
Urtico-Aegopodietum	VIII: 20	<i>Urtica dioica</i> - <i>Heracleum mantegazzianum</i> -Ges. (<i>Impatiens-Stachyon Görs ex Mucina in Mucina et al.</i> 1993; Passage, H. 2003, Tab. 15: e)
	VIII: 19	Dg. <i>Heracleum mantegazzianum</i> -[Galio-Urticetea] (Knapp, H.D. u. Hacker, E. 1984: Tab. 1)
Glechometalia-Ges.	IX: 24	<i>Urtica dioica</i> - <i>Heracleum mantegazzianum</i> -Ges. (= <i>Impatiens-Stachyon Görs ex Mucina in Mucina et al.</i> 1993; Passage, H. 2003, Tab. 15: f)
	IX: 26	Galio-Urticenea (Dierschke, H. 1998: 525)

Tab. 2: Soziologische Zugehörigkeit vage benannter *Heracleum mantegazzianum*-Gesellschaften.

Mit der Orientierung auf vermeintliche Charakterarten ist die Pflanzensoziologie auf die Floristik reduziert (Gehlken, B. 2000: 304). Der Name ist bloße Benennung. Die Betrachtung gilt nicht der Gesellschaft und die syntaxonomische Klassifikation ist nicht als Grundlage des Verstehens verstanden, sondern die Vegetationsaufnahme wie die Anführung pflanzensoziologischer Termini Beiwerk zur pseudowissenschaftlichen Aufwertung der floristischen Betrachtung

des Neophyten. Die Autoren bleiben mit den vagen ungeprüften Benennungen bei der vorikonologischen Betrachtung stehen und verfestigen mit der vermeintlich wissenschaftlichen Bezeichnung ihr Vorurteil zum Urteil, da sie von der ikonographischen Analyse des Gegenstandes absehen und sich absichtsvoll um die ikonologische Interpretation drücken (Gehlken, B. 2000). Sie arbeiten dem *Heracleum mantegazzianum*-bekämpfenden Naturschutz (Böcker, R. et al. 1995; Hartmann, E. et al. 1994; Williamson, J.A. u. Forbes, C. 1982) zu, da die Benennung die Etablierung des Neophyten als Störung der vermeintlich als natürlich geglaubten Systematik impliziert.

Die Übersichtstabelle (Tab. 1) zeigt, daß bei gewissenhafter Sortierung eine gesicherte syntaxonomische Zuordnung auch fragmentarischer Bestände möglich ist.

"Die billige Ausrede mit Fragmenten [vagen Gesellschaftbenennungen] kann nicht gelten, wenn das Axiom TÜXEN's (1972 [lies 1970]) – die Systematik ist nur Hilfsmittel für's Verstehen und nicht Selbstzweck; vgl. SCHMITHÜSEN (1961) – gültig bleibt. Das Fragment ist immer nur in Bezug auf den Maßstab zu begründen. Dazu muß dann auch der materielle Maßstab im Gegenstand gemessen und erklärt werden" (Bellin, F. et al. 2003: 141).

Auch hierbei bleibt die Bezeichnung für den Typus vage, auf einen Sonderfall bezogen. Mit der Anführung der Syntaxa in der Bezeichnung ist zwar die 'vorgeleistete Arbeit der Pflanzensoziologie' zum Verstehen des Falles zugänglich, der vage Begriff trägt jedoch umgekehrt nicht zur Verfertigung der Systematik oder exemplarischem Verstehen bei (was auch nicht immer notwendig sein muß).

DER BEGRIFF: URTICO-HERACLEETUM KLAUCK 1988

Mit der Benennung der Assoziation, *Urtico-Heracleetum*, lenkt Klauck (E.J. 1988) die Aufmerksamkeit von der floristischen Betrachtung des Neophyten und der Vergesellschaftung auf die vegetationskundige Betrachtung der Vegetationsbestände, die von *Heracleum mantegazzianum* dominiert sind. Im Gegensatz zu vagen Bezeichnungen enthält der Begriff einen Gedanken, der über den Fall hinausweist und ihn mittels des Begriffes '*Urtico-Heracleetum*' dem prüfenden Vergleich in der Synsystematik zuführt. Klauck (E.J. 1988, 1991) gründet den Begriff auf einer eingehenden floristisch-tabellarischen Typisierung, die die Zugehörigkeit des Typus zu *Aegopodium* aufzeigt. Mit der expliziten syntaxonomischen Zuordnung verweist der Begriff auf das professionelle Wissen über nitrophytische Säume (*Aegopodium*), daß damit für die weitere Betrachtung aktiviert ist.

In der Literatur ist die Assoziationsbeschreibung Klaucks vielfach nicht als Beschreibung klar typisierter *Heracleum mantegazzianum*-Bestände des *Aegopodium* verstanden, sondern als Bezeichnung für *Heracleum mantegazzianum*- (Dominanz-)Bestände mißverstanden. Aus dem floristischen Blick auf die Art

resultiert sowohl die Kritik an der Assoziation wie die Beschreibung unterschiedlicher Vegetationsbestände als *Urtico-Heracleetum*.

Vage Ablehnung der Assoziation

Die Autoren, die der vagen Gesellschaftsbezeichnung folgen, lehnen das *Urtico-Heracleetum* ab. Die Ablehnung wird damit begründet, daß

"sich viele Flächen [sic!] (wie gestörte Flächen oder verwilderte Gärten) aufgrund der Artenzusammensetzung nicht eindeutig einer Gesellschaft zuordnen" lassen (Ochsmann, J. 1996: 566)

und *Heracleum mantegazzianum*-Bestände darüberhinaus keine "hinreichende Homotonität der Artenkombination" (Passarge, H. 2002: 177; vgl. auch Adolphi, K. 1995, Otte, A. u. Franke, R. 1998) aufwiesen. Die Kritik gründet in der Charakterartenlehre Oberdorfers, die verkennt, daß eine Art, besonders eine mit weitem ökologischen Spektrum, neben der Assoziation, in der sie charakteristisch aufwächst auch in anderen Pflanzengesellschaften gedeiht und die Assoziation nicht durch Kennart(en) allein, sondern durch die gesamte Artenverbindung, d.h. durch stete Begleiter gekennzeichnet ist (Braun-Blanquet, J. 19(28)64: 122; Gehlken, B. 2000: 288). Mit der vorgetragenen formalistischen Kritik, die auf eine starre Handhabung der Synsystematik rekurriert, ist verhindert, daß eine zum *Urtico-Heracleetum* (*Aegopodium*) unterschiedliche Vergesellschaftungen erkannt oder der im Begriff *Urtico-Heracleetum* geäußerte Gedanke zu den Saumgesellschaften näher betrachtet werden kann.

Weitgefaßte 'Begriff': das *Urtico-Heracleetum s.lat.*

Die positive Rezeption des *Urtico-Heracleetum* ist ebenfalls in der Charakterartenlehre Oberdorfers begründet, nur daß hier *Heracleum mantegazzianum* als Charakterart akzeptiert wird. So benennen unabhängig von der weiteren Artenverbindung Kolbeck, J., Lecjasova, St. u. Härtel, H. (1984) und Machatschek (M., 2000(1998)) *Heracleum mantegazzianum*-Dominanzgesellschaften als *Urtico-Heracleetum* (Tab. 3).

Soziologie nach Tabelle 1 Syntaxa (Spalte: lfd. Nr.)	Autoren
Artemisietalia (III: 4, 5)	Machatschek, M. 1988(2000) Tab. 1
Anthriscio-Chaerophyllion (VII: 12-15, 17, 18)	Kolbek, J., Lecjaksova, St. & Härtel, H. 1994: Tab. 1
<i>Urtico-Aegopodietum</i> (Sp.: VIII: 22, 23)	Klauck, E.J. 1988. Tab. 1
Glechometalia-Gesellschaft (Sp.: IX: 25)	Kolbek, J., Lecjaksova, St. & Härtel, H. 1994: Tab. 1

Tab. 3: Synsystematische Zugehörigkeit des "*Urtico-Heracleetum*" verschiedener Autoren

Wie die ungeprüfte Ablehnung, ist die ungeprüfte Zustimmung nicht darauf aus, den mit der Assoziation verbundenen Gedanken zu prüfen. Die Aufmerksamkeit der Autoren ist auf den Neophyten gerichtet. Die Beschreibung der Assoziation ist bloßes Beiwerk zur Aufwertung der floristischen Beobachtung, wie bei der Beschreibung vieler Neophytengesellschaften (z.B. *Impatienti-Solidaginetum* Moor 1958; *Solidaginetum serotinae-canadensis* Lohm. ap. Oberd. 1967; *Impatienti-Convulvuletum* Hilb. 1972; *Polygonetum cuspidati* Görs 1974; *Rubetum armeniaca* Wittig et Gödde 1985), die allesamt 'Ladenhüter' (Tüxen, R. 1974) sind, weil sie keinen tragfähigen Gedanken enthalten. Mit der floristischen Aufmerksamkeit entwerten die Autoren zudem die Arbeit und den Gedanken Klaucks, da mit der Versammlung unterschiedlicher Vegetationsbestände unter dem Namen *Urtico-Heracleetum* die klare Typisierung aufgelöst und den Kritikern, die die Assoziation formalistisch ablehnen, zugearbeitet wird.

Urtico-Heracleetum Klauck 1988

Die Arbeit Klaucks (E.J. 1988, 1991) beruht auf einer klaren Typisierung. Die Assoziation ist vom Gedanken getragen, das auffällige Phänomen der mächtigen Herkulesstaudenfluren als charakteristischen Vegetationsbestand 'gestörter' Standorte mit u.a. Schuttablagerungen mit Gartenabfällen an Siedlungsrändern abzubilden. In der Übersichtstabelle (Tab. 1: VIII, vgl. auch Tab. 3) sind die von Klauck mitgeteilten Bestände, gemeinsam mit weiteren Beständen, deutlich differenziert.

Ob die begriffliche Fassung der floristisch charakterisierten Bestände als Assoziation tragfähig ist, ist durch die tabellarische Analyse und den synthetischen Vergleich allein nicht zu erkennen. Hierzu ist

"nicht nur die ausreichende Kenntnis dieser einen, sondern ebenso der anderen Gesellschaften [des Verbandes, der Ordnung, etc.] notwendig" (Tüxen, R. u. Kawamura, Y. 1972: 88-89).

Ferner müssen gerade bei Betrachtung 'dynamischer' Bestände syngenetische Zusammenhänge berücksichtigt werden, um instabile Phasen von stabilen Beständen zu unterscheiden. Letztlich ist die Eigenständigkeit der Assoziation nur sinnvoll, wenn diese ein Verstehen ermöglichen, daß über die bloße Tatsachenbenennung des physiognomisch prägnanten Vorkommens des Neophyten hinausgeht und eine neue Sicht auf die nitrophytischen Saumgesellschaften ermöglicht oder 'alte', bewährte Einsichten am neuen Fall bestätigt.

Die zweite Übersichtstabelle (Tab. 4 – Anlage), die Säume und Versaumungen des *Anthriscus-Chaeropyllion* (Sp. A, B) und des *Aegopodion* (Sp. C) umfaßt, zeigt die synsystematischen, synökologischen und syngenetischen Beziehungen des 'Urtico-Heracleetum' zu den benachbarten Gesellschaften. Innerhalb der beiden Verbände ist der *Heracleum mantegazzianum* nicht nur an das 'Urtico-Heracleetum' (*Urtico-Aegopodietum*; lfd. Nr. 29) gebunden, son-

dern gedeiht auch im Chaerophylletum bulbosi (Ifd. Nr. 33) wie in Anthrisco-Chaerophyllion-Gesellschaften (Ifd. Nr. 19).

Anthrisco-Chaerophyllion-Initialgesellschaften sind Versaumungen, d.h. Phasen auf dem Weg zum Anthrisco-Chaerophyllion. *Heracleum mantegazzianum* kennzeichnet hierin unzweifelhaft eine besondere Ausbildung (Fazies). Wie die Anthrisco-Chaerophyllion-Versaumungen ist auch die Fazies mit *Heracleum mantegazzianum* als Phase zu benennen.

Innerhalb des Aegopodion scheint bei alleiniger Beachtung der Kennart die Assoziation Urtico-Heracleetum ebenso gerechtfertigt, wie z.B. das Chaerophylletum bulbosi oder das Chaerophylletum aromatici. Auch diese Assoziationen sind lediglich 'nur' durch eine, die namensgebende, Art charakterisiert.

"Wenn es auch in der syntaxonomischen Gliederung einer Assoziation kein »richtig« oder »falsch« geben kann, so muß man ihr doch die Bewertung »besser« oder »schlechter« zubilligen. Am brauchbarsten wird die Gliederung sein, welche die Beziehungen ihrer Einheiten zur Struktur (Synmorphologie), zur Synökologie, zur Syndynamik und zur Synchorologie (einschließlich der Kontakt-Gesellschaften) am deutlichsten ausdrückt" (Tüxen, R. u. Kawamura, Y. 1975: 88).

Während das Chaerophylletum bulbosi und das Chaerophylletum aromatici eine standörtliche und florengeographische Entsprechung haben, ist dies für das Urtico-Heracleetum (Tab. 2: Sp. IX, Ifd. Nr. 29) nicht gegeben. Es gedeiht überall dort, wo auch das Urtico-Aegopodietum als Versaumung wächst und ist somit im gesamten Verbreitungsgebiet auf dem gesamten standortökologischen Spektrum des Urtico-Aegopodietum zu finden.

Ebenso steht die Ausbildung von *Heracleum mantegazzianum* des Chaerophylletum bulbosi (Tab. 2: Sp. X, Ifd. Nr. 33) auf den gleichen Standorten wie die typische Ausbildung des Knollenkälberkropfsaumes (Sauerwein, B. 2004: 290-291).

Schon hierbei ist die begriffliche Fassung des tabellarisch klar kristallisierten Vegetationstypus als eigenständige Assoziation Urtico-Heracleetum im Aegopodion zweifelhaft. Der mit ihm verbundene Gedanke widerspricht zudem dem Gedanken des Aegopodion. Aegopodion-Säume

"sind an frischen bis feuchten, nährstoffreichen, leicht beschatteten Wald- oder Gebüschrändern neben Bächen, Wiesen, Äckern, Gärten und an Strassenrändern- und andern oft verunreinigten Gräben zu finden ..." (Tüxen, R. 1967).

An diesen Grenzen stehen sie linear in Auen. Als abhängige Gesellschaften sind die Säume durch den Einfluß angrenzender Mantel- oder Gebüschgesellschaften, von Gewässern und vorallem durch die Bewirtschaftung der angrenzenden Flächengesellschaften geprägt und stabilisiert. Die Aegopodion-Assoziation Urtico-Heracleetum impliziert, daß ähnlich wie die anderen nitrophytischen Saumgesellschaften, diese Einflüsse gegeben sind. Jedoch steht die 'Assoziation' +/- ruderal auf Gartenabfällen "an Siedlungsrändern und [in] vernachlässigten Landwirtschaftslandschaften" (Klauck, E.J. briefl.).

Schon allein aufgrund der großblappigen Grundblätter kann die Art nicht in schmal linearen Säumen gedeihen. Das Aufwachsen der mächtigen Art charakterisiert in die breite gegangenen Säume, d.h. Saumbrachen und Versaumungen des *Urtico-Aegopodietum* (und anderer Saumgesellschaften).



Abb. 1: Das *Urtico-Heracleum mantegazzianii* als nitratophytischer Hochstaudensaum an einer Hecke.

- 1 = Bergahorn-Eschen-Stadtwald mit Hasel und Weißdorn.
- 2 = *Urtico-Aegopodietum*, verzahnt mit *Urtica-Convolvulus*-Ges.
- 3 = *Urtico-Heracleetum convolvuletosum*.
- 4 = *Artemisio-Tanacetetum*.
- 5 = Trittrasen-Gesellschaften.
- 6 = vegetationsfreie Parkfläche, verdichtete Erde.

Abb.

(aus Klauck, E.J. 1988: 266):
In Kenntnis der Versaumung (Gehlken, B., Granda Alonso, M. E. u. Kurz, P. 2000) ist ein anderes Verstehen der von Klauck (E.J. 1988: 266, Abb.) mitgeteilten Vegetationszonierung möglich. Das '*Urtico-Heracleetum*' steht nicht auf dem Saumstandort von dem Gehölzen. Dort steht ein *Urtico-Aegopodietum* in Verzahnung mit einer *Urtica-Convolvulus*-Gesellschaft, ein Indiz der Verbrachung. *Heracleum mantegazzianum* steht dem Saum vorgelagert auf der Böschung. Auf diesen Standort kann die Gesellschaft nur Versaumung (eines Böschungsrasens) sein.

Die ruderal oder als Versaumung entwickelten Bestände entsprechen nicht der Reihe der Aegopodion-Assoziationen, die allesamt (primär) in Auen stehend, stabilisierte Gesellschaften sind. Die Aegopodion-Assoziation *Urtico-Heracleetum* widerspricht daher nicht nur dem Gedanken des Verbandes, sondern ist auch zum Verstehen der *Heracleum mantegazzianum*-Bestände eine falsche Aufmerksamkeit, da die für Saum-Gesellschaften wesentlichen Charakteristika, auch für die von Klauck (E.J. 1988) mitgeteilten Bestände, nicht gegeben sind.

***Heracleum mantegazzianum*-Fazies und Phasen**

Wie innerhalb des Aegopodion, sind die Ausbildungen aller Gesellschaften in denen die *Heracleum mantegazzianum* aufwächst, durch den mächtigen Wuchs der Art von typischen Ausbildungen des jeweiligen Syntaxons unterschieden (Sauerwein, B. 2004). Die hochwüchsige Staude prägt die Physiognomie, d.h. sie bildet Dominanz-Fazies aus.

"Als Fazies werden beliebige, öfter mehr oder wenige zufällige Artenkombinationen innerhalb einer Assoziation oder Subassoziation bezeichnet ... Die Ursachen der Faziesbildung sind Bodenverhältnisse oder Konkurrenzkräft, falls nicht der anthropo-zoogene Einfluß ausschlaggebend einwirkt" (Braun-Blanquet, J. 1964: 124-125).

Mit der Benennung der Bestände als Fazies bzw. Dominanzfazies (z.B. *Urtico-Aegopodietum*, Fazies von *Heracleum mantegazzianum* oder *Urtica dioica*-*Lythro-Filipenduletea*-Gesellschaft, Fazies von *Heracleum mantegazzianum*) sind einerseits Bestände vergleichend in das System der Pflanzengesellschaften eingeordnet und gleichzeitig auf die Besonderheit der Bestände, die aus der dominanten Entwicklung von *Heracleum mantegazzianum* resultiert verwiesen. Der Begriff organisiert die Aufmerksamkeit der weiteren Betrachtung auf mögliche Ursachen der mächtigen Entwicklung und auf deren Wirkung auf den Vegetationsbestand. Die Ursache der Faziesbildung kann aus der Entwicklung einer genetischen Phase, die den dominanten Wuchs einer Art begünstigt, entstammen.

"Durch extreme Entfaltung eines zu den allgemeinen notwendigen Lebensbedingungen gehörigen Einzelfaktors, oder auch durch sein Verschwinden, wird das Milieu einseitig. Dann wird auch die Qualität der Lebenserfüllung eines Biotops verändert, es findet eine <Auswahl der Arten> statt, ... >Je mehr sich die Lebensbedingungen eines Biotops vom Normalen und für die meisten Organismen Optimalen entfernen, um so artenärmer wird die Biozönose, um so charakteristischer wird die, in um so größeren Individuenreichtum treten die einzelnen Arten auf" (Thienemann, A.F. 19(65)86: 122).

Heracleum mantegazzianum-Phasen oder *Heracleum mantegazzianum*-Dominanzfazies

Die meisten der in der Übersichtstabelle zusammengestellten Vegetationsbestände sind instabile Phasen unterschiedlicher Gesellschaften (Tab. 1: A - C, VII, VIII, 27; vgl. Sauerwein, B. 2004). *Heracleum mantegazzianum* ist in diesen besonders üppig entwickelt. Auf dem Symposium haben wir zunächst vermutet, daß die üppige Entwicklung von *Heracleum mantegazzianum* in den unterschiedlichen Gesellschaften die Versaumung einleitet und fördert, weshalb die Gesellschaften daher als *Heracleum mantegazzianum*-Phasen zu bezeichnen wären. In der Debatte wurde deutlich, daß dies nicht der Fall ist, sondern *Heracleum mantegazzianum* nur mittelbar auf Phasen verweist.

Die Phasen einer Gesellschaft werden durch die prägnante oder charakteristische Entwicklung einer ansonsten als Kennart oder Begleiter gegenwärtigen, nicht weiter auffälligen Art gebildet. Beispielsweise charakterisiert die Dominanz von *Arrhenatherum elatius* die Degradationsphase des *Arrhenatheretum*, *Anthriscus sylvestris*, das in der weiteren Genese dominant aufwächst, die Initialphase des *Anthriscus*-*Chaerophyllion*. Innerhalb der Phasen trägt die jeweils dominante Art die Veränderung des Vegetationsbestandes bis deren Anteil am Vegetationsaufbau in der weiteren Alterung von anderen Arten eingenommen wird.

Heracleum mantegazzianum ist in den Degradationsphasen (Versaumungen) unterschiedlicher Gesellschaften kein sicherer und charakteristischer Vorbote der kommenden Gesellschaft. Zwar ist das Auflaufen und mächtige Aufwach-

sen der Art durch Bracherscheinungen, Bestandsstreu und Lückigkeit, begünstigt, jedoch verschwindet die hapaxanthe (ein- bis dreijährige (bis fünfjährige) Art; Stewart, F. u. Grace, J. 1984) nach zwei bis drei Jahren aus dem Bestand, sofern nicht weiterhin Keimbedingungen auf Bestandsstreu der Ver-saumungen gegeben sind². Sie ist daher zur Kennzeichnung der Phasen nicht geeignet, denn tragfähiger Begriff für Phasen sollte den Namen der Art enthalten, die in der jeweiligen genetischen Reihe die Vegetationsveränderung trägt (z.B. *Urtica dioica*-*Lythro-Filipenduletea*-Degradationsphase).

In den Phasen unterschiedlicher Gesellschaften ist das Aufwachsen durch Bestandstreuauflagen und Lückigkeit begünstigt. Nahezu immer bildet *Heracleum mantegazzianum* Dominanz-Fazies. Mit der begrifflichen Fassung dieser Bestände als Dominanzfazies, wird dies Phänomen für die weitere Betrachtung verdeutlicht und gleichzeitig an die Wuchskraft von *Heracleum mantegazzianum* erinnert.

Heracleum mantegazzianum-Fazies in stabilen Gesellschaften

Heracleum mantegazzianum gedeiht in stabilen linearen Ausbildungen des *Chaerophylletum bulbosi* (Tab. 1: 28) und im Unterwuchs des *Stellario-Alnetum aegopodietosum* (Tab 1: XI; Sauerwein, B. 2004). Im Vergleich zu den Dominanzfazies ist die Art in diesen Gesellschaften mäßig dominant. Nur selten gedeiht sie mit Mächtigkeiten von 4 oder 5. Sie ist allein aufgrund des Wuchses faziesbildend.

Standortökologisch und syndynamisch entsprechen die *Heracleum*-Fazies des *Chaerophylletum bulbosi* und des *Stellario-Alnetum* den Ausbildungen ohne *Heracleum mantegazzianum*. Fazies und 'typische' Ausbildungen stehen oft eng benachbart, wobei die Fazies eine temporäre Erscheinung ist. Mit dem Absterben der Pflanzen, nach zwei bis drei Jahren, steht auf dem Wuchsort wieder eine 'typische' Ausbildung. Gleichzeitig kann in benachbarten Beständen *Heracleum mantegazzianum* zu Fazies aufgewachsen sein.

Die Fluktuation von *Heracleum mantegazzianum* innerhalb der standortstabilen Gesellschaften, verdeutlicht die dynamischen Prozesse denen sie unterliegen. Im *Stellario-Alnetum aegopodietosum* ist das Aufwachsen der Art durch die Wirkung regelmäßiger Hochwässer begünstigt. Im *Chaerophylletum bulbosi* ist der Einfluß regelmäßiger Winterüberflutungen prägnanter: Sie stabilisiert die Saumgesellschaft und bedingt das charakteristische Aufwachsen der bienen *Chaerophyllum bulbosum* und *Carduus crispus* neben polykormonen Stauden (*Aegopodium podagraria*, *Urtica dioica*). *Heracleum mantegazzianum*

² In gemähten Beständen z.B. an Straßenböschungen wird die Art am Fruchten gehindert. Ohne erfolgreiches Abfruchten gedeiht die eigentlich kurzlebige Art dauerhaft; d.h. sie wächst so lange bis erfolgreich Samen gebildet wurden.

kann in dieser bienn-staudischen Gesellschaft aufwachsen, da der Lebenszyklus der hapaxathen Art dem der Bienen entspricht.

Im Chaerophylletum bulbosi und Stellario-Alnetum aegopodietosum sind die Ausbildungen mit *Heracleum mantegazzianum* sind als Fazies zu werten und begrifflich als *Heracleum mantegazzianum*-Fazies (z.B. Stellario-Alnetum aegopodietosum, Fazies von *Heracleum mantegazzianum*) zu benennen.

BEGRIFFE UND VERSTEHEN

Die unterschiedlichen Begriffe, Urtico-*Heracleetum*, Fazies und Phase wie die vage Bezeichnung als *Heracleum mantegazzianum*-Galio-Urticetea-Gesellschaft tragen in unterschiedlicher Weise das Verstehen der *Heracleum mantegazzianum*-Bestände.

In floristischen Arbeiten wird die Ursache der Ausbreitung und Einbürgerung in der Verwendung der Art als Zierpflanzen und insbesondere deren Anpflanzung als Trachtpflanze bei Bienenstöcken außerhalb der Ortschaften gesehen (Adolphi, K. 1995; 88; Tillmann, H. 1984). Die Ausbreitung scheint einzig durch das Ausbringen der Art bedingt. Mit der vagen Benennung ist zwar auf die (vermutete und ungeprüfte) Vergesellschaftung der Art hingewiesen, die *Heracleum mantegazzianum*-Bestände sind jedoch wie in den floristischen Fundmeldungen als Einzelphänomene verhandelt. Die vage Benennung ist daher kein Begriff, der Ausgangspunkt bzw. These einer weiteren verstehenden Betrachtung und eines exemplarischen Verstehens sein könnte.

Mit dem Begriff Urtico-*Heracleetum* sind *Heracleum mantegazzianum*-Bestände im Aegopodion von Vorkommen in anderen Gesellschaften begrifflich unterschieden. Der Begriff verdeutlicht zunächst als Ausdruck der tabellarischen Typisierung die Eigenart der Bestände; er impliziert aber ferner, daß entweder neue Saum-Standorte entstanden sind, deren standortökologische Bedingungen das Aufwachsen von *Heracleum mantegazzianum* begünstigen oder, daß *Heracleum mantegazzianum* in 'ungesättigten' Saumgesellschaften aufwächst (vgl. Tüxen, R. 1960). In beiden Fällen ist mit dem Begriff die Aufmerksamkeit auf Bedeutung der 'neuen' Saumgesellschaft, die Ursachen der Genese und die Möglichkeiten des Gebrauchs gelenkt. Der Gedanke 'Saum' trägt die weitere Betrachtung.

Wenngleich der Assoziation nicht gefolgt wird, ist der mit ihr geäußerte Gedanke des Saumes Ausgangspunkt, die Versaumung, die vielfach die Basis des Gedeihens von *Heracleum mantegazzianum* bildet, zu erkennen. Eine Qualität, die der vagen Gegenstandsbenennung völlig abgeht. Die Arbeit Klaucks (E.J. 1988) ermöglicht diesen Widerspruch und damit die Überlegung, weil sie entgegen den Arbeiten mit vagen Gesellschaftsbeschreibungen und denen mit leichtfertiger Übernahme des Assoziationsbegriffes einen prüfbaren Gedanken formuliert.

Der Begriff Fazies mit der Anführung der jeweiligen Gesellschaft kennzeichnet, daß *Heracleum mantegazzianum* in bestehenden, unterschiedlichen Gesellschaften oft dominant wächst. In tabellarischer Analyse können die Bestände bekannten Syntaxa zugeordnet und in Kenntnis der Gesellschaften stabile Fazies und Phasen unterschieden werden. Das mit dem Begriff 'Phase' aktivierte Wissen, verdeutlicht, daß *Heracleum mantegazzianum* vor allem in Degradationsphasen unterschiedlicher Gesellschaften Fazies ausbildet. Die hierdurch geweckte Aufmerksamkeit auf die Degradationsphasen der Gesellschaften ermöglicht in Kenntnis der neueren Landschaftsgeschichte den späten Beginn und raschen Verlauf der Ausbreitung und Einbürgerung zu verstehen.

HERACLEUM MANTEGAZZIANUM-BESTÄNDE ALS INDIZ

Die vermehrte Anpflanzung von *Heracleum mantegazzianum*, vor allem als Trachtpflanze, fand zu einem Zeitpunkt statt, in dem die Landschaft und Vegetation einem drastischen Wandel unterlag.

"Die überlieferten Bilder 'wiesiger' Wegraine und Straßenränder stammen aus einer Zeit, in der diese u.a. Restflächen einer 'intensiven' Bewirtschaftung unterlagen. Noch vor 20-50 Jahren [betrachtet von 1993 aus] waren (je nach Region) entlang der Weg- und Straßenränder in bäuerlichen, ländlichen Gegenden grasende Ziegen, Schafe, Gänse oder Kühe zu beobachten, auch war eine Bewirtschaftung dieser Terrains mit Sense weit verbreitet. / Die Wegrand- oder Grabenrand-Landwirtschaft ermöglichte den 'Kleinen Leuten' im Dorf, die selbst über kein bzw. kaum eigenes Land verfügten, die Subsistenzwirtschaft bzw. eine Teilsubsistenz. So konnte der Bargeldbedarf gering gehalten werden. Die Nutzung der Wegraine und anderer Restflächen war je nach Gemeinde unterschiedlich geregelt, einerseits gab es Allmendflächen, anderorts mußte die Bewirtschaftung über Pachtverträge (...) mit den Gemeinden und/oder größeren Bauern gesichert werden. ... Der Übergang vom Landarbeiter zum Industriearbeiter zeigte Auswirkungen auf den ländlichen Raum und die Dorfstruktur. Die 'Kleinen Leute' verfügten über mehr Geldmittel und gingen nach und nach von der Selbstversorgung zum Ankauf von Lebensmitteln über. ... Dieser Wandel ging nur langsam von statten (...), da die älteren Leute die traditionelle Nutzungsformen, wenn auch im geringeren Umfang, beibehielten. Nach ihrem Ableben unterblieb häufig dieser Nebenerwerb. ... In dieser Zeit wurden auch verstärkt die Straßenränder aus der Nutzung genommen. Sie wechselten von Produktions- zu Bracheflächen oder wenn die Nutzung in der Form von Pflege von den Straßenmeistereien übernommen wurde, zur Abfallproduktion" (Meermeier, D. 1993: 188-189).

Die Brachflächen der Wegränder, aufgelassenen Grünländer aber auch der Uferböschungen wurden allesamt von Degradationsphasen unterschiedlicher Gesellschaften besiedelt: ideale Wuchsorte für *Heracleum mantegazzianum*.

"Die Entwicklung der Massenbestände [von *Heracleum mantegazzianum*] an den Böschungen der Wupper bei Opladen konnte erst in den achtziger Jahren erfolgen, da die Böschungen früher mehrmals jährlich gemäht wurden" (Adolphi, K. 1994: 88).

Die rasche Ausbreitung von *Heracleum mantegazzianum* ab den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und dessen Aufwachsen in ebenso zahlreichen wie unterschiedlichen Vegetationsbeständen ist somit Folge der verän-

erten Landnutzung, d.h. des Brachfallens der Landschaft. Das Aufwachsen von *Heracleum* in den Degradationsphasen ehemals nutzungsstabilisierter Grünländer und Säume kennzeichnet den Wandel von der Bauerei zur Landwirtschaft (Lührs, H. 1994; Ledermann, B. 1995; Gehlken, B. 1995). So waren und sind zahlreiche Wuchsorte vorhanden, von denen aus *Heracleum mantegazzianum* auch in stabile Bestände des *Chaerophylletum bulbosi* und des *Stellario-Alentum* gelangt und, sicher eingebürgert, dauerhafte Fazies bildet (Sauerwein, B. 2004). Dieses Verstehen, die Aufmerksamkeit auf die Veränderung der Vegetation, wird durch die pflanzensoziologischen Begriffe 'Phase' und 'Fazies' getragen.

NACHGETRAGEN UND KLARGESTELLT

Dierschke, H. und Waesch, G. (2003: 17) führen am Beispiel von Mädesüßfluren³ aus,

"dass es verschiedene Möglichkeiten gibt, selbst sehr eingeeengte floristische Fragmente in das meistgebrauchte System [der Pflanzengesellschaften nach Braun-Blanquet] zu integrieren, z. B. als Basal-, Derivat- oder Fragmentgesellschaften oder auch nur als Degenerationsphase eine[s] Syntaxons."

Nun genau hierum geht es nicht. Die von Dierschke, H. und Waesch, G. vorgeschlagenen syntaxonomische Benennung von Phasen als *Filipendula ulmaria* (*Calthion*)-Derivatgesellschaft oder *Filipendula ulmaria* (*Calthion*)-Derivatgesellschaft blähen das System der Pflanzengesellschaften nicht nur unnötig auf (Sauerwein, B. 1996), sie zerstört auch die klare Typisierung und systematische Ordnung der Typen, die das Verstehen trägt. Umgekehrt: Ausgehend von der klaren Typisierung und Systematik sind in Kenntnis der 'Informativen Theorien' auch und gerade die 'Fragmente', 'Basalgesellschaften' und Dominanzen zu verstehen, die gerade deshalb nicht synsystematisch zu werten sind.

Herkünfte der Vegetationsaufnahmen

Nr.	Autor	Original-Tabelle	Benennung im Original
Tabelle 1			
1	Klauck 1988	Tab. 1: Sp. 1	Urtico-Heracleetum convolvuletosum Klauck 1988
2	Klauck 1988	Tab. 1: Sp. 2	Urtico-Heracleetum typicum Klauck 1988
3	Klauck 1988	Einzelaufnahme	Norddänemark, südl. Viborg an der Landstraße 13, briefliche Mitteilung
4	Machtschek 1998	Tab. 1: Sp. a	Urtico-Heracleetum Klauck 1988, Ausb. mit <i>Bromus inermis</i>
5	Machtschek 1998	Tab. 1: Sp. b	Urtico-Heracleetum Klauck 1988, Ausb. mit <i>Rubus caesius</i>
6	Schepker 1998	Tab. 15: lfd. Nr. 2, 3	<i>Heracleum mantegazzianum</i> -Vegetation
7	Schepker 1998	Tab. 14: lfd. Nr. 3	<i>Heracleum mantegazzianum</i> -Vegetation

³ Zur Systematik der Dierschken Mädesüßfluren (*Lythro-Filipenduletea*) s. Klauck, E.J. 1993, Bellin, F. et al. 2003 und vor allem Hülbusch, K.H. 2003.

8	Kolbek et al. 1994	Tab. 1: lfd. Nr. 3, 36	Urtico-Heracleetum Klauck 1988
9	Kolbek et al. 1994	Tab. 1: lfd. Nr. 2, 19, 21, 22, 25, 26	Urtico-Heracleetum Klauck 1988
10	Kolbek et al. 1994	Tab. 1: lfd. Nr. 1, 4, 7, 8, 10, 20, 37	Urtico-Heracleetum Klauck 1988
11	Kolbek et al. 1994	Tab. 1: lfd. Nr. 23, 24, 29-31	Urtico-Heracleetum Klauck 1988
12	Kolbek et al. 1994	Tab. 1: lfd. Nr. 5, 6, 9, 11, 12, 14-18, 32-35	Urtico-Heracleetum Klauck 1988
13	Kolbek et al. 1994	Tab. 1: lfd. Nr. 13, 27, 28	Urtico-Heracleetum Klauck 1988
14	Otte & Franke 1998	Tab. 4: lfd. Nr. 1-4	Heracleum mantegazzianum-Galio-Urticenea-community, Poa pratensis-form
15	Otte & Franke 1998	Tab. 4: lfd. Nr. 5-8	Heracleum mantegazzianum-Galio-Urticenea-community, Calystegia sepium-form
16	Dierschke 1984	S. 252	Einzelaufnahme
17	Weber 1975	S. 55	im Original gekürzte Einzelaufnahme
18	Sauerwein 2004	Tab. 1	Sisymbrium-Degradationsphase
19	Sauerwein 2004	Tab. 3: Sp. III	Chaerophylletum, Ausb. v. Impatiens glandulifera, Fazies v. Heracleum mantegazzianum
20	Sauerwein 2004	Tab. 3: Sp. IV	Chaerophylletum, Aus. v. Rubus caesius, Fazies v. Heracleum mantegazzianum
21	Sauerwein 2004	Tab. 3: Sp. I, II	Urtico-Aegopodietum, Fazies v. Heracleum mantegazzianum
22	Sauerwein 2004	Tab. 2: Sp. III	Anthriscus-Anthriscus-Chaerophyllion-Ges., Fazies v. Heracleum mantegazzianum
23	Sauerwein 2004	Tab. 2: Sp. I	Heracleum mantegazzianum-Festuca rubra-Bracheengesellschaft
24	Sauerwein 2004	Tab. 2: Sp. II	Heracleum mantegazzianum-Phleum pratense-Bracheengesellschaft
25	Sauerwein 2004	Tab. 4	Rubus fruticosus agg.-Prunetalia-Ges., Fazies v. Heracleum mantegazzianum
26	Sauerwein 2004	Tab. 6, lfd. Nr. 2	Sambucus nigra-Heracleum mantegazzianum-Gesellschaft
27	Sauerwein 2004	Tab. 5: Sp. I	Stellario-Alnetum aegopodietosum, typische Ausbildung
28	Sauerwein 2004	Tab. 5: Sp. II	Stellario-Alnetum aegopodietosum, Ausbildung von Lamium maculatum
29	Sauerwein 2004	Tab. 5: Sp. III	Stellario-Alnetum aegopodietosum, Ausbildung von Geum urbanum
30	Sauerwein 2004	Tab. 5: Sp. IV	Salix caprea-Gesellschaft
31	Knapp & Hacker 1984	Tab. 1: lfd. 1-4	Dg. Heracleum mantegazzianum-[Galio-Urticetea]
32	Passarge 2003	Tab. 210: Sp. e	Urtica-Heracleum mantegazzianum-Ges., Calystegia sepium-Untergesellschaft
33	Passarge 2003	Tab. 210: Sp. f	Urtica-Heracleum mantegazzianum.-Ges., typische Untergesellschaft
47	Nowraht 1995	Tab. 17: 1	Glycerietum fluviatantis Egger 1933

Tabelle 2

1	Stortelder et al. 1999	Tab. 33: Sp A2	Torilidetum japonicae Lohm. ex Görs et Th. Müller 1969 (aus Gehlken 2002, Tab. 4: 5; dort gekürzt)
2	Brandes et al. 1993	S. 55; Sp. a	Torilidetum japonicae Lohm. ex Görs et Th. Müller 1969 Ausb. mit Rumex sanguineus (im Original gekürzt)
3	Brandes et al. 1993	S. 55; Sp. b	Torilidetum japonicae Lohm. ex Görs et Th. Müller 1969 Ausb. mit Rumex sanguineus und Festuca rubra (im Original gekürzt)
4	Brandes et al. 1993	S. 55; Sp. c	Torilidetum japonicae Lohm. ex Görs et Th. Müller 1969 Ausb. mit Festuca rubra (im Original gekürzt)
5	Müller 1981	Tab. 169: Sp. 21	Torilidetum japonicae Lohm. in Oberd. et al. 1967 ex. Görs et Müller 1969
6	Krah 1988	Tab. 5	Alliario-Chaerophylletum temuli Lohm. 1949 Hülb. 1979
7	Brandes et al. 1993	S. 53; Sp. b	Alliario-Chaerophylletum Lohm. 1949, Var. v. Chelidonium majus (im Orig. gekürzt)
8	Müller 1981	Tab. 179: Sp. 17a-d	Alliario-Chaerophylletum chelidonetosum
9	Lohmeyer 19(49)55	S. 8-9	Alliaria officinale-Chaerophyllum temulum Ass. (Kreh 1935) Lohm. 1949
10	Stortelder et al. 1999	Tab. 33: Sp A4	Alliario-Chaerophylletum temuli Lohm. 1949 (aus Gehlken 2002, Tab. 4: 10; dort gekürzt)
11	Brandes et al. 1993	S. 53; Sp. a	Alliario-Chaerophylletum temuli Lohm. 1949 typ. Var. (im Original gekürzt)
12	Müller 1981	Tab. 179: Sp. 17e, f	Alliario-Chaerophylletum temuli Lohm. 1949 typicum
13	Hülbusch 1978	Tab. 1	Campanulo-Chaerophylletum Hülb. 1978
14	Müller 1981	Tab. 179: Sp. 17g-i	Alliario-Chaerophylletum temuli Lohm. 1949 campanuletosum
15	Brandes et al. 1993	S. 59	Chaerophyllo-Geranietum lucidi Oberd. 1957 (im Original gekürzt)
16	Müller 1981	Tab. 169: Sp. 19	Chaerophyllo-Geranietum lucidi Oberd. 1957
17	Müller 1981	Tab. 169: Sp. 20	Alliario-Cynoglossetum germanici Gehu et Tx. 1972
18	Brandes et al. 1993	S. 60	Alliario-Cynoglossetum germanici Gehu et Tx. 1972 (im Original gekürzt)
19	hoc logo	Tab. 1: Sp. VII	Anthriscus-Antrisco-Chaerophyllion-Ges, Fazies v. Heracleum mantegazzianum
20	hoc logo	Tab. 1: Sp. VIII	Urtico-Aegopodietum, Fazies v. Heracleum mantegazzianum
21	hoc logo	Tab. 1: Sp. X	Chaerophylletum bulbosi, Fazies v. Heracleum mantegazzianum
22	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 2	Agropyro-Aegopodietum typicum Tx. 1967
23	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 3	Agropyro-Aegopodietum calystegietosum Tx. 1967
24	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 4	Agropyro-Aegopodietum calystegietosum Tx. 1967
25	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 5	Agropyro-Aegopodietum chaerophylletosum aurii Tx. 1967

26	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 6	Agropyro-Aegopodietum chaerophylletosum aurii Tx. 1967
27	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 7	Agropyro-Aegopodietum chaerophylletosum hirsuti Tx. 1967
28	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 8	Agropyro-Aegopodietum petesitetosum Tx. 1967
29	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 9	Agropyro-Aegopodietum petesitetosum Tx. 1967
30	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 10	Agropyro-Aegopodietum petesitetosum Tx. 1967
31	Tüxen 1967	Tab. 1: Sp. 11	Agropyro-Aegopodietum petesitetosum Tx. 1967
36	Brandes et al. 1993	S. 43; Sp. a	Chaerophylletum bulbosi Tx. 1937 arrhenatheretosum (im Original gekürzt)
37	Brandes et al. 1993	S. 43; Sp. b	Chaerophylletum bulbosi Tx. 1937 myosetonietosum (im Original gekürzt)
39	Gehlken 1995	Tab. 2	Kerbelsäume
40	Brandes 1887	Tab. 5: lfd. Nr. 5-14	Bg. Anthriscus sylvestris-[Arrhenatheretalia]
41	Brandes 1988	Tab. 2: lfd. Nr. 1-6	Bg. Anthriscus sylvestris-[Arrhenatheretalia]
42	Brandes 1988	Tab. 2: lfd. Nr. 7-9	Bg. Anthriscus sylvestris-[Arrhenatherion]
43	Brandes 1988	Tab. 2: lfd. Nr. 10-16	Bg. Anthriscus sylvestris-[Arrhenatherion], Ausb. v. Lamium album
44	Müller 1981	Tab. 169: Sp. 11	Anthriscus sylvestris-Gesellschaft
45	Passarge 2002	Tab. 217: Sp. c-e	Symphyto officinalis-Anthriscetum Pass.1975
46	Passarge 2002	Tab. 217: Sp. f-h	Agropyro repentis-Anthriscetum (Wollert 1970) Pass. 1978

Die unter Sauerwein, B. 2004 zitierten synthetisierten Aufnahmen enthalten neben Aufnahmen des Autors, Aufnahmen von B. Gehlken, S. Kinn, F. Lorberg und H. Weide sowie Aufnahmen aus Kolbeck, J., Lecjaksova, St. u. Härtel, H. (1994) und PlanEtage 1995.

Ich danke Heike Lechenmayr, Köln, für die aufmerksame Durchsicht des Textes und kritische Anmerkungen.

Literatur:

- Adolphi, K.: 1995: Neophytische Kultur- und Anbaupflanzen als Kulturlüchtlinge des Rheinlandes. *Nardus* 2, 273 S. + Bildanhang; Wiehl.
- Bellin, F. u. Hülbusch K.H. (Red.) 2003: Von der Klassenfahrt zum KlassenBuch. Notizb. d. Ks. Sch. 63, 152 S. + Tabellenanhang, Kassel.
- Böcker, R. et al. 1995: Neopyhten – Gefahr für die Natur? Zusammenfassende Betrachtung und Ausblick. Böcker, R. et al. (Hg.): *Gebietsfremde Pflanzenarten*: 209-215; Landsberg
- Bourdieu, P. 1991: *Zur Soziologie der symbolischen Formen*. 201 S. Suhrkamp. Frankfurt/M.
- Brandes, D. 1987: *Zur Ruderal- und Saumvegetation des Luxemburger Gutlandes*. *Decheniana* 140: 1-10, Bonn.
- Brandes, D. 1988: *Die Vegetation gemähter Straßenränder im östlichen Niedersachsen*. *Tuexenia* 8: 181-194, Göttingen.
- Brandes, D., Preising, E. Vahle, H.-C. 1993: *Artemisietea vulgaris* Lohm., Prsg. et Tx. in Tx. 1950. *Ruderales Beifuß-Fluren*. Preising, E. (Hg.): *Die Pflanzengesellschaften Niedersachsens, Ruderales Staudenfluren und Saumgesellschaften*. *Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen* 20(4): 30-77, Hannover.
- Braun-Blanquet, J. 19(28)64: *Pflanzensoziologie*. 865 S.; Berlin, New York.

- Dierschke, H. 1984: Ein *Heracleum mantegazzianum*-Bestand im NSG „Heiliger Hain“ bei Giffhorn (Nord-Westdeutschland). *Tuexenia* 4: 251-254, Göttingen.
- Dierschke, H. u. Waesch, G. 2003: Brachland-Sukzessionsstadien in Feuchtwiesen und ihre syntaxonomische Ordnung. *Kieler Noriz, Pflanzenkd. Schleswig.-Holstein* 30: 11-19. Kiel.
- Gehlken, B. 1995: Von der Bauerei zur Landwirtschaft. *Notizb. d. Ks. Sch.* 36: 200-291 + Tabellenanhang, Kassel.
- Gehlken, B. 2000: Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie. *Notizb. d. Ks. Sch.* 55: 259-246. Kassel.
- Gehlken, B. 2003: Das *Dipsacetum pilosi* TX. 1942. *Tuexenia* 23: 181-198 + Tabellenanhang; Göttingen.
- Gehlken, B., Granda Alonso, E. M^a. u. Kurz, P. 2000: Versaumungen und Säume in Bockholmwik. *Notizb. d. Ks. Sch.* 55: 216-232. Kassel,
- Hard, G. 1973: *Die Geographie. Eine wissenschaftstheoretische Einführung.* 318 S.; Berlin.
- Hartmann, E. et al. 1994: Neophyten. *Biologie, Verbreitung und Kontrolle ausgewählter Arten.* 277 S.; Landsberg.
- Hegi, G. 19(25)75: *Illustrierte Flora von Mitteleuropa.* 5(2) Dicotyledones 3. Teil. Cactaceae - Cornaceae, mit Nachträgen von J. Dambold. 1584 S.; Hamburg.
- Hülbusch, K.H. 1978: *Campanula trachelium*-Saumgesellschaften. *Doc pytosoc. NS* 4: 531-462 + Tabellenanhang; Lille.
- Hülbusch, K.H. 1993: Ein Beitrag zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit: das *Spergulario-Herniarietum* Gödde 1987 ist keine Assoziation. *Notizb. d. Ks. Sch.* 31: 52-68, Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1994: *Vegetationssystematik als vorgeleistete Arbeit.* *Schriften der Cooperative Landschaft* 6: 107-119; Wien.
- Hülbusch, K.H. 2003: *Lythro-Filipenduletea: Nein und Ja.* *Notizb. d. Ks. Sch.* 62: 198-205. Kassel.
- Klauck, E.J. 1988: Das *Urtico-Hercleetum mantegazzianii*. Eine neue Pflanzengesellschaft der nitratophytischen Stauden- und Saumgesellschaften (*Glechometalia hederaceae*). *Tuexenia* 8: 263-267, Göttingen.
- Klauck, E.J. 1991: Das *Arunco-Petasetum albae* Br.-Bl. et Sutter 1977. *Tuexenia* 11: 253-268, Göttingen.
- Klauck, E.J. 1993: *Mädesüßfluren.* *Notizb. d. Ks. Sch.* 31: 111-220. Kassel.
- Knapp, H.D. u. Hacker, E. 1984: Zur Einbürgerung von *Telekia speciosa* (Schreb.) Baumg. in Mecklenburg. *Gleditschia* 12(1): 85-106; Berlin.
- Kolbek, J., Lecjaksova St. u. Härtel, H. 1994: The integration of *Heracleum mantegazzianum* into the vegetation: an example from Central Bohemia. *Biologia* 49(1): 41-51; Bratislava.
- Krah, G. 1988: *Träume von Säumen.* *Notizb. d. Ks. Sch.* 7: 7-103. Kassel.
- Kretschmer, E. 1951: Der Typus als erkenntnistheoretisches Problem. *Studium Generale* 4(7): 399-401.
- Ledermann, B. 1995: *Etappen und Folgen der Grünlandintensivierung.* *Notizb. d. Ks. Sch.* 36: 5-77, Kassel.
- Lohmeyer, W. 19(45)55: *Die Alliaria officinalis-Chaerophyllum temulum*-Assoziation. *Nachdruck der Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF* 2: 8-11, Stolzenau, Weser.
- Lührs, H. 1994: *Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte* *Notizb. d. Ks. Sch.* 32. 210 S. + Tabellenanhang; Kassel.
- Machatschek, M. (1998) 2000: *Die Riesen-Bärenklau-Säume in Innsbruck-Hötting.* *Notizb. d. Ks. Sch.* 55: 66-77, Kassel. (Reprint von: *Verh. d. zoolog-bot. Ges. Österreich* 135: 129-140; Wien.)

- Meermeier, D. 1993: Versaumungen an Weg- und Straßenrändern. Notizb. d. Ks. Sch. 27: 184-300, Kassel.
- Müller, Th. 1981: *Artemisietea vulgaris* Lohm., Prsg. et Tx. in Tx. 50. Oberdorfer, E. (Hg.): Süddeutsche Pflanzengesellschaften, zweite stark bearbeitete Auflage, Teil III. Pflanzensoziologie 10: 135-277; VEB Fischer, Jena.
- Ochsmann J. 1996: *Heracleum mantegazzianum* Sommier & Levier (Apiaceae) in Deutschland. Untersuchungen zur Biologie, Verbreitung, Morphologie und Taxonomie. Feddes Repertorium 107(7-8): 557-595; Berlin.
- Otte, A. u. Franke, R. The ecology of the Caucasian herbaceous perennial *Heracleum mantegazzianum* Somm. et Lev. (Giant Hogweed) in cultural ecosystems of Central Europe. *Phytocoenologia* 28(2): 205-232. Berlin, Stuttgart.
- Panofsky, E. 1978: Kunstgeschichte als geisteswissenschaftliche Disziplin. in dergl. Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. 491 S.; Köln.
- Passarge, H. 2002: Pflanzengesellschaften Nordostdeutschlands, Teil 3: Cespitosa und Herbosa. 304 S.; Berlin, Stuttgart.
- PlanEtag 1995: Vertiefende vegetationskundliche Untersuchung Baunatal. Im Auftrag des Zweckverbandes Raum Kassel, 169 S. + Tabellen- und Plananhang; Mskr., Kassel.
- Pysek, P. 1991: *Heracleum mantegazzianum* in the Czech Republic: dynamics of spreading form the historical perspective. *Folia Geobotanica et Phytotaxonomica* 26: 436-454; Praha.
- Sauerwein, B. 1996: Vegetationskundige Beobachtungen in Bordeaux. Notizb. d. Ks. Sch. 40: 311-388. Kassel.
- Sauerwein, B. 2003: Vegetationskundige Begriffe – Vegetationskundiges Begreifen. Notizb. d. Ks. Sch. 62: 251-267, Kassel.
- Sauerwein, B. 2004: *Heracleum mantegazzianum* Somm. et Lev. eine auffällige Apiaceae bracher Säume und Versaumungen. *Philippia* 11(4):281-319 + Tabellenanhang. Kassel.
- Schepker, H. 1998: Wahrnehmung, Ausbreitung und Bewertung von Neophyten. 246 S.; Stuttgart.
- Searle, J.R. 19(67) 71: Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. 306 S. Frankfurt/M.
- Sebald, O., Seybold, S. & Philippi, G. 1994: Die Fran- und Blütenpflanzen Baden-Württembergs. 4 Spezieller Teil (Spermatophyta, Unterklasse Rosicae) Holoragaceae bis Apiaceae, 362 S., Stuttgart.
- Stortfeld, A.H.F. et al. 1999: De Vegetatie van Nederlan. Deel 5, 376 S.; Opulus, Uppsala, Leiden. zitiert nach Gehlken 2003.
- Stewart, F. & Grace, J. 1984: An experimental study of hybridisation between *Heracleum mantegazzianum* Somm. & Levier and *H. sphondylium* L. subsp. *sphondylium* (Umbelliferae). *Watsonia* 15: 73-83; London.
- Thienemann, A.F. 19(56)89: Leben und Umwelt. Lizenzausgabe der AG Freiraum und Vegetation. 153 S., Kassel.
- Tiley, G.E.D., Dodd, F.S. u. Wade P.M. 1996: *Heracleum mantegazzianum* Sommier & Levier. *Journal of Ecology* 84: 297-319; Oxford.
- Tillmann, H. 1984: Floristische Beobachtungen in der Umgebung des Gießener Schiftenberges. *Hess. Flo. Br.* 33(4): 58-62, Darmstadt.
- Tüxen, R. 1950: Grundriß einer Systematik der nitrophilen Unkrautgesellschaften in der Euro-sibirischen Region Europas. *Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 2*: 94-175. Stozenau/Weser.
- Tüxen, R. 1955: Experimentelle Pflanzensoziologie. *Archivum Societatis Zoologicae Botanicae Fennae 'Vanamo'* 9: 381-386. Helsinki.
- Tüxen, R. 1955b: Das System der nordwestdeutschen Pflanzengesellschaften. *Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 5*: 155-176. Stolzenau/Weser.

- Tüxen, R. 1960: Über Bildung und Vergehen von Pflanzengesellschaften. Mitt. flor.-soz. Arbeitsgem. NF 8: 342-434. Stolzenau/Weser.
- Tüxen, R. 1967: Ausdauernde nitrophile Saumgesellschaften Mitteleuropas. Contrib. bot. 431-453; Cluj.
- Tüxen, R. 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. Miscellaneus Papers 5: 141-151. Wageningen.
- Tüxen, R. 1974: Die Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. ergänzte und völlig neu bearbeitete Auflage. 207. S. Lehre.
- Tüxen, R. u. Kamamura, Y. 1975: Gesichtspunkte zur syntaxonomischen Fassung und Gliederung von Pflanzengesellschaften entwickelt am Beispiel des nordwestdeutschen Genisto-Callunetum. Phytocoenologia 2(1/2): 87-99; Stuttgart-Lehre.
- Tüxen, R. u. Preising, E. 1942: Grundbegriffe und Methoden zum Studium der Wasser- und Sumpfpflanzen-Gesellschaften. Deutsche Wasserwirtschaft 37(1): 10-17; (2): 57-69. Stuttgart.
- Weber, R. 1976 Zum Vorkommen von *Heracleum mantegazzianum* Somm. et. Lev. im Elstergebirge und den angrenzenden Gebieten. Mitt. z. flor. Kart. 2(2): 51-57; Halle.
- Williamson, J.A. u. Forbes, C. 1982: Giant Hogweed (*Heracleum mantegazzianum*): its Spread and Control with Glyphosate in Amenity Areas. Proceedings of the Crop Protection Conference: 967-972.



Symposium 2005: F. Bellin, F. Lorberg, H. Schwarze (von links nach rechts)

Roter Zahntrost in Wegrändern

eine Erinnerung an die Debatten zur Wegvegetation

Florian Bellin

Zur Debatte: Wegrandvegetation ist immer wieder an Einzelphänomenen spannend geworden. Das gilt für die Aufmerksamkeit G. Sissinghs (1969) zur Unterscheidung ausdauernder und annueller Trittrasen, wie auch z.B. für einige Arbeiten von K.H. Hülbusch zu Gesellschaften wie dem Rumici-Spergularietum rubrae Hülb. 1973 oder zum Vegetationszyklus der annuellen Trittrasen (Hülbusch, K.H. 1973a, 1979a¹). Da diese Phänomene nutzungsabhängig auftreten, liegt es nahe, Geschichten zu den Phänomenen zu erzählen, die mit Gebräuchen zu tun haben. Für diese Geschichten können auch Vegetationsphänomene spannend werden, die nicht als Gesellschaften bzw. Assoziationen im engeren Sinne zu beschreiben sind, sondern den pflanzensoziologisch syntaxonomischen Rang von Varianten einnehmen. Gleichwohl können diese aufschlussreich sein für das Verstehen der Vegetation und des Gebrauchs von Wegen. Mit Bedacht ist die Debatte der Soziologie hier hintan gestellt, weil viele der alltäglichen Phänomene bereits aus der Anschauung und im Nachdenken recht gut zu verstehen sind und die spezifische Qualität des soziologischen Vergleichs (also des Vergleichs mit dem Archiv professioneller Gegenstandsbeschreibung) im vorliegenden Fall eher die Bedeutung einer Rückversicherung hat.

Der hier aufgegriffene Strang der Einsicht knüpft an Arbeiten zur Wegrandvegetation ebenso, wie an die Debatte der Tätigkeiten im Jahresverlauf an, die wir seit 1999 (AutorInnen 1999) gelegentlich aufgreifen. Dort sind wir zu dem Schluss gekommen, dass manchmal, wenn man Phänomene des Sommers verstehen will, es notwendig werden kann, sich vorzustellen, was im Winter geschehen sein könnte (vgl. Bellin, F. 1998: 70ff, 1999a, 2003; Gehlken, B. 2004).

VERSTEHEN ODER MACHEN² – EINE ZURÜCKWEISUNG NATURSCHÜTZERISCHER FORSCHUNG

Die Aufnahmen von Rotem Zahntrost (*Odontites vulgaris*, syn. *O. rubra*) sind angeregt aus beiläufigen Beobachtungen im Alltag. Vegetation von Wegen ist für Landlose ohne zusätzlichen Aufwand zugänglich und aus der Anschauung präsent. Und wenn dann etwas zufällig Aufmerksamkeit erregt und Nachdenken anregt, kann das schon reichen, um gezielt ein paar Aufnahmen zu machen.

¹ Zu Beobachtungen von Trittrasen s. a. Hülbusch, K.H. 1973b.

² In Erinnerung des 'Großen Unterschieds' (Hülbusch, K.H. 2004; vgl. Gehlken, B. 1999; Bellin, F. 1999b).

Die Assoziation zum Gegenstand ist ein Gedanke (Lorberg, F. 2002 mündlich) und ganz nach M. Weber (1921) der sinnadäquaten Deutung gewidmet, also dem vorbehaltlosen Verstehen der Bedeutungen und Ursachen des Phänomens (vgl. Berger, P.L. u. Kellner, H. 1984: 41ff). Manches von dem, was hier zu verstehen ist, mag anregend sein für Überlegungen z.B. zum Bau von Wegen. D.h. es wird möglich sein, aus dem, was man aus Gebräuchen lernt, für Gebräuche zu bedenken zu geben. Das wäre in etwa 'angewandte Vegetationskunde' (Gehlken, B. 2004 mündl.) und die kann kaum mehr als ein Hinweis darauf sein, wie Wege 'gehen' können.

Das genaue und wiederholte Hinsehen auf die Vegetation ist nicht mit meist naturschützerisch ambitionierten Dauerquadratuntersuchungen zu verwechseln, die immer wieder zur Hand genommen werden, um die Vegetation von Wegen unter die Lupe zu nehmen, und die bei mehr oder weniger üppigem Aufwand immer dasselbe Ziel haben: den Rauswurf der Leute zu legitimieren (s. z.B. Obergföll, F.J. 1984; kritisch: Bartung, L. 1987; Bellin, F. 1997). Naturschutz fällt in die Sphäre politischer Machtakkumulation, und 'Forschung' ist eines der Mittel, den Machtanspruch zu rechtfertigen (vgl. Hülbusch, K.H. u. Hülbusch, I.M 1980; Lührs, H. 1994: 186ff). Deshalb kann man die Anwesenheit von 'Forschern' auf der Hausweide oder am Wegrand hinter dem Dorf durchaus als Bedrohung ansehen, denn sie lässt aller Erfahrung nach Taten folgen, die den Gebräuchen vor Ort nicht dienlich sein werden.

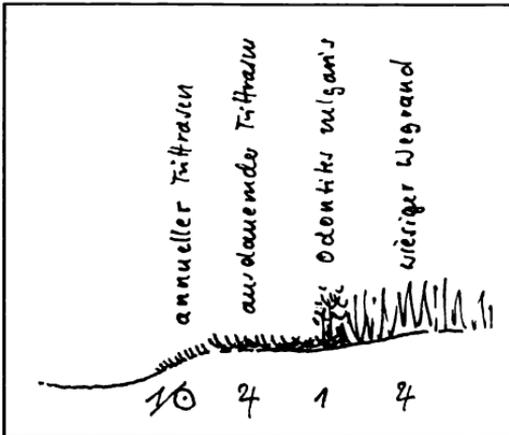


Abb. 1
Wegrand-Zonierung

ROTER ZAHNTRÖST IM HABICHTSWALD

Roter Zahntröst ist eine hübsche und merkwürdige einjährige halbschmarotzende Pflanze. Im Hoch- bis Spätsommer blüht sie rosa-violett und überragt die Trittrasen, an deren Rändern sie vorzugsweise gedeiht, um gut 10 cm. Man kann sie kaum übersehen, wenn sie blüht und kann sie vor der Blüte noch so lange suchen, ohne sie zu finden, selbst dort, wo sie aller Erfahrung nach auftreten müsste.

Im Sommer 2001 war an Feldwegen des Habichtswaldgebietes (südwestlich

von Kassel) buchstäblich an allen Ecken und Enden Roter Zahntrost verbreitet. Roter Zahntrost siedelt vor allem an den Rändern von hangparallelen Feldwegen der Mittelhänge, wo von der meist vegetationsfreien Fahrspur auf den einjährigen und ausdauernden Trittrasen wiesige Wegränder in der Zonierung der Wege folgen. Die Art siedelt zumeist genau an der Grenze, am äußersten Außenrand der ausdauernden Trittrasen (**Abb. 1**). Naturbürtige Voraussetzungen sind tonige feinschluffige Böden, die vorübergehend Wasser halten aber ebenso stark austrocknen, wenn die Wassernachfuhr ausbleibt, also von Bauern so genannte 'Minuten- bis Stundenböden'. Im Sommer 2001 war die Art auch in Senken und Hanglagen von Kalkmagerrasen zu finden, auf Röd oder Sandsteinverwitterungsböden, die entweder aufgedüngt oder basenhaltig waren.

Zunächst vermutete ich, auf ein von mir bisher übersehenes Alltagsphänomen dieser Gegend gestoßen zu sein und freute mich darüber, wie verlässlich die Art an Orten zu finden war, wo ich sie nach Hanglage, Boden und Nutzung der Feldwegränder und -kreuzungen vermutete. Solange der Boden voraussichtlich basenhaltig und tonreich war und der Fundort eher ortsfrem angesiedelt blieb, ließ sich das Vorkommen ziemlich genau vorherbestimmen. Also beschloss ich von diesem Wegrandphänomen, von dem ich bis dahin noch nirgends gelesen hatte, Aufnahmen zu machen. Später stellte sich freilich heraus, dass das Phänomen altbekannt ist (Beobachtungen von K.H. Hülbusch in Norddeutschland und den Nordhessischen Mittelgebirgen; von Sauerwein, B. 1988: 12 und Kienast, D. 1978 auf der Henschelhalde/Kassel). Die Aufnahmen sollten ein Anfang sein, das Vorkommen zu verstehen. Aber siehe, seit 2001 gab es kein Jahr in der gesamten Gegend, in dem Roter Zahntrost auch nur annähernd so üppig aufgetreten wäre; eine Merkwürdigkeit, die, nachträglich bedacht, eher zum Verständnis des Phänomens beiträgt, als die Einsicht zu enttäuschen. Es ist offenbar notwendig, Jahresfolge und Jahreswechsel zu beachten, um nachzuvollziehen, wie diese Wegrandvegetation stabilisiert wird und außerdem das Jahresklima zu erinnern, um zu verstehen, weshalb die Pflanze nicht in jedem Jahr zu sehen ist (Tüxen, R. 1986; Sissingh, G. 1969; Hülbusch, K.H. 1979a).

DAS PRINZIP DER ABFOLGE DER LEBENSFORMEN IN WEGRANDGESELLSCHAFTEN

Sissingh hatte 1969 genauer hingesehen als noch 19 Jahre zuvor (Sissingh, G. 1950: Tab. 28) und bemerkt, dass Trittrasen genau genommen zwei vollkommen verschiedene Gesellschaften enthalten. Er orientierte sich an der Unterscheidung der Lebensformen (s.a. Raunkier und vegetationskundige Debatten von Braun-Blanquet, J. 1964 und Tüxen, R. 1962) und trennte annuelle von ausdauernden Trittrasen.

"Wenn man nun die Lebensformspektren von vier Trittpflanzen-Gesellschaften Spaniens (TÜXEN u. OBERDORFER 1958) betrachtet, dann sieht man sofort, dass hier etwas nicht stimmt, denn es sind hier einerseits reine Therophyten-Gesellschaften und andererseits reine Hemikryptophyten-Gesellschaften in einem Verband, dem Polygonion avicularis Br.-Bl. 1931, vereinigt. Es fragt sich dann auch, ob hier wohl ein Verband im Sinne des pflanzensoziologischen Systems vorliegt, oder ob nicht vielmehr zwei Verbände zusammengefasst sind" (Sissingh, G. 1969: 179).

Sissingh beschreibt auch die Standorte und die Art der Stabilisierung der therophytischen Gesellschaften recht genau, die er zum Verband des Polygono-Coronopion (Br.-Bl. 1931) Sissingh 1969 zusammenfassen will:

"Verband von sommerannuellen Pioniergesellschaften auf stark verdichteten Böden, die durch starken Tritt oder Befahren vor allem in nassen Jahreszeiten (Herbst und Winter) oder in trockenen Perioden (Sommer) vegetationsfrei geworden sind. Der Bewuchs besteht aus Sommerannuellen" (ebenda: 181).

Zu den annuellen Trittrasen, die wir heute als Polygono-Matricarietum bezeichnen (bei Sissingh: Coronopo-Matricarietum), notiert er auch Beobachtungen zum Lebenszyklus:

"An offenen Stellen, wo durch Befahren oder durch Tritt die Vegetation völlig vernichtet ist, stellt sich im Frühjahr eine Annuellen-Gesellschaft ein" (ebenda: 181).

Auch bei den ausdauernden Trittrasen sieht er genau hin³:

"das Lolio-Plantaginetum ... ist eine fast reine Hemikryptophyten-Chamaephyten-Gesellschaft, die – wie alle Plantaginetalia-Assoziationen – zwar Störungszeiger ist, jedoch zu starke Störung nicht erträgt. So wird sie durch zu starkes Betreten oder Befahren, vor allem während extrem feuchter Perioden im Herbst oder beim Auftauen im Winter, vernichtet und räumt dann Platz für eine aus Therophyten (vor allem Sommerannuellen) zusammengesetzte Pioniergesellschaft, das Coronopo-Matricarietum" (ebenda: 189).

Er resümiert:

"Der Autor behauptet, dass die vor mehr als 30 Jahren unter dem Namen ‚Lolium perenne-Matricaria suaveolens-Assoziation (Beger 1930) Tx. 1937‘ beschriebene Gesellschaft eine siamesische Zwillingsgesellschaft ist, die bei sorgfältiger Analyse in zwei Assoziationen aufgeteilt werden muss" (ebenda: 189).

An diese Beobachtungen und Überlegungen knüpfen spätere Arbeiten zur Vegetation von Wegen an, wobei Begriffe, wie die 'Linearität' im Unterschied zur flächenhaften Verbreitung der Gesellschaften bzw. die 'lineare Zonierung der Pflanzengesellschaften' wichtig werden (Hülbusch, K.H. 1981: 196; vgl. AutorInnen 1997: 84ff) und die Differenzierung bzw. Unterscheidung der wegbegleitenden Gesellschaften genauer wird (**Abb. 1-5**; z.B. Hülbusch, K.H. 1979b).

ZU DEN WIRKUNGEN JAHRESZEITLICHER KLIMASCHWANKUNGEN AN EXTREMSTANDORTEN

Hülbusch hatte 1979 daran erinnert, dass neben den Lebensformen auch die Jahreszeitliche Entwicklung zu beachten notwendig ist, damit die Unterscheidung von Untereinheiten der Trittrasen nicht an der Oberfläche verschiedener

³ B. Gehlken führt hierzu die Debatte um den Unterschied von Vegetationskunde und formalistischer Pflanzensoziologie á la Oberdorfer, dem das Erzählen von Geschichten offenbar zu viel Folklore enthält, also zu trivial ist.

"Die unterschiedlich starke Tritt- oder Fahrintensität, mit der SISSINGH (1969) die Aufteilung in annuelle ... und perennierende Trittgemeinschaften begründet hatte ... spielte in OBERDORFERS Darstellung keine Rolle. Weil einige Gesellschaften gelegentlich auch auf abgeräumten Mist- und Silageplätzen vorkommen können, erklärte er stattdessen lapidar: ‚Die ‚Trittpflanzen-Gesellschaft‘ ist also nicht unbedingt an Betretung gebunden; sie wird nicht von den Standortbedingungen her, sondern durch die Artenverbindung definiert‘ (OBERDORFER 1971: 95). Womit er zwar prinzipiell recht hatte, aber dennoch den i.d.R. wesentlich konstituierenden Standortfaktor unter den Teppich kehrte. So war der Weg frei, eine ‚naturbedingte‘ formalistische Gliederung der Trittvegetation vorzutragen" (Gehlken, B. 2000: 311-312).

Artmächtigkeiten orientiert bleibt⁴.

"1976 und 1977 waren z.B. Jahre mit warm-trockener Frühjahrswitterung und üppiger Massenentwicklung von *Polygonum aviculare*. Die unterschiedliche Klimaausprägung des Sommers, der 1976 wesentlich trockener und wärmer als 1977 war, spielt dabei keine besondere Rolle. Im Gegensatz dazu bildeten sich die *Polygonum*-Bestände im Jahre 1978 mit einem nass-kalten Spätwinter und Frühjahr nur spärlich aus. An diesen Erscheinungen wird deutlich, dass die Dominanzverhältnisse in den einjährigen Trittpflanzen-Gesellschaften nur bedingt und unter Berücksichtigung der Witterungsabläufe Aussagen über standortsökologische Differenzierungen innerhalb der gleichen syntaxonomischen Einheit zulassen" (Hülbusch, K.H. 1979a: 55).

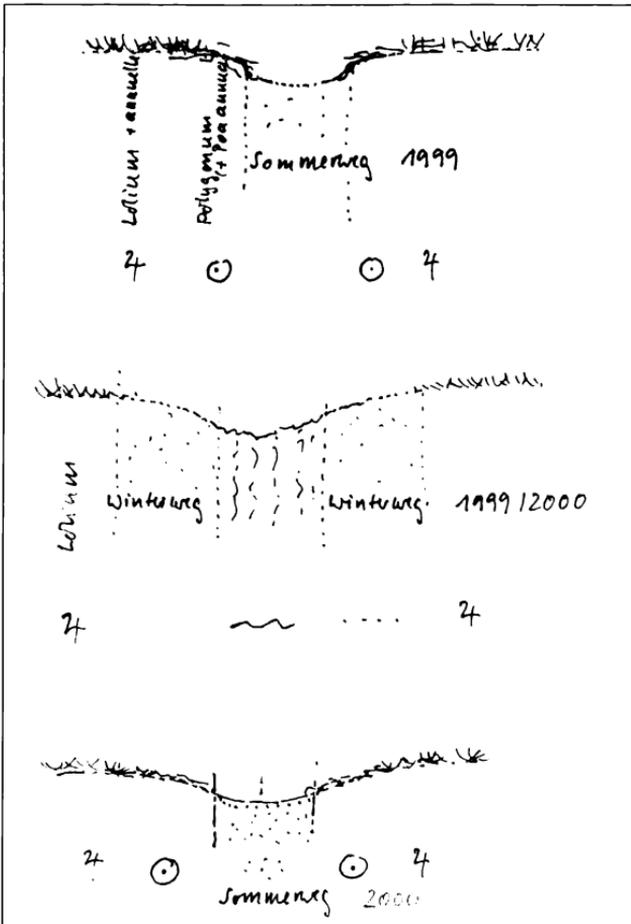


Abb. 2:
Sommerweg – Winterweg
am Bebelplatz/Kassel Vorderer Westen

In Pflanzengesellschaften auf Extremstandorten (Tüxen, R. 1962; Gehlken, B. 2000), die mit wenigen Arten und vielen Individuen auf einseitige Lebensbe-

⁴ vgl. Tüxen, R. 1970; Hülbusch, K.H. 1993; AutorInnen 1996.

dingungen reagieren (Thienemann, A. 1961: 44, 48), wirken sich Schwankungen gerade der extrem dominierenden Standortfaktoren in starken Schwankungen der Artmächtigkeit aus (Hülbusch, K.H. 1979a).

SOMMERWEGE – WINTERWEGE

Schwankungen des 'Klimas' bzw. des Wetters ziehen Schwankungen des Gebrauchs von Wegen nach. Ein typisches Beispiel vom Sommer- und Winterwegen 1998 am Bebelplatz, Kassel: Einige Pfade durchqueren die Rasenflächen des Platzes. Einer der Pfade bricht gegenüber von einem Schreibwarenladen durch die Hecke und kreuzt den Rasen Richtung Straßenbahnhaltestelle. Im Sommer war der vegetationsfreie Weg schmal, knapp hinter der Hecke tief eingegraben, steil profiliert, mit Absatz zur wegnächsten Vegetation der annuellen Trittrassen. Je nasser Herbst und Winter wurden, desto breiter wurde der vegetationsfreie Weg, die Mitte matschig, zertreten, die Ränder abgerundet, aufgeweitet in den ausdauernden Trittrassen hinein. Vom annuellen Trittrassen keine Spur mehr (**Abb. 2**). Hier wird deutlich, dass Wege des Sommers und Wege des Winters vollkommen verschieden viel Platz brauchen können. Und auch dies Phänomen ist genau genommen altbekannt (s. Sauerwein, B. 1988: 8), einschließlich der Lehre daraus und der Anwendung im Wegebau. In Ostdeutschland konnte man kurz nach der 'Wende' noch viele so genannte auch im Westen einst gebräuchliche 'Winterwege' finden. Die Landstraßen waren häufig in zwei Anteile zonierte, einen (meist mit Großpflaster) befestigten Winterweg und einen unbefestigten Sommerweg.

Die Grenze der Winterwege

Zieht man Hülbuschs und Sissinghs Aufmerksamkeiten hinzu, dann scheint es Pfade/Wege zu geben, bei denen der annuelle Trittrassen in dem Sinne Dauerpionier ist, als dieser im Sommer jene Zone des Pfades neu besiedelt, die im Winter freigetreten wurde (**Abb. 2**). Das wird auch häufig der Grund für trittstabile Zwillingsgesellschaften sein, also ein Mosaik aus annuellen und ausdauernden Trittrassen, das wir (AutorInnen 1996) anhand des Vegetationsbesatzes im Sommerhalbjahr als dysfunktionalen Anteil, als 'Platz in den Wegen' angesprochen haben. Beim winterlichen Ausweichen in die Ränder wird die Trittspur in die Wuchsorte der ausdauernden Trittrassen verlagert und dort Lücken in die Vegetationsdecke gerissen, die dann im folgenden Frühjahr von annuellen Trittrassen besiedelt werden. Dort bilden sie im Sommer zusammen mit der ausdauernden Vegetation Zwillingsgesellschaften. Zugleich reichen die 'Ausläufer' des Gebrauchs der Winterwege über die ausdauernden Trittrassen hinaus bis in die im Sommer vollkommen unbetretenen Ränder der Wege hinein. In den dort entstehenden Lücken haben Arten der *Sisymbrium*-Gesellschaften (in der Stadt insbesondere *Hordeum murinum*) eine Chance, über das Keimlingsstadium hinauszuwachsen. Sie zeichnen im Sommer die Grenze der Winterwege nach (vgl. Bellin, F. 1998: 70ff).

**ODONTITES VULGARIS,
EIN SOMMERLICHES INDIZ WINTERLICHER WEGNUTZUNGEN –
ODER:
WIE PLATZ DER WEGE DES SOMMERS IM WINTER HERGESTELLT
WIRD**

Für *Odontites vulgaris* gilt das gleiche wie für *Sisymbrium*-Gesellschaften in städtischen Wegrändern oder wie für *Cichorium intybus* an Straßenrändern (Gehlken, B. 2004). Im Winterhalbjahr wird hergestellt, was im Sommer sichtbar ist. Man kann anhand der 2001 gefertigten Transsektskizzen, Kartierungen und Sigmaaufnahmen im Vergleich zu winterlichen Beobachtungen späterer Jahre sehr gut das Ausweichen der Wegnutzer in die Wegränder hinein nachvollziehen und beobachten (vgl. Sauerwein, B. 1988: 8; AutorInnen 2002: 13-14⁵; **Abb. 3**). Im Mündungsbereich von Feldwegen, an den Rändern der Vorgewende oder an den Zufahrten zu Feldscheunen und bei Weideeingängen, wo Nutzungen in die dysfunktionalen Anteile der Wege hineinreichen, war *Odontites* auch an Stellen mit weniger bindigen Böden bzw. stärkerer Wasserführung zu finden (weitere Hinweise zum Vorkommen von *Odontites* im **Anhang 1**).

Wo im Winterhalbjahr Arbeiten getan werden, die in sonst ungenutzte Ränder hineinreichen (und die Ränder werden in der Regel nicht mehr genutzt, allenfalls um der Arbeit auf den Flächen willen gepflegt; vgl. Meermeier, D. 1993; AutorInnen 2004), wird der Bestand stabilisiert oder zumindest an der Fortentwicklung zur nächsten Phase der Brache gehindert und trägt somit gerade bei Feldwegen dazu bei, den Weg frei zu halten bzw. die Wegnahme ganzjährig zu ermöglichen. Diese im Winter 'geöffneten' Ränder der Trittrasen verbleiben als dysfunktionale Anteile für den Gebrauch im Sommer. Man kann sogar sagen, dass hier zu Zeiten naturbürtiger Offerte im Winter, wenn wegen geringen Aufwuchses jenseits der 'ausgetretenen Pfade' Wege genommen werden können, durch den Gebrauch Vorräte für den Sommer aufgehoben werden (vgl. Bellin, F. 1998: 71)⁶.

**ZUR SOZIOLOGIE VON ODONTITES VULGARIS
IN WEGRANDGESELLSCHAFTEN (TAB. 1)**

– ein ephemerer Pionier wechselfeuchter bindiger Rohböden

So weit war es möglich, aus Anschauung und Vergleich der Vegetationsbilder verschiedener Jahreszeiten eine nachvollziehbare und plausible Geschichte zu einer Einsicht zu verdichten, ohne dass dafür zwingend das vergleichende Archiv der Pflanzensoziologie hätte geöffnet werden müssen. Aber zum einen

⁵ Siehe auch jüngste Beobachtungen an Wegen auf Kalk (AutorInnen 2004) mit *Bromus mollis* in Wegrändern und in vorjährig ausgetretenen Mähweiden. In einigen Mähweiden dürfte *Bromus mollis* somit ebenfalls Indiz vorjähriger Überweidung bzw. falscher Weideführung sein.

⁶ Pfade in Brachen zeigen ohnehin sehr deutlich die alleinige Abhängigkeit 'ihrer' Existenz von NutzerInnen. Je stärker die Nutzung allein in den Sommer fällt, desto schmaler wird der Pfad, desto mehr wird er – wie nachlässig gepflegte Feldwege – zur Bahn, d.h. sie werden randlos (vgl. Bellin, F. 1996; Kinn-Dippel, S. 1999).

bleibt noch das Rätsel des einmaligen Auftretens der Art im Zeitraum von drei Jahren, was vermutlich klimatisch bedingt ist, ähnlich z.B. dem Auftreten von *Gnaphalium uliginosum* in Pflastertrittengesellschaften von Pflasterstraßen in Bremen in nassen Frühsommern (eine Aufmerksamkeit von K.H. Hülbusch beim Spaziergang in Bremen). Dafür wird hilfreich sein, zu erfahren, wo *Odontites* sonst zu finden ist, in welchen Gesellschaften ihr Vorkommen beschrieben ist. Zum anderen könnte man versucht sein, Aufnahmen von *Odontites* zu einer eigenen Gesellschaft zu vereinigen. Dagegen spricht zwar schon, dass dies eine einzige annuelle Art in Gesellschaft von ausdauernden ist, aber es bleibt immerhin noch zu prüfen, wie eng die Bindung der Art an Wegrandgesellschaften ist.

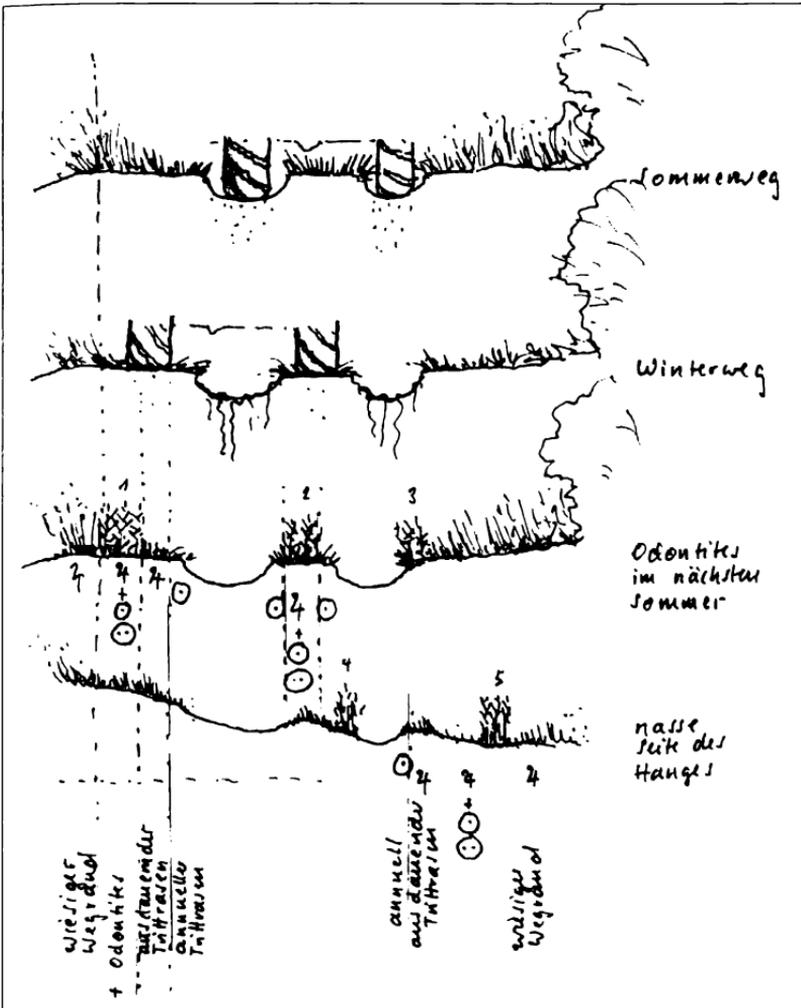


Abb. 3: Treckerspuren im Jahreswechsel

Die Tabelle: *Odontites vulgaris* in Wegrand-Gesellschaften (Tab. 1)

Die Tabelle umfasst 45 Aufnahmen aus den Jahren 2002-2003, vorwiegend vom Autor, aus dem Habichtswaldgebiet (Kassel bis Warburg) aber auch mit freundlichen Gaben von B. Gehlken (Kürzel BG) aus der Gegend um Mohringen, westlich von Göttingen, sowie eine Aufnahme aus Bayern und von B. Sauerwein (BS) ebenfalls aus dem Habichtswaldgebiet und dem Niestetal. Zwei Aufnahmen vom Autor stammen aus der Gegend um Braunschweig aus dem Jahre 1992; eine weitere von einem AutorInnenkollektiv⁷ aus Hundshausen (Jesberg).

Soziologische Gliederung der Tabelle

Neben *Odontites vulgaris* sind in der Tabelle Arten der ausdauernden Trittrassen (*Poa pratensis*, *Trifolium repens*, *Lolium perenne*) mit hoher Stetigkeit vertreten und insgesamt ist ein hoher Anteil von Arten der Molinio-Arrhenatheretea, insbesondere der Weiden (*Cynosurion*) zu verzeichnen, was grundsätzlich auf Nutzung bzw. aktuell eher Pflege der Wegränder hindeutet (vgl. AutorInnen. 2004). Die Aufnahmen sind gegliedert in vier Ausbildungen mit zusammen fünf Varianten:

- Sp. I **Ausbildung von *Festuca rubra***
- Sp. II-V **Ausbildung von *Trifolium pratense***
 - Sp. II Variante von *Agrostis tenuis*
 - Sp. III-V Variante von *Agrostis stolonifera*
 - Sp. III Subvariante von *Festuca rubra*
 - Sp. IV Subvariante von *Potentilla anserina*
 - Sp. V Typische Subvariante
- Sp. VI-VIII **Ausbildung von *Agrostis stolonifera***
 - Sp. VI Variante von *Juncus tenuis*
 - Sp. VII Typische Variante
 - Sp. VIII Variante von *Poa annua*
- Sp. IX **Ausbildung von *Poa trivialis***

Zum Verständnis der Differenzierungen

In den Differenzierungen kommen verschiedene Grade der Trockenheit bzw. Feuchtigkeit der stets bindigen also tonreichen Standorte zum Ausdruck. Die Ausbildung mit *Festuca rubra* (Sp. I) bzw. die mit *Trifolium pratense* (Sp. II-V) stehen für wenigstens zeitweise trockene und (relativ zu den anderen Ausbildungen) eher nährstoffarme Standorte. In der Variante von *Lotus corniculatus* (Sp. II) und der Subvariante von *Festuca rubra* der Variante von *Agrostis stolonifera* (Sp. III) kommen u.a. mit *Lotus corniculatus* und *Pimpinella saxifraga* flachgründige Kalkbraunlehme zum Ausdruck. Und noch in den Subvarianten von *Potentilla anserina* (Sp. IV) und der Typischen Subvariante (Sp. V) der Variante von *Agrostis stolonifera* ist die Bindung an die basenhaltige geologische Basis an Vorkommen von Arten wie *Daucus carota* oder auch *Euphrasia stricta* lesbar.

Die Ausbildungen von *Agrostis stolonifera* (Sp. VI-VIII) und *Poa trivialis* (Sp. IX) weisen durchweg (u.a. mit den namensgebenden Arten) Anzeichen wenigstens zeitweise üppiger Feuchtigkeit und besserer Nährstoffversorgung auf. Weitere Variationen sind verschiedener Trittintensität, mit *Poa annua* (Sp. VI-

⁷ Horst Weide, Anette Keilbach, Norbert Witzel, Hannes Volz, Frank Lorberg und Bernd Sauerwein 2003.

II), bzw. Kontinuität, typische Variante (Sp. VII), geschuldet. Und schließlich kommen in der Ausbildung von *Poa trivialis* mit *Cirsium arvense* (Sp. IX) auf naturbürtig reicheren bzw. angereicherten Standorten Stadien der Devastation mit Brache und Pflege (u.a. Naturschutz) der Wegränder zum Ausdruck.

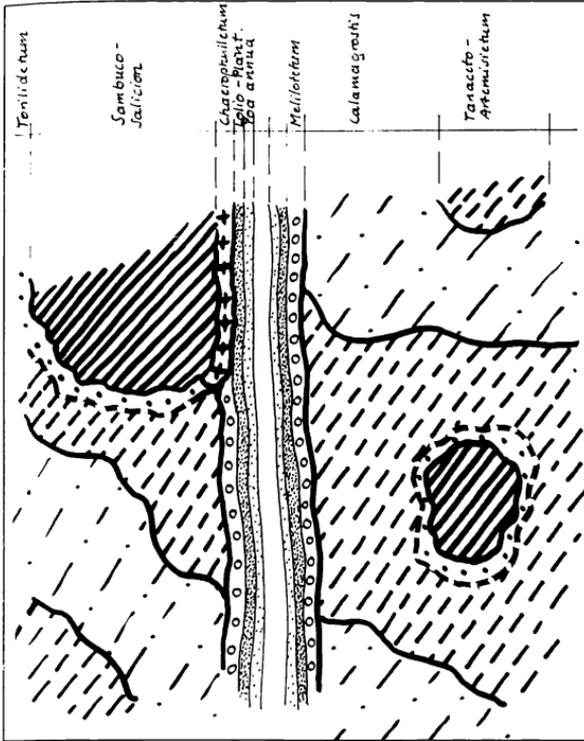


Abb. 4:
Linearität, Zonalität.
Aus: Bellin, G. 1998: 71

Nivellierung der Vegetationsausstattung durch Tritt.

In der Vegetation der Gesellschaften mit *Odontites vulgaris* kommt gerade wegen der feinen Differenzierung nach Trockenheit bzw. Feuchtigkeit und Art der Nährstoffversorgung sowie der Art der Randnutzung die Nivellierung der Vegetation durch Trittnutzung zum Ausdruck, weil sowohl *Odontites rubra* als auch die Arten der ausdauernden Trittrassen wie ein durchgehendes Band diese Ausbildungen verbinden, nur dass die Nivellierung nicht so stark ist, dass der informative Anteil der 'Randeinflüsse' verloren ginge. So könnte man versucht sein, die Aufnahmen getrennten Gesellschaften zuzuordnen und Aufnahmen mit *Potentilla anserina* oder *Juncus tenuis* aussondern. Mit anderer Aufmerksamkeit wäre dies sicher möglich und dann bildete *Odontites rubra* vielleicht jeweils Varianten verschiedener anderer Gesellschaften (vgl. Gehlken, B. 2004⁸). Hier wird indessen erneut deutlich, dass die stets linear verbreiteten Trittrassen an den äußeren Rändern der Wege deutlicher Benachba-

⁸ Zu den Ausbildungen und Gesellschaften der ausdauernden Trittrassen liefert B. Gehlken (2004) eine Übersicht an, die in der Darstellung dersoziologischen Stellung des *Cichorium intybi* auch Aufnahmen mit *Odontites vulgaris* aufführt.

rungen und damit ein 'Stück Landschaft' enthalten als an den stärker Betretenen 'Innenrändern' neben der vegetationsfreien Spur (vgl. u.a. Hülbusch, K.H. 1981; Stolzenburg, J. 1989; Meermeier, D. 1993; AutorInnen 1997; Lorberg, F. 1998; Kurz, P. 1998). Und da *Odontites vulgaris* zwar sehr scharf als einzelne annuelle Art diese äußeren Ränder nachzeichnet aber gleichwohl in den Lücken zwischen ausdauernden Arten siedelt, wird bei Aufnahmen des Phänomens immer ein Anteil 'Land' in der Artenverbindung vom benachbarten Wegaußenrand her sichtbar. Zugleich kann kein Zweifel an der Bindung an den Tritt bestehen, der die Linearität des Phänomens bedingt (vgl. Hülbusch, K.H. 1981; AutorInnen 1997: 84ff).

SOZIOLOGISCH-LITERARISCHER VERGLEICH (TAB. 2) – CYNOSURION BIS SPÜLSAUM.

Es gilt nun anhand des literarischen Vergleichs zu klären, wie stark neben Trittnutzung Feuchtigkeit oder Nässe für das Vorkommen der Art relevant ist. Neben den eigenen Aufnahmen der Tabelle 1 sind in der Tabelle 2 Aufnahmen von Glavac und Raus (1982) berücksichtigt, für die Aufnahmen aus diesen 'Grünlandbeschreibungen' im Dönchegebiet bei Kassel zu ein neue Tabelle geschrieben wurde (Anhang 2). Außerdem wurden Aufnahmen von E. Oberdorfer 1993, E. Preising et al 1997, P. Gutte, 1972, B. Heindl 1992, F. Lajos 1942 und nicht zuletzt H. Passarge 1999 verwendet, der wie immer als einziger versucht hat, *Odontites vulgaris* eine eigene Gesellschaft zuzubilligen.

Gliederung der Tabelle 2⁹

- Sp. I Trittstabilisierte Gesellschaften mit *Trifolium repens* und *Taraxacum officinale* (Differenzierung s. Tab. 1)
- Sp. II Weiderasennahe Gesellschaften mit *Trifolium pratense* und *Achillea millefolium*
Cynosurion cristati-Gesellschaften
- Sp. III Gesellschaften mit *Potentilla anserina* und *Trifolium fragiferum*
Lfd. Nr. 14-18 Blysmo-Juncetum compressi (Libb. 1932) Tx. 1950
Lfd. Nr. 19 Festuco arundinaceae-Potentilletum anserinae (Tx. 1937) Nord. 1940
Lfd. Nr. 20 Ranunculo repentis-Odontitetum vulgaris Pass. 1999

In der Lektüre der vorgeleisteten Arbeit wird *Odontites* mit Vorliebe unter den Verbandskennarten des Cynosurion geführt¹⁰, wie z.B. in E. Oberdorfers (1990: 851) Exkursionsflora. Auch an Flußufern und auf anmoorigen Böden (Passarge, H, 1999) wird die Art gefunden. Analogien zu Flutrasen, Spülsaumen- und trittstabilisierter Gesellschaften mit annualen Arten in Hemikryptophyten-Gesellschaften sind bekannt (Tüxen, R. 1970; vlg. Bellin, F. 2000). Die Gesellschaft des *Atriplicetum litoralis* Tx. 1937 z.B. siedelt im Spülsaum norddeutscher Meeresküsten, einem Substrat aus *Zostera marina* und anderen Meerespflanzen, das insbesondere an der Grenze des Winterhochwassers am Meeresstrand Wuchsort werden kann, wenn die Pflanzen im folgenden Sommerhalbjahr Zeit zum Aufwuchs haben. Da aber der Spülsaum insbesondere

⁹ Herkunft der Aufnahmen s. **Anhang 1**.

¹⁰ Alt bekannt sind auch analoge Beobachtungen wie die von R. Tüxen (K.H. Hülbusch mündl.; vgl. Preising, E. et al 1990: 18ff) zu Vorkommen der eng verwandten Art *Odonites litoralis* in Salzwiesen-(bzw. weiden-)gesellschaften (*Armerion maritima*).

auch dort hängen bleibt, wo ausdauernde Pflanzengesellschaften auf den Strandwällen gedeihen und die Wellen 'auskämmen', sind häufig Zwillingsgesellschaften (im Sissinghschen Sinne) zu finden, die Ausdruck verschiedener bzw. voneinander unabhängiger Standortbedingungen sind (vgl. AutorInnen 1995: 42ff). Der Spülsaum ist dort ein ephemeres (wanderndes) Phänomen, das Variationen der ausdauernden Gesellschaften zeigt aber nicht als eigene Gesellschaft bzw. Assoziation zu verstehen ist. Annuelle Arten, wie *Odontites vulgaris* bzw. analog bei stärkerer Salzbelastung *Odontites litoralis* bleiben somit an Lücken im Bestand gebunden, die in ausdauernden Gesellschaften z.B. durch Hochwassereinfluss, Tritt oder ähnliche mechanische 'Störungen' der Grasnarbe entstehen (vgl. Sebald et al. 1996: 355). Was für den Meeresstrand gilt, kann auch an Flussufern beobachtet werden, wo (ausdauernde) Flutrasen-Gesellschaften, denen einige der hier aufgeführten Aufnahmen mit *Agrostis stolonifera*, *Poa trivialis* u.a. (Sp. IX) soziologisch recht nahe stehen, vergesellschaftet sind mit annuellen aus Nano-Cyperion bzw. *Bidentetea*-Gesellschaften (vgl. Bellin, F. et al. 2003)¹¹. So herum, vom extremen, naturbürtig geprägten Standort des Meeres- bzw. Flussstrandes her, werden auch die literarischen Hinweise auf einige der Wuchsorte von *Odontites vulgaris* in Weiderasen nachvollziehbar. Für diese Standorte wird häufig erwähnt, dass *Odontites* im Bereich der Tränken und Weideeingänge zu finden sei, und für 'nasse' Jahre bzw. bei staunassen Böden wird auch beobachtet, dass die Art bei ungünstiger Weideführung (Standzeiten, Nässeperioden, durch die die Grasnarbe zertreten wird) auf Weiden flächenhafte Verbreitung findet.

Somit zeigt die Drei-Gliederung der Tabelle drei homologe Phänomene der Lückenbesiedlung mit analogen Ursachen. In ausdauernden Trittrasen bildet *Odontites vulgaris* eine Variante zu verschiedenen *Plantaginion*-Gesellschaften. B. Gehlken (2004) zeigt diese Möglichkeit prinzipiell anhand seiner Übersichtstabelle der *Plantaginion* auf.

Das Vorkommen in Weiderasen ist dem in Trittrasen sehr ähnlich und lediglich dadurch unterschieden, dass Weiderasen über einen üppigeren Grundstock an Arten verfügen als Weiderasennahe Wegrandgesellschaften und die Trittschließung der Rinder durch die Beweidung der Flächen weniger linear, denn punktuell bzw. flächig erfolgt.

In meeres- wie flussbegleitenden Gesellschaften kann *Odontites vulgaris* durch den Spülsaum eingetragen werden, gelegentlich ebenfalls – wenn auch weniger deutlich – durch Tritt, was entlang von Ufern nicht verwunderlich ist (vgl. Bellin, F. 2000).

LITERARISCHER VERGLEICH DER PHÄNOMENE

Zum Verständnis des Phänomens von *Odontites vulgaris* in Wegrändern tragen viele andere früher beobachtete Wegrandphänomene bei und zugleich werden einige frühere Beobachtungen durch die Einsicht zu *Odontites* nachvollziehbar.

¹¹ Beim Sommertiefstand der Eder 2004 konnte man die Abfolgen und Durchdringungen kurzlebiger und ausdauernder Pflanzengesellschaften gemütlich von der Wasserseite her in Augenschein nehmen.

Sisymbrien in der Stadt

Zuerst eine Erinnerung an die jüngere synsoziologische Debatte¹² von D. Hillje und W. Reisenauer (1995), die wiederum auf verschiedenen Arbeiten zur Vegetationsdynamik (vgl. u.a. R. Tüxen (1974): "Zieharmonikasukzession"; Zoltinger (R. 1993: 30f)), zur Stadtvegetation (Kienast, D. 1978; Hülbusch, K.H. 1978; AG Freiraum und Vegetation u. Collage Nord 1991) und zum Vegetationshandwerk fußt (Hülbusch, K.H., Knittel, J. u. Wegmann, A. 19(88)94: 68ff; AG Freiraum und Vegetation 1986, 1993). D. Hillje u. W. Reisenauer geben als typischen Siedlungsort der Sisymbrien-Gesellschaften (häufig mit *Hordeum murinum*) den Außenrand der ausdauernden Trittrasen und als Kontakt in anderer Richtung die 'echten' Saumgesellschaften (Glechometalia-Gesellschaften) an, also genau die Stelle, an der im Habichtswald 2001 Roter Zahntrost siedelte (vgl. auch Hard, G. 1995: 103-115, 1998: 59-74; **Abb. 5**)¹³. Die 'Weg-Zone' der Sisymbrien-Gesellschaften zählen sie ebenso wie die 'Weg-Zone' der Glechometalia zu den 'dysfunktionalen Anteilen' von Wegen und Straßen (Hillje, D. u. Reisenauer, W. 1995: 3), die 'gelegentlich' im Gebrauch notwendig werden aber nicht so kontinuierlich betreten sind wie die Trittrasengesellschaften. "Nachlassende Nutzungsintensität" ist soweit die Umschreibung für diskontinuierliche 'Störungen' der Grasnarbe im Außenrand der ausdauernden Trittrasen (**Abb. 6**; Hard, G. 1998: 65f).

Mäusegerste und andere Arten der Sisymbrien bei G. Sissingh und G. Hard

Hard (G. 1998: 59-74, 1995: 103-115) debattiert Phänomene von Wegrandgesellschaften in den jüngsten Veröffentlichungen zur Mäusegerste und zur Spurenlese. Seine schriftlichen Ausführungen sind für die hier geführte Debatte eher vage aber durch die genauen Kartierungen nichts desto trotz nachvollziehbar. Ein Beispiel:

"Das ist eine zunächst ungewöhnliche Kombination von nutzungs- bzw. trittbedingter Vegetation einerseits und sukzessionsbedingter Vegetation andererseits, d.h. von Arten, die Nutzungsintensivierung (Tritt) anzeigen, und einer Art, die Extensivierung (ein Ende der Nutzung) anzeigt (nämlich die Wegrauke). Dahinter mußte ein Nutzungswandel stecken, der erst kurze Zeit zurückliegen konnte, denn die Trittzeiger zeigten noch ihre Trittrasen-Wuchsform und die dominierenden Wegrauken stammten nach Wuchsform und Blühtermin aus dem gleichen Jahr (waren also in diesem Fall sommerannuell)." (Hard, G. 1995: 103, 105)

Da Hard eher die Prinzipien des Spurenlesens bedenkt, meidet er spezifische Beschränkungen auf bestimmte Tätigkeiten und Tätigkeitsfolgen. Auf diese Weise kann er genereller debattieren. Ungeachtet dessen enthalten einige seiner sehr genauen und detaillierten Beobachtungen (s. die zahlreichen Kartierungen) Hinweise darauf, dass vermutlich das hier beschriebene Phänomen vorliegt. In diesem Punkt genauer zu werden als Hard heißt noch nicht, alle Begründung für das Vorkommen von Sisymbrien auf den Winter zu schieben. Neben der unbestrittenen Tatsache, dass Sisymbrien-Gesellschaften (bzw.

¹² Die 'ältere' Debatte fußt u.a. auf Überlegungen von Tüxen, R. (1978; 1979), Hülbusch, K.H. (1978) und Kienast, D. (1978).

¹³ Hierzu liegen auch sigmasoziologische Aufnahmen aus der Gegend um Braunschweig von Feldwegen vor (Bellin, F. 1998: Tab. S. 101f).

einzelne Arten derselben) Indizien aussetzender Nutzung sind, sollen hier idealtypische Situationen erinnert werden, die nachlassende bzw. zunehmende Nutzung bedingen. Regnerisches Wetter mit aufgeweichtem Boden, bzw. schlecht gepflegten Wegen, ist etwas, das immer wieder vorkommt, seit 'Ewigkeiten' sozusagen¹⁴. G. Sissinghs noch nicht nach Lebensformen überdachte Aufnahmen von Trittrassen von 1950 z.B. enthalten neben den Zwillingsgesellschaften des Polygono-Matricarietum und des Lolio-Plantaginetum außerdem Arten einer weiteren Lebensform, nämlich der Winterannuellen aus den Si-symbrien. Das deutet darauf hin, dass die Vergesellschaftung der drei Vegetationsphänomene (sommerannuelle, winterannuelle und perennierende) regelhaft auftaucht und immer wieder Indiz für ähnliche Nutzungsgeschichten ist. Wenn das stimmt, dann wäre es wohl richtig, dem 'Weg' von K.H. Hülbusch (1979b) und D. Hillje u. W. Reisenauer (1995) bzw. G. Hard (1982; dergl. u. Pirner, J. 1985) in diesem Punkt weiter zu folgen und Aufnahmen von Wegvegetation auf benachbarte Gesellschaften auszudehnen (Transsekte, Synusien, Sigmagesellschaften, Mosaik-Kartierungen) und neben speziellen lehrreichen Situationen die Regel zu benennen.

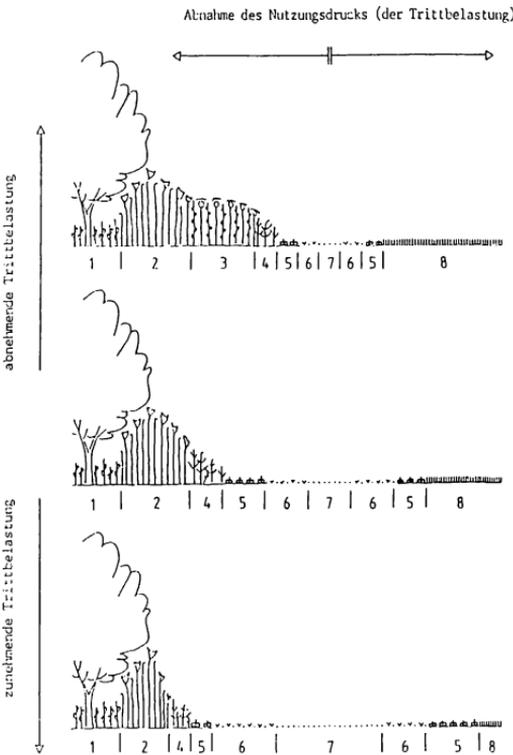
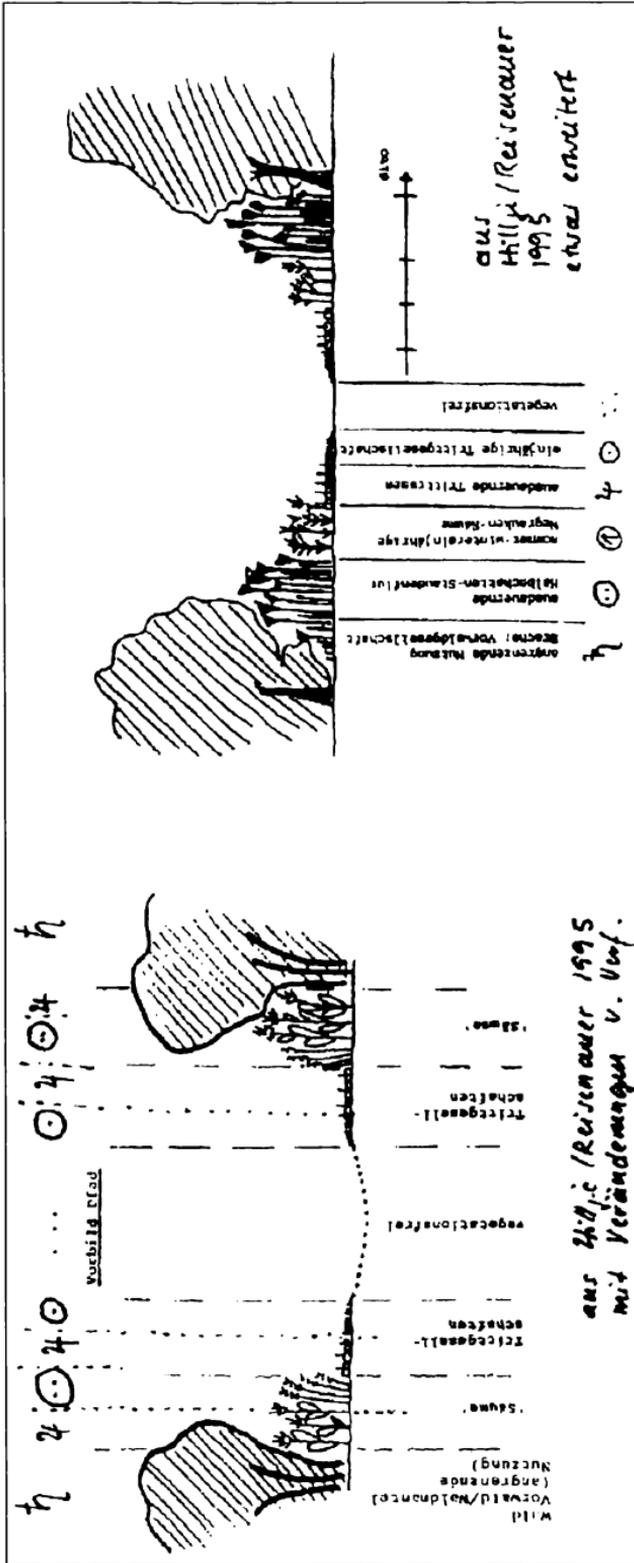


Abb. 6:

1. Hecke, Gebüsch bzw. Gehölzpflanzung
 2. nitrophiler Saum
 3. Hochstaudenflur
 4. ruderaler Wegsaum
 5. ausdauernder Trittrassen
 6. einjähriger Trittrassen
 7. vegetationsfrei
 8. Scherrasen
- (aus AG Freiraum und Vegetation u. Collage Nord 1991: 52)

¹⁴ D.h. an vielen Stellen sind winterannuelle bzw. frühjahrstherophytische Gesellschaften, z.B. 'Hordeeten' Ausdruck der Knappheit bzw. der Devastation von Wegen, die unter anderem auch durch nachlassende Stadtreinigung bzw. Wegpflege ausgelöst werden kann (vgl. Hülbusch, K.H. et al. 1988).



ausg. Hillje/Reisenauer 1995 mit Veränderungen v. Vorf.

Abb. 5: nach Hillje D. u. Reisenauer 1995: 19, 7

Dauco-Melilotion auf Kies

So ist das Prinzip der Sommer-/Winterwege in vielen speziellen Situationen wiederzufinden. Im Wechsel vom Frühjahr zum Sommer 1997 z.B. fiel an Kiesgruben westlich von Braunschweig auf, dass Trampelpfade zunehmend schmal wurden. Im Frühjahr konnte man bei trockenem Wetter gut in der vegetationsfreien Mitte der Pfade gehen aber auch jederzeit in rasenhohe Ränder ausweichen, wenn der Weg durch Regen zu weich war. Im Hochsommer mußte man sich den Weg durch bis zu zwei Meter hohen Steinklee (*Melilotus albus* und *officinalis*) bahnen, der kaum den Blick auf den Pfad frei ließ (**Abb. 7**). Sobald wieder Winter war, schien von dem Steinklee nichts mehr übrig geblieben zu sein (vgl. Sauerwein, B. 1988: 8). Erst durch den großen morphologisch-phänologischen Unterschied aufmerksam geworden, bestätigten Aufnahmen von den Pflanzengesellschaften am Wegrand, dass am Außenrand der *Polygono-Poetalia*-Gesellschaften Jungpflanzen von Steinklee (*Melilotus spec.*), der auf den nächsten Sommer 'wartete', aufwuchsen und offensichtlich mäßigen Tritt ertrugen.

"Das Prinzip der Verfertigung der Zonierungen ist denkbar einfach. Die vegetationsfreie Trittspur ist – häufig genutzt, ein wenig ausgetreten – der Sommerweg. Begehbar bei ‚gutem‘ Wetter. Vor allem wenn das Wetter ‚schlecht‘ ist, regnerisch feucht, ‚Rutschgefahr‘ besteht oder auch wenn die Schuhe ‚sauber‘ bleiben sollen oder das ‚weiche Gras‘ zum Gehen bevorzugt wird, bleibt die Trittspur ‚unbetreten‘. Dann wird der Weg einfach auf beide Seiten verlegt“...(vgl. WIDMER, C. 1920: 159). Aus eins mach drei. Die Trittspur und die beiden ‚Ränder‘.

Der stets beim Gehen gestreifte Rand der Trittspur ist der einjährige Trittrasen, der außerdem noch beim Gehen auf dem Winterweg – den ausdauernden Trittrasen – stabilisiert wird. Der Außenrand des Winterweges, das sind die Steinkleefluren, die Grenze zu den Hochstauden. Sie brechen günstiger Weise – gemeinsam mit den Hochstauden – genau in der Periode des ‚schlechten‘ Wetters zusammen, wenn die ‚Not‘ des Ausweichens am ehesten besteht. D.h. die winterliche flachere Morphologie begünstigt die Erweiterung des Pfades in die Ränder. Im Sommer übernimmt der Steinklee wieder – je nach Nutzungsintensität – ein Stück davon, ‚verhängt‘ den Weg mit überhängender Blüte und Frucht.“ (Bellin, F. 1998: 71).

Ergänzende Beobachtung zu Linearität und Zonalität

Eine Beobachtung, die die Debatte der Unterscheidung von Linearität und Zonalität (AutorInnen 1997) unterstützt, stammt ebenfalls von Kiesgruben bei Braunschweig. Dort stand die Linearität trittstabilisierter Gesellschaften in deutlichem Kontrast zur Zonalität flächenhaft verbreiteter Gesellschaften der Brachephase, die sowohl verschiedene Standorte (Substrate, Nährstoffversorgung, Grundwassernähe etc.) zum Ausdruck bringen als auch verschiedene Stadien der Brachegenese (vgl. AutorInnen 1997: 114ff; vgl. Meermeier, D. 1993b). Die Zonierung bzw. Abfolge der trittstabilisierten Gesellschaften von der vegetationsfreien Spur zum Rand blieb bei wechselnden Kontaktgesellschaften gleich (**Abb.4**).

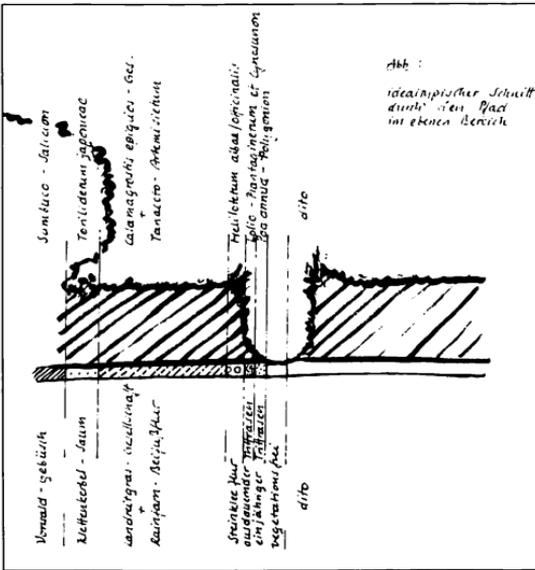


Abb. 7: aus Bellin, F. 1998: 54

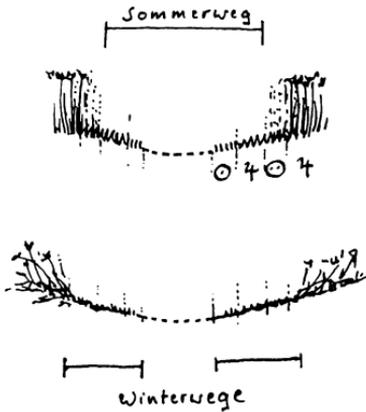


Abb. 8
aus Bellin, F. 1998: 70

Cichorietum intybi- und Gentiana ciliata-Gesellschaft auf Kalk

Gehlken (B. 2004) beschreibt für *Cichorium intybus* in Gesellschaften auf Straßenbanketten und an vorwiegend skelettreicheren Wegrändern, wie dieser ausdauernde Pfahlwurzler durch winterliche Pflege und Fahrnutzungen 'geschoren' wird und im Sommer Säume bildet, für die aus der Anschauung des Sommers ohne Erinnerung des Winters kaum plausible Erklärungen zu finden sind (vgl. Tüxen, R. 1986; Bellin, F. 1999a; zu *Cichorium intybus*; winterlicher Wegverschiebung vgl. AutorInnen 2002).

"Bei staudischen Trittrasen ist eine tritt- und oft auch mahdbedingte niedrige Wuchshöhe zu erwarten und dem entspricht das *Cichorietum* i.d.R. nicht. Das ist allerdings erklärbar. So bemerkte schon SISSINGH (1969), dass die Standorte des *Cichorietum* aktuell meist ,nur wenig betreten, jedoch in der Vergangenheit durch Tritt oder Befahren verdichtet worden' (ebd.: 187) seien. Damit könnte die Gesellschaft eine dynamische Phase des

Lolio-Plantaginetum ... darstellen. Da aber das Cichorietum als Dauergesellschaft viele Jahre unverändert am gleichen Standort verharrt, ist eine periodische Wiederkehr der stabilisierenden Verdichtung anzunehmen.“ (Gehlken, B. 2004:72)

Gehlken zählt zu den winterlichen Beanspruchungen der Standorte neben der witterungsbedingten Verlagerung der Fahrspur, "die ‚Rasur‘ durch Schneepflüge oder die Holzwerbung“. Er teilt außerdem Aufnahmen des Cichorietum mit, in denen *Gentiana ciliata* vorkommt:

"Diese wachsen in Kontakt zu ebenfalls lückigen aber artenreichen halbtrockenrasen-nahen Wegrandgesellschaften, in denen im September auffällig viel *Gentianella ciliata* blüht (...), der in den nahegelegenen schlecht gepflegten *Gentiano-Koelerieten* wegen der starken Verfilzung der Bestände fehlt (vgl. DIERSCHKE 1986)" (Gehlken, B. 2004: 61).

Auf den Kalkmagerrasen des Habichtswaldgebietes ist dieses Phänomen ebenfalls zu beobachten (Bellin, F. 1997). Am Dörnberg bei Zierenberg steht gelegentlich *Gentiana ciliata* in größerer Zahl in jungen Ackerselbstberasungen. Ähnlich verhielt sich 2001 *Odontites vulgaris* in selbstberasteten Äckern. In Kalkmagerrasen folgten außerdem sporadisch *Gentiana germanica* und *Euphrasia spec. den* Wegnutzungen (**Tab. 1:** lfd. Nr. 9-16).

ZURÜCK ZU ODONTITES VULGARIS IN TRITTRASEN IN EHRINGEN 2001 – RESÜMEE

- Ein klimatisch bedingt ephemeres Phänomen

Für das Phänomen des Roten Zahntröstes im Habichtswald ist an dieser Stelle bemerkenswert, dass es unwiederholt blieb. Wenn es lediglich um eine Frage der Trittentensität im Sinne statistischer Frequenz bzw. zahlenmäßiger Häufigkeit des 'Zutretens' ginge, müsste man überlegen, warum seit 2001 die Wegnutzungen im Habichtswaldgebiet zurück ging. Es sei denn, man nimmt die einst von B. Sauerwein getroffene (1988:8) und inzwischen von B. Gehlken (2004) bestätigte Erklärung des Sommer- Winterweges ernst, wonach *Odontites vulgaris* ephemere Nässe bzw. Unbetretbarkeit der Wegspuren nachzeichnet (Bellin, F. 1998). Wenn die Trittentensität ein saisonales Phänomen ist, dann hätten *Sisymbrium*- und andere Gesellschaften in Phasen ausbleibenden Trittes Platz und Zeit zum Aufwachsen, was in Analogie zur Entwicklung der Spülsaumgesellschaften nachzuvollziehen ist (vgl. Bellin, F. 2000).

Anders als z.B. *Hordeum murinum* und weitere *Sisymbrium*-Arten, die ähnlich genutzte Wegränder besiedeln, ist *Odontites* außerdem offenbar von hinreichend Feuchtigkeit in der Keimphase bzw. der Frühphase des Aufwuchses abhängig, ähnlich wie in den anderen Gesellschaften, die von dieser Art besiedelt werden. Und im Habichtswaldgebiet treten diese Bedingungen offenbar seltener auf, vor allem in Jahren mit nassem Frühjahr/Frühsummer, wie 2001. In anderen Jahren ist *Odontites* hier noch selten an periodisch durchrieselten oder/und regelmäßig frischen bis nassen Wegrändern zu finden.

Nachgedanke

Zwei Überlegungen könnten an diese Darlegung anknüpfen. Zum einen ist da die Aufmerksamkeit, die auch in der Debatte des Symposions aufgegriffen

wurde, dass wegbegleitend am Außenrand ausdauernder trittstabilisierter Gesellschaften annuelle bzw. winterannuelle Arten in Lagen verschiedenster naturbürtiger Voraussetzung auftreten. Die Liste erinnertes und literarisch vermittelter Phänomene könnte noch weiter und länger ausgeführt werden. Sie reicht von *Gentiana ciliata* und *Euphrasia stricta* in Kalkmagerrasen oder *Melilotus officinalis/albus* auf basenhaltigem Kies und natürlich *Sisymbrium officinale* oder *Hordeum murinum* im Siedlungsgebiet auf hohem Trophieniveau bis zu *Puccinellia distans* an gesalzenen Strassen (Hülbusch, K.H. 1986) und *Anagallis arvensis* an Straßenrändern Süd-Westdeutschlands (Klauck, E.J. 2000). Dies müsste im Prinzip auch anhand von Sigmäten bzw. Synusien nachzuzeichnen sein, die ohnehin am deutlichsten durch Gesellschaften der Ränder unterschieden werden (vgl. Kienast, D. 1978; Hülbusch, K.H. 1979; Hülbusch, K.H. et al. 1979; Stolzenburg, J. 1989; Hillje, D. u. Reissnauer, W. 1995; Bellin, F. 1998). Die Überlegung zu den Winterwegen setzt voraus, dass zum Einzelphänomen die Benachbarungen bekannt sind und analoge und homologe Phänomene erinnert werden. Ähnlich wie einzelne Pflanzen in verschiedenen Gesellschaften verschiedene Bedeutungen haben können (u.a. Tüxen, R. 1974b: 55-56), können auch einzelne Gesellschaften in verschiedenen Sigmagesellschaften verschiedene Bedeutungen haben. Das heißt, neben der plausiblen Geschichte des Winterweges wären noch andere nachzuerzählen. Und dann scheint es so, dass *Odontites* und offenbar in ähnlicher Weise *Hordeum* und *Sisymbrium* Ausdruck des Grades der Devastation u.a. durch Gebrauch in Feuchteperioden von Wegen sein könnten¹⁵. Noch einmal das Beispiel des Bebelplatzes: Dort steht seit Jahren eine Reaktion seitens des Gartenamtes auf die Gebrauchsspuren im Rasen aus. Die Pfade, die den Platz queren werden zwar nicht, wie in anderen Städten (vgl. Hard zu Osnabrück 1987), versperrt aber man verweigert weitgehend eine offensive Unterstützung des Gebrauchs durch z.B. wasserdurchlässigeres Substrat in den vegetationsfreien Spuren¹⁶. Die Morphologie der Pfade wird härter und die Spuren breiter. Bei Regenwetter, werden die Wege zur anderen Seite des Platzes immer weiter (weil um die aufgeweichte offene Erde herumführend) und mühsamer. Wie wir seit H. v. Pückler-Muskau (1834) wissen, reicht zur Unterstützung des Gebrauchs von Rasen vorerst regelmäßiges Sanden, um die Betretbarkeit aufrechtzuerhalten. Und wenn, wie in Ehringen, die Wege so tief eingegraben sind, dass in den Fahrspuren nicht mehr gefahren werden kann, ohne in der Mitte aufzusetzen, dann können z.B. wassergebundene Decken zum Einsatz kommen. Auch für eine nachvollziehbare Prognose in die künftige Genese von Feldwegen wäre ein Vergleich von Wegtransekten bzw. Sigmagesellschaften vermutlich aufschlussreich. Zumindest weisen die zahlreichen Analogien der Winterwegvegetation darauf hin, dass Prinzipien des Gebrauchs und der Stabilisierung benannt werden können.

¹⁵ Das Entstehen tief eingegrabener Hohlwege durch Pferdefuhrwerke hat früher dazu geführt, recht häufig den Weg auf noch nicht ausgefahrene Ränder verlegen zu müssen. An einigen Stellen kann man das Nebeneinander mehrerer Wegprofile in Wäldern, z.B. bei Ehringen noch heute sehen.

¹⁶ In der Regel wird auf solche Pfade, die durch Hecken verlaufen, mit Abpflanzung oder anderer Absperrung reagiert.

Literatur

- AG Freiraum und Vegetation (Hg.) 1986: Krautern mit Unkraut oder gärtnerische Erfahrungen mit der spontanen Vegetation. Notizb. d. Ks. Sch. 2. Kassel.
- AG Freiraum und Vegetation (Hg.) 1993: Gut gesät. Notizb. d. Ks. Sch. 23. Kassel.
- AG Freiraum und Vegetation u. Collage Nord 1991: Landschaftsplan für die Stadt Flensburg, im Auftrag der Stadt Flensburg. unv. Mskr. Kassel, Bremen,
- Auerswald, B., Bellin, F., Kulla, J. u. Lorberg, F. 1996: Geschichte(n) der Stadtvegetation. Projektarbeit am FB 13 der GhKassel. unv. Mskr. Kassel,
- AutorInnen 1995: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen, diesmal Bockholmwick in Angeln. Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel.
- AutorInnen 1996: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen, diesmal Münchhausen im Burgwald. Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel. unv. Mskr. Kassel.
- AutorInnen 1997: Ein Stück Landschaft sehen beschreiben, vergleichen, verstehen, diesmal Vietmannsdorf in Brandenburg. Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel.
- AutorInnen 1999: Ein Stück Landschaft sehen beschreiben, vergleichen, verstehen, diesmal Amancey im französischen Jura. Studienarbeit am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der GhKassel.
- AutorInnen 2002: Ein Stück Landschaft sehen beschreiben, vergleichen, verstehen, diesmal Burg Lohra in den Bleicheröder Bergen. Studienarbeit im Studiengang Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der FH Neubrandenburg. unv. Mskr. Neubrandenburg.
- AutorInnen 2004: Ein Stück Landschaft sehen, beschreiben, vergleichen, verstehen, diesmal Bobbin auf Rügen. Studienarbeit im Studiengang Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der FH Neubrandenburg. unv. Mskr. Neubrandenburg.
- Bartung, L. 1987: Ein alter Hut: Die Bioökologische Stadtgrünpflege. Eine freiraumplanerische und vegetationskundliche Erwiderung auf E.M. Albertshäuser. Notizb. d. Ks. Sch. 5. Kassel.
- Bellin, F. 1996: 110 ha Entwurf oder: Die Anatomie einer Enteignung. In: Notizb. d. Ks. Sch. 42: 71-128. Kassel.
- Bellin, F. 1997: Die Wirtschaftsform Brache oder: Was wächst denn nicht von selbst? Notizb. d. Ks. Sch. 46: 216 – 228. Kassel.
- Bellin, F. 1998: Weg nehmen und Weg lassen. Beitrag zur Soziologie der Sigmagesellschaften von Wegen und Straßen. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. unv. Mskr. Kassel
- Bellin, F. 1999a: Von der Anwesenheit des Winters in der Sommerlandschaft. In: AutorInnen 1999: 38-43. Kassel.
- Bellin, F. 1999b: 'Von Haus zu Haus' – Verstehen oder ‚machen‘ am Tellerrand der Disziplin. Notizb. D. Ks. Sch. 52: 202-214. Kassel.
- Bellin, F. 2000: Die Dünenserie. Eine Synthetische Übersicht der Strand- und Düngesellschaften Bockholmwiks an der Ostsee. Notizb. d. Ks. Sch. 55: 232-248. Kassel.
- Bellin, F. 2003: Knappheit und Fülle. Vortrag auf dem PlanerInnenstammtisch der AG Freiraum und Vegetation am 6.12.2002 in Kassel. unv. Mskr. Kassel.
- Berger, P. L. u. Kellner, H. 1984: Für eine neue Soziologie. Ein Essay über Methode und Profession. Frankfurt/M.
- Braun-Blanquet, J. 1964: Pflanzensoziologie. Wien, New York.
- Gehlken, B. 1999: Vom vergnüglichen Dasein in soliden Häusern oder: Für eine fröhliche Landschaftsplanung. Notizb. D. Ks. Sch. 52: 187-201. Kassel.
- Gehlken, B. 2000: Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie. Notizb. D. Ks. Sch. 55: 259-346. Kassel.
- Gehlken, B. 2004: Das Cichorium in Insel Elba. Notizb. d. Ks. Sch. 62: 54-79. Kassel.
- Giono, J. 1989: Die Terrassen der Insel Elba. Frankfurt / Main
- Glavac, V. 1983: Über die Rotschwengel-Rotstraußgras-Pflanzengesellschaft (*Festuca rubra-Agrostis tenuis*-Ges.) im Landschafts- und Naturschutzgebiet "Dönche". Tuexenia 3: 389-406. Göttingen.

- Glavac, V. u. Raus, T. 1982: Über die Pflanzengesellschaften des Landschafts- und Naturschutzgebietes "Dönche" in Kassel. *Tuexenia* 2: 73-113. Göttingen.
- Gutte, P. 1972: Ruderalpflanzengesellschaften West- und Mittelsachsens. *Feddes Repertorium* 83(1/2): 11-122. Berlin.
- Hard, G. 1982: Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbegebiete von Osnabrück (I). *Osnabr. naturwiss. Mitt.* 9: 151-203. Osnabrück
- Hard, G. 1987: Das Grünflächenamt und seine Zäune. In *UNI Osnabrück Feb. 1987*. S. 27-29. Osnabrück
- Hard, G. 1995: Spuren und Spurenleser. Zur Theorie und Ästhetik des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo. *Osnabrücker Studien zur Geographie* 16. Osnabrück
- Hard, G. 1998: Ruderalvegetation. Ökologie und Ethnoökologie. Ästhetik und ‚Schutz‘. *Notizb. d. Ks. Sch.* 51. Kassel
- Heindl, B. 1992: Untersuchungen zur ökologischen und geographischen Gliederung der Straßenbegleitvegetation innerhalb eines Nord-Süd-Transekts zwischen dem Nordwestdeutschen Tiefland und der mediterranen Küstenebene. *Dissertationes Botanicae* 186. Berlin, Stuttgart.
- Hillje, D. u. Reisenauer, W. 1995: Sigmasoziologie der Straßenzonierungen. Oder wie viel Weg passt in die Straße? Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. unv. Mskr. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1986: Wirkung des Salzstreuens auf die Vegetation von Fußwegen und Fußwegrändern in Kassel – *Puccinellia distans*-Gesellschaften. In: *Notizbuch 2 der Kasseler Schule*. S. 149-157. Kassel
- Hülbusch, K.H. 1973a: Eine Trittgemeinschaft auf Nordwestdeutschen Sandwegen. *Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F.* 15/16:45-46. Todenmann, Göttingen.
- Hülbusch, K.H. 1973b: *Polygonum coronopion*-Gesellschaften aus dem Ruhrgebiet. *Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F.* 15/16: 47-55. Todenmann, Göttingen.
- Hülbusch, K.H. 1978: Kartierung der Vegetation in Siedlungsgebieten. Tüxen, R. (Hg.): *Assoziationskomplexe. Ber. d. Int. Symp. d. Int. Vereinigung für Veg.kde.*: 321-362. Vaz-duz.
- Hülbusch, K.H. 1979a: Vegetationsentwicklung einjähriger Trittrassen. Beobachtungen zum jahreszeitlichen Entwicklungszyklus. *Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F.* 21 49-54 Göttingen.
- Hülbusch, K.H. 1979b: Synusiale Sigma-Gesellschaften. *Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F.* 21: 49-53. Göttingen.
- Hülbusch, K.H. 1981: Das wilde Grün der Städte. *Andritzky/Spitzer (Hg.): Grün in der Stadt: 191-201. Reinbek.*
- Hülbusch, K.H. 1993: Ein Beitrag zur pflanzensoziologisch-vegetationskundlichen Arbeit: das 'Spergularia-Herniarium Göttinge 1987' ist keine Assoziation. *Notizb. d. Ks. Sch.* 31: 52-68. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 2004: Grünplanung ist keine Freiraumplanung. Der große Unterschied. *Notizb. d. Ks. Sch.* 64: 163-193. Kassel.
- Hülbusch, K.H. u. Hülbusch, I.M. 1980: Aussperrungen und Einsperrungen – oder von der Unmöglichkeit Stadt- und Landschaftsökologie zu treiben. *Bauwelt* 36: 256-261. Gütersloh.
- Hülbusch, K.H., Knittel, J., Wegmann, A. 19(88)94: Untersuchungen zum 'Umgang mit Wildwuchs auf öffentlichen Verkehrsflächen' oder: Pflege und Unterhaltung vegetationsfähiger Straßenfreiräume. *Notizb. d. Ks. Sch.* 34: 33 – 146. Kassel.
- Hülbusch, K.H. et al. 1979: Freiraum- und Landschaftsplanerische Analyse des Stadtgebietes von Schleswig. *Urbs et Regio* 11. *Kasseler Schriften zur Geographie und Planung*. Kassel.
- Kienast, D. 1978: Die spontane Vegetation der Stadt Kassel in Abhängigkeit von bau- und stadtstrukturellen Quartierstypen. *Urbs et Regio* 10. Kassel.
- Kinn-Dippel, S. 1999: Über Feldwege und Feldbahnen. Diplomarbeit am FB 13 der GhKassel. unv. Mskr. Kassel.
- Klauck, Erberhard, J. 2000: Die Gänsedistel-Gauchheil-Gesellschaft. *Tuexenia* 20: 283-287. Göttingen.

- Kurz, P. 1998: Wege in die Landschaft – Eine vegetationskundliche Spurensicherung an Wegrändern, Rainen und Böschungen in Liebenau/ Unteres Mühlviertel. Schriften der Coop. Landschaft: 6 1-79. Wien.
- Lajos, F. 1942: Szociológiai vizsgálatok a pannoniai flóráterület gymnovegetációján. (szociologische Untersuchungen über die pannonische Ruderalvegetation.) Acta Geobotanica Hungarica 5: 93-140. Debrecen.
- Lorberg, F. 1998: Randbemerkungen. Diplomarbeit am FB 13 d. GhKassel. unv. Mnskr. Kassel.
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. Notizb. d. der Ks. Sch. 32. Kassel.
- Meermeier, D. 1993: Versaumungen an Weg- und Straßenrändern. Kritik zur 'ökologisch orientierten Grünpflege' am Straßenrand. Notizb. d. Ks. Sch. 27: 184-300. Kassel.
- Meermeier, D. 1993b: Vegetationskundliche und landschaftsplanerische Betrachtung von Ackerbrachen in Kassel-Wahlershausen. Notizb. d. Ks. Sch. 31: 69-76. Kassel.
- Oberdorfer, E. et al. 1993: Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil III. Wirtschaftswiesen und Unkrautgesellschaften. Jena.
- Obergföll, F. J. 1984: Trittbelastung auf Halbtrockenrasen im Ballungsraum Stuttgart und Möglichkeiten der Renaturierung. Dissertationes Botanicae 76. Vaduz.
- Passarge, H. 1999: Pflanzengesellschaften Nordostdeutschlands. II. Helocyperosa und Caespitosa. Berlin, Stuttgart.
- Preisung, E. et al. 1997: Die Pflanzengesellschaften Niedersachsens. Rasen-, Fels- und Geröllgesellschaften. Naturschutz u. Landschaftspflege in Niedersachsen. 20(5). Hannover
- Preisung, E. et al. 1990: Die Pflanzengesellschaften Niedersachsens. Salzpflanzengesellschaften der Meeresküste und des Binnenlandes. Naturschutz u. Landschaftspflege in Niedersachsen. Heft 20(7). Hannover.
- Pückler-Muskau, H. v. (1834)1977: Andeutungen über Landschaftsgärtnerei. Stuttgart.
- Sauerwein, B. 1988: Die Pflanzengesellschaften der Henschelhalde in Kassel. Philippia 4(1): 3-35. Kassel.
- Sebald, O., Seybold, S., Philippi, G. u. Wörz, A. 1996: Die Fran- und Blütenpflanzen Baden-Württembergs. Bd. 5. Stuttgart.
- Sissingh, G. 1950: Onkruid-Associaties in Nederland. Een sociologisch-systematische Beschrijving von de Klasse Rudereto-Secalinetea Br.-Bl. 1936. Versl. Landbouweuz. Anderz. 56. Gravenhage.
- Sissingh, G. 1969: Über die systematische Gliederung der Trittpflanzen-Gesellschaften. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem N.F. 14: 179-192. Todenmann.
- Stolzenburg, H.-J. 1989: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. Notizb. d. Ks. Sch. 13. Kassel.
- Thienemann, A. F. 1961: Leben und Umwelt. Reinbek.
- Tüxen, R. 1962: Zur systematischen Stellung von Spezialisten-Gesellschaften. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem N.F. 9: 57-59. Stolzenau/Weser.
- Tüxen, R. 1970: Pflanzensoziologische Beobachtungen an isländischen Dünengesellschaften. Vegetatio 10. The Hague.
- Tüxen, R. 1970b: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. Meded. Bot. Tuinen en het Belmonte Arboret. Landbouwhogeschool Wageningen 12: 141-159. (Miscellaneous Papers 5) Wageningen.
- Tüxen, R. 1974: Die Pflanzengesellschaften Nordwest-Deutschlands. 2. völlig neu bearbeitete Auflage. Vaduz.
- Tüxen, R. 1974b: Das Lahrer Moor. Pflanzensoziologische Beschreibung eines emsländischen Naturschutzgebietes. Mitt. d. flor.-soz. Arbeitsgem. N.F. 17: 39-68. Todenmann/Göttingen.
- Tüxen, R. 1978: Bemerkungen zu historischen, begrifflichen und methodischen Grundlagen der Synsoziologie. dergl. (Hg.): Assoziationskomplexe. Ber. d. Int. Symp. d. Int. Vereinig. f. Vegetationskunde: 3-11. Vaduz.
- Tüxen, R. 1979: Sigmeten und Geosigmeten, ihre Ordnung und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Naturschutz und Planung. 'Biogeographica Volume 16: 79-92. The Hague, Boston, London.

- Tüxen, R. 1986: Unser Buchenwald im Jahresverlauf. Ludwigsburg.
 Weber, M. (1921)1980: Wirtschaft und Gesellschaft. Tübingen.
 Zollinger, R. 1993: Sät Freiräume. Von entwicklungs- und anpassungsfähigen Saatgutmi-
 schungen für die Vegetationsbegründung. Notizbuch d. Ks. Sch. 29: 8-82. Kassel.

Anhang 1: Nachweis über Herkunft der Aufnahmen von Tabelle 1 und Hinweise auf weiteres Aufnahmematerial in Tabellen aus der Literatur.

Die Aufnahmen der synthetischen Übersicht stammen aus:

- | | | | |
|--------------|----|---|--|
| lfd. Nr. 1: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: VIII | Ausb. v. <i>Agrostis stolonifera</i> , Var. v. <i>Poa annua</i> |
| lfd. Nr. 2: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: VII | Ausb. v. <i>Agrostis stolonifera</i> , typ. Var. |
| lfd. Nr. 3: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: IX | Ausb. v. <i>Ranunculus repens</i> |
| lfd. Nr. 4: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: I | Ausb. v. <i>Festuca rubra</i> |
| lfd. Nr. 5: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: VI | Ausb. v. <i>Agrostis stolonifera</i> ., Var. v. <i>Juncus ten.</i> |
| lfd. Nr. 6: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: V | Ausb. v. <i>Trifolium pratense</i> , Var. <i>Agrostis stolonifera</i> , typ. Subvar. |
| lfd. Nr. 7: | Be | Bellin 2004, Tab. 1: II | Ausb. v. <i>Trifolium pratense</i> , Var. v. <i>Lotus corniculatus</i> |
| lfd. Nr. 8: | Be | Bellin 2004, Tab. 2: III | Ausb. v. <i>Trifolium pratense</i> , Var. <i>Agrostis stolonifera</i> , Subvar. v. <i>Festuca rubra</i> |
| lfd. Nr. 9: | Gl | Galvac. u. Raus 1982, siehe Anhang 2: Tab. 3: III | Tanacetum-Brachephase des Festuco-Cynosuretum |
| lfd. Nr. 10: | Gl | Galvac. u. Raus 1982, siehe Anhang 2: Tab. 3: II | Festuco-Cynosuretum |
| lfd. Nr. 11: | Gl | Galvac. u. Raus 1982, siehe Anhang 2: Tab. 3: I | Lolio-Cynosuretum |
| lfd. Nr. 12: | Be | BELLIN 2004, Tab. 1: IV | Ausb. v. <i>Trifolium pratense</i> , Var. v. <i>Agrostis stolonifera</i> , Subvar. v. <i>Potentilla anserina</i> |
| lfd. Nr. 13: | He | Heindl 1992, Übersichtstab. 1: 8 | <i>Odontites vulgaris</i> -Plantaginetalia / Cynosurion |
| lfd. Nr. 14: | La | Lajos 1942: Tab. 5, Aufn. 3, 4 | <i>Potentilla anserina</i> -Assoziation |
| lfd. Nr. 15: | Ob | Oberdorfer 1993, Tab. 215, lfd. Nr. 23 | <i>Juncetum compressi</i> |
| lfd. Nr. 16: | Pr | Preisung et al. 1997, Tab. S. 137, Sp. b | <i>Blysmo-Juncetum compressi</i> Lolietosum |
| lfd. Nr. 17: | Gu | Gutte 1972, Tab. 34: a | <i>Blysmo-Juncetum compressi</i> Lolietosum |
| lfd. Nr. 18: | Gu | Gutte 1972, Tab. 34: b | <i>Blysmo-Juncetum compressi</i> , Subass. v. <i>Carex distans</i> |
| lfd. Nr. 19: | Pr | Preisung et al. 1997, Tab. S. 143, Sp. a1 | <i>Festuco arundinaceae</i> -Potentilletum <i>anserinae</i> trifolietosum <i>fragiferi</i> |
| lfd. Nr. 20: | Ps | Passarge 1999, Tab. 140: e | <i>Ranunculo repentis</i> - <i>Odontitetum vulgaris</i> ass.nov. |

Weitere Aufnahmen und Hinweise bei:

Gehlken, B. (2004): Übersichtstabelle des Plantaginion unter *Blysmo-Juncetum* oder *Juncetum compressi*.

Bei **Oberdorfer E. et al.** (1993) taucht *Odontites vulgaris* in mehreren Tabellen des Grünlandes (i.w.S.) auf. Allerdings sind die synthetisch gewonnenen Syntaxa mit derart vielen Arten angereichert, daß ein tabellarischer Vergleich mit den Aufnahmen von Wegrändern unsinnig erscheint. Die von Oberdorfer erstrebte Suche nach reinen über Charakterarten bestimmten Pflanzengesellschaften ist für die hier betriebene Spurenlese nur begrenzt brauchbar bzw. relevant. Interessant sind nichts desto trotz einige der Angaben zu den *Odontites*-haltigen Syntaxa:

Tabelle	Tab.-Nr; Seite
StetigkeitSyntaxon	lfd.Nr.
Agrostietea stoloniferae	Tab. 215, S. 320
I Mentho longifoliae-Juncetum inflexi	20
I Juncetum compressi (nach Passarge)	22
II Juncetum compressi (reine Ausbildung) Süddeutschland	23
I Potentilla reptans-Mentha suaveolens-Ges. (1 Aufn. Mazedonien)	26
I Potentillo-Deschampsietum mediae (Oberrheingebiet)	27
Agropyro-Rumicion	Tab. 216, S. 224ff
I Mentho longifolia-Juncetum inflexi	7
II Potentillo-Menthetum suaveolentis	8
I Agrostis stolonifera-Potentilla anserina-Gesellschaft	9
II Juncetum compressi (hier in Tab. 2)	11a
I Jucetum compressi	11b
I Potentillo-Deschampsietum mediae	13
Arrhenathereten, sehr schwach	Tab. 236: li, lk, ll, S. 417
Cynosurion	Tab. 240, S. 431f
I Festuco-Cynosuretum, montane Alchemilla vulgaris-Form	8b
II Lolio-Cynosuretum, montane Alchemilla vulgaris-Form	9b
I Lolio-Cynosuretum, planar-submontane Crepis capillaris-Form	9a

Passarge (H. 1999): Hier kreuzt *Odontites vulgaris* in vielen Syntaxa auf allerdings häufig ähnlich wie bei Oberdorfer mit Artenlisten, deren Vorkommen in der Wirklichkeit kaum nachzuvollziehen sind, bzw. im Falle eines Vergleichs mit Wegrändern unwahrscheinlich erscheinen.

Tabelle	Tab.-Nr; Seite
StetigkeitSyntaxon	lfd.Nr.
Potentilla anserina-Uferasengesellschaften	Tab. 136, S. 272f
I Triglochino-Agrostietum stoloniferae	a
+ Myosotido-Juncetum inflexi	b
I Potentillo reptantis-Inuletum britannicae	c
Agrostis stolonifera-reiche Gesellschaften	Tab. 137, S. 274f
III Triglochino palustris-Agrostietum stoloniferae trifolietosum repentis	a
I Troglochino palustris-Agrostietum stoloniferae typicum	b
Alopecurus geniculatus- und Inula britannica-Gesellschaften	Tab. 138, S. 279f
III Potentillo reptantis-Inuletum britannicae	a
Juncus compressus- und verwandte Gesellschaften	Tab. 139, S. 282f
+ Myosotido palustris-Juncetum inflexi typicum	b
+ Junco compressi-Trifolietum repentis (Blysmo-Juncetum compressae)	d
Potentilletum anserinae und verwandte Gesellschaften	Tab. 140, S. 286f
V Ranuculo repentis-Odontitetum vulgaris (hier in Tab. 2)	e
salzbeeinflusste Festuca anrundinacea-Uferasengesellschaften	Tab. 142, S. 294f
IV Carici otrubae-Deschampsietum despitosae	e
I Puccinellio distantis-Juncetum compressi (vgl. ebenda Tab. 143)	i
Molinia-Feuchtwiesen-Gesellschaften	Tab. 150, S. 325
III Stachyo officinalis-Molinietum	b
II Diantho superbi-Molinietum	c

Serratula-Molinia-Wiesengesellschaften		Tab. 151, S. 329
III	Diantho superbi-Molinietum thymetosum	e
I	Diantho superbi-Molinietum typicum	f
III	Diantho superbi-Molinietum menthetosum arvensis	g
Deschampsia cespitosa-reiche Gesellschaften		Tab. 154, S. 342
II	Symphyto-Cirsietum cani	a

Anhang 2: Tabelle 3 mit Aufnahmen aus GLAVAC et RAUS 1982

Verweigerung des Lesens und Verstehens

Glavac und Raus beschreiben Pflanzengesellschaften der Dönche mit fast vollständiger Ignoranz gegenüber den dort stattfindenden Gebräuchen bzw. unterstellen sie deren Bedeutungslosigkeit hinsichtlich der Stabilisierung der Vegetation.

"Zwischen 1936 und 1970 wurde die Dönche in ihrer heutigen Ausdehnung als Truppenübungsplatz für gepanzerte Fahrzeuge ausgewiesen. Abgesehen von einer extensiven Schafbeweidung im 1981 blieb das Gebiet ohne grünlandwirtschaftliche Einflüsse. Gelegentlich wurde die oberirdisch angehäuften trockene Streu verbrannt." (:73)

Stellt man das Aufnahmematerial um und unterstellt, dass die Nutzungsspuren übersehen wurden, ergibt sich folgende Gliederung:

Sp. I Lolio-Cynosuretum - Aufnahmen aus Tab. 10

Sp. II Festuco-Cynosuretum – Aufnahmen aus Tab. 9

Sp. III Tanacetum vulgare-Brachephase des Festuco-Cynosuretum – Aufn. aus Tab. 10

Die Auswahl der Aufnahmen ist in der Tabelle gekennzeichnet. Ausgewählt wurden solche Aufnahmen, die *Odontites vulgaris* enthalten.

Deutlich können die drei Vegetationseinheiten voneinander getrennt werden, deren Arten-garnitur (u.a. *Trifolium repens* und *Lolium perenne*) auf aktuelle oder zumindest kurz zurück-liegende Nutzung (Beweidung, Tritt) verweist. Außerdem sind zwei Untereinheiten nach Trophieniveau zu unterscheiden (Sp. I, II) sowie eine Brachphase mit *Tanacetum vulgare*, die vermuten lässt, dass die nährstoffärmere Ausbildung von *Festuca rubra* (Sp. II) nicht nur naturbürtig ärmer, sondern auch eventuell länger aus der Nutzung gefallen ist und in der Brachephase die naturbürtige Seite des Standortes deutlicher zeigt.

Nach den oben getroffenen Aussagen und mitgeteilten Beobachtungen ist insbesondere die Anwesenheit von *Odontites vulgaris* Indiz geöffneter Grasnarbe (z.B. durch Tritt von Mensch oder Vieh). Tatsächlich stammen ja auch einige Aufnahmen von Tabelle 1 aus dem Dönche-gebiet und zwar ausnahmslos von Weg- und Pfadrändern. Man muß sich fragen, wie bei Glavac und Raus die Aufnahmeflächen abgegrenzt wurden. Die bei ihnen tabellarisch und im Text suggerierte Unlesbarkeit des Landes ist ein extremes Beispiel der Verweigerung des Verstehens. Und die Verweigerung des Lesens von Nutzung ist ein extremes Beispiel rabia-ter Unterschlagung der Naturaneignung zum Zwecke brauchlosen Naturschutzes. Bei Glavac und Raus kommt noch die fehlgeleitete Suche nach der 'natürlichen' Vegetation hinzu. Sie reklamieren sozusagen das Naturschutzgebiet als Spielwiese unsinniger pseudowissen-schaftlicher Spielerei, die keiner genauen Prüfung standhält und Anlaß wird für die Enteignung des Landes. Wenn man überdies den StudentInnen das Denken abgewöhnen will, muß man ihnen nur weiter das Sehen austreiben:

"Wenn er dagegen nicht richtig sieht ..., sagt man ihm nichts voraus, obwohl sehr viel größeres Unglück sein unmittelbares Los ist. Und zwar insbesondere Langeweile und mit Gewissheit, was man mit seinem wahren Namen nennen kann und was landläufig ist: Schwachsinn." (Giono 1989: 13).

Korbflechterei

Helmut Lührs

Im Mittelpunkt des Symposions 2003 in Bremen sollte das `Sehen` stehen. Dazu ist ein konkreter Gegenstand aus der eigenen Arbeit gefragt: mit Gegenstandsabbildung, Typisierung, Auslegung und Bedeutung. Abschließend sollen Prinzip und Regel ausgeführt werden (s. Klauck, E. 2002). Ich will den Blick auf pflanzensoziologische Tabellen lenken. Tabellen sind der `Prüfstein des jungen und des alten Pflanzensoziologen`, um einen Satz der Altmeister der Pflanzensoziologie – J. Braun-Blanquet (1932) und R. Tüxen (1977) sinngemäß zu zitieren. Drei unterschiedliche Tabellen möchte ich vergleichend vorstellen und dabei die Aufmerksamkeit auf das Bild, auf die Graphik dieser Tabellen lenken. Da gibt es eine Tabelle (Tab.1) von M. Schulz 1941, die einem Beitrag von R. Tüxen, und E. Preisung, (1942) entnommen wurde. Tüxen hat diese Tabelle wiederholt zum Anlaß genommen, um Methode und Verfahren in der Pflanzensoziologie darzulegen. Die zweite Tabelle (Tab. 2) ist einem Beitrag von G. Hard (1982/1990) entnommen, die dritte Tabelle (Tab.3) schließlich stammt aus der `Klassenfahrt` (Bellin, F. et al. 2003), für die K.H. Hülbusch als Autor verantwortlich zeichnet.

Drei Tabellen

Die Tabelle 1 besteht aus Zahlen. Die Zahlen finden sich gänzlich ungeordnet, mehr oder weniger zufällig über das Bild der Tabelle verteilt. Eine wie auch immer geartete Struktur ist schwerlich zu erkennen, entsprechend kann die Tabelle in der vorliegenden Form auch nicht gelesen werden.

Die Tabelle 2 besteht aus Punkten. Die Punkte sind groß und klein. Das Tabellenbild ist ausnehmend graphisch gehalten. Eine Struktur läßt sich klar nachvollziehen. Insbesondere durch den Kontrast der großen und der kleinen Punkte tritt die Verteilung der `Gewichte` und ihre Abfolge in der Tabelle deutlich hervor.

Die Tabelle 3 wurde handschriftlich erstellt. Auch diese Tabelle ist im hohen Maße graphisch angelegt. Darauf deuten u.a. die Ausführung der Schrift hin, die Eintragung der Werte für Abundanz, Dominanz und Soziabilität. Die Gliederung der Tabelle ist durch die Einführung von Leerzeilen (die den vorgenannten Tabellen fehlen) prägnant ausgeführt. Die jeweiligen Artenkombinationen der Bestände lassen sich anschaulich nachvollziehen.

Die Ordnung der Tabellen

Die Aufnahmen der Tabelle 1 wurden sippsystematisch „geordnet“, das heißt nach einem soziologisch völlig irrelevanten Gesichtspunkt. Dadurch läßt sich das Chaos der Tabelle leicht erklären und verstehen.

Die `Punktabelle` (Tabelle 2) ist ein Tabellenentwurf. Es handelt sich quasi um eine ideal gedachte Tabelle. Sie basiert auf einer Erfindung.

Nr. der Aufnahmen	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60
<i>Equisetum palustre</i>	1.1	.	.	1.1	.
<i>Equisetum limosum</i>	1.1	.	1.1	1.1	.	.
<i>Phalaris arundinacea</i>	.	.	.	1.1	.	.	.	.	.	.
<i>Alopecurus pratensis</i>	1.1	1.1
<i>Alopecurus geniculatus</i>	1.1
<i>Phragmites communis</i>	1.1	.	1.1	1.1	.	.
<i>Poa serotina</i>	4.3	+	+	.	.	.	.	.	.	.
<i>Poa pratensis</i>	5.3	3.3
<i>Glyceria aquatica</i>	1.1	2.1	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Scirpus silvaticus</i>	2.1	.
<i>Carex intermedia</i>	4.1	.	.	.
<i>Carex gracilis</i>	1.1	3.1	.	.	.
<i>Carex vesicaria</i>	.	.	.	1.1	3.1	3.1	1.1	.	.	.
<i>Carex acutiformis</i>	1.1	1.1	.	.
<i>Acorus calamus</i>	5.5	5.5	5.5	5.5	5.5	5.5	3.4	5.5	3.4	4.4
<i>Iris pseudacorus</i>	.	.	.	1.1	1.1	1.1	1.1	1.1	.	.
<i>Polygonum hydropiper</i>	+	1.1
<i>Lychnis flos-cuculi</i>	1.1
<i>Stellaria palustris</i>	.	2.1	+	.	.	.	.	.	.	.
<i>Cerastium triviale</i>	1.1
<i>Sagina procumbens</i>	1.1
<i>Caltha palustris</i>	1.1	1.1	.	.	2.1
<i>Ranunculus repens</i>	1.1	1.1
<i>Nasturtium silvestre</i>	2.1	.
<i>Comarum palustre</i>	1.1	.	.
<i>Trifolium repens</i>	1.1
<i>Lythrum salicaria</i>	1.1
<i>Epilobium parviflorum</i>	+
<i>Cicuta virosa</i>	.	.	.	1.1	.	.	.	.	.	.
<i>Sium latifolium</i>	+
<i>Lysimachia vulgaris</i>	1.1
<i>Menyanthes trifoliata</i>	1.1	3.2	3.2	.	.
<i>Myosotis palustris</i>	2.1	1.1	.	.	.	.	.	.	1.1	1.1
<i>Mentha arvensis</i>	1.1
<i>Galium palustre</i>	2.1	1.1	1.1	.	.	1.1	1.1	.	2.1	1.1
<i>Bidens tripartitus</i>	1.1
<i>Senecio fluviatilis</i>	1.1
<i>Calliargon cuspidatum</i>	1.2	.	.	.

Tabelle 1: aus Schulz, M. 1941 nach Tüxen, R. u. Preisling E. 1942

Tabelle 1 Sigma-Gesellschaften (Gesellschaftskomplexe) nordwestdeutscher Städte

Gesellschaftskomplex (Sigmetum) Nr.	1	2			3			4			5			6			7			8			
		1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3	1	2	3	
1 Cynosurion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
2 Festuco-Crepidetum, typ.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
3 Festuco-Crepidetum, mit <i>Prunella vulgaris</i> ...		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
4 Asplenietum trichomanorum-rutae murariae		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
5 Cymbalarietum muralis		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
6 Hordeetum murini, mit <i>Polygonum aviculare</i> ...		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
7 Lolio-Plantagnetum, mit <i>Hordeum murinum</i>		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
8 Polygono-Matricarietum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
9 Polygono-Poetalia, mit <i>Lepidium ruderae</i>		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
10 Sisymbrium		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
11 Arction		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
12 Sambuco-Salicion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
13 Conyzo-Lactucetum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
14 Hordeetum murini, mit <i>Bromus sterilis</i> u./o. <i>ruderae</i>		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
15 Urtico-Aegopodietum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
16 <i>Urtica dioica</i> -Bestand		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
17 Tussilaginetum farfarae		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
18 Tanacetum-Artemisietum, typ. u. frisch		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
19 Tanacetum-Artemisietum, grasreich		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
20 <i>Solidago canadensis-gigantea</i> -Bestand		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
21 Agropyro-Rumicion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
22 Alliarion-Chaerophylletum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
23 Epilobio-Salicetum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
24 Sisymbrietum allissimi, typ.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
25 Descrualnietum sophiae		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
26 Tanacetum-Artemisietum, mit <i>Oenothera spec.</i>		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
27 Dauco-Mellition bzw. Onopordion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
28 Echlo-Verbascetum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
29 Mellilotetum albae-officinale		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
30 Festuco-Crepidetum mit <i>Thymus serpyllum</i>		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
31 <i>Hypericum perf. (-Arenaria serp.)</i> -Bestand		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
32 <i>Calamagrostis epigelos</i> -Bestand		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
33 Convolvulo-Agropyron-Bestand		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
34 <i>Bromus tectorum (-sterilis)</i> -Bestand		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
35 Polygono-Matricarietum mit <i>Herniaria</i> spp.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
36 Sisymbrietum allissimi, artenreich		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
37 <i>Matricaria inodora</i> -Schleierges.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
38 Tanacetum-Artemisietum, trocken-grasreich		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
39 Festuco-Crepidetum, ruderalisiert		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
40 Thero-Airion, z. T. ruderalisiert		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
41 Calystegion bzw. Galio-Calystegietales		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
42 Salicetum albo-fragilis		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
43 Petasitetum hybrid		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
44 Lamio-Conietum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
45 Phalaridetum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
46 Convolvulo-Archangelicetum		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
47 Convolvulo-Epilobietum und Filipendulion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
48 <i>Bryum argenteum-Ceratonodon purp.</i> -Ges.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
49 Polygono-Poetalia		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
50 Sagino-Bryetum, typ. und grasreich		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
51 Lolio-Plantagnetum, unterschiedl. Ausbild.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
52 <i>Poa prat. (irrigata)-Plantago major</i> -Ges.		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
53 Polygono-Chenopodietalia, Fumario-Euphorbion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
54 Aparentalia, Aperlion		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
55 Calystegietales-Bestd. windender Arten		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
56 Aegopodium podagraria (-Aegopodion)		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•
57 Lapsano-Geranion einschl. <i>Chelidonium majus</i> (-Lapsano-Geranion)		•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•	•

Tabelle 2: aus Hard 1990: 139; auch größer formatiert enthielte sie wäre sie nur graphisch lesbar

"In der Tabelle 1 [hier Tab. 2; H.L.] habe ich die bisherigen Erfahrungen aus Kassel (KIENAST 1978, 1978a, 1980) und Schleswig (HÜLBUSCH u.a. 1978, 1979) sowie Osnabrücker Geländeerfahrungen aus den Jahren 1979 – 1982 (HARD Manuskript 1982) zusammenzufassen versucht. Wobei im Zweifelsfall die Osnabrücker Verhältnis-

se Vorrang hatten. Diese Tabelle enthält vor allem in Verbindung mit [der hier nicht wiedergegebenen; H.L.] Tabelle 2 ein (vorläufig-hypothetisches) Konzentrat der Vegetationskunde der nordwestdeutschen Stadt; sie kann bei der weiteren Bearbeitung der Stadtvegetation und nicht zuletzt vor der Verwendung mathematisch-statistischer Modelle als Leitlinie und Hypothesenquelle dienen.“ ...

"In den 8 bzw. 15 Spalten der Tabelle 1 [hier Tab. 2; H.L.] findet man also die hypothetischen Sigma-Gesellschaften oder Gesellschaftskomplexe (Sigmeten und andere Sigma-Syntaxa) nordwestdeutscher Städte" (HARD G. 1990(1982) S. 136).

Es gibt keine `hypothetischen Pflanzen- oder Sigma-Gesellschaften`. Mit deren Kreation ist die Tabelle in einer Weise über eine Vermischung von soziologischen und siedlungstypologischen / bau- und quartierstrukturellen Gesichtspunkten bestimmt, die das soziologische Prinzip des Verfahrens der Tabellenorganisation untergräbt (bei den Subsigmeten ersetzen Quartiersbeschreibungen bereits die Gesellschaftsnamen; Hard 1990:140 Tab.2). Die Tabelle erscheint schön, aber sie läßt sich sowenig prüfen, wie mit ihr weitergearbeitet werden kann. Die Tabelle ist z.B. für andere Tabellenvergleiche nicht zu nutzen. Die Punktgraphik machte eine extrem aufwendige Rekonstruktion ins System nach Braun-Blanquet nötig, um ihr andere Aufnahmen im Vergleich anzuschließen. Im Grunde genommen ist damit auch die vorgeleistete Arbeit zu Ende gebracht, weil sie sich mit der Tabelle nicht weiterführen läßt. Die Aufnahmen der Tabelle 3 wurden nach soziologischen Gesichtspunkten geordnet. Dieser Ordnung schließen sich ikonographische und ikonologische Überlegungen an. Sie enthalten eine Geschichte, die den Gegenstand sinnlich zugänglich und verstehbar macht (Erläuterung s. Bellin F. et al. 2003).

Die Graphik der Tabellen

Nicht nur die graphische Ambition der ersten Tabelle fällt bescheiden aus. Letztlich bildet sie Artenlisten ab, die keiner weiteren Ordnung oder Überlegung unterzogen wurden. Allerdings läßt die Tabelle über eine **weitere** Bearbeitung zahlreiche Einsichten zum Verständnis der Pflanzensoziologie offen, wie R. Tüxen trefflich gezeigt hat.

Die zweite Tabelle legt ihr Gewicht auf das Erscheinungsbild. Die Graphik, das schöne Bild, ist hier der Vater des Gedankens. Das schöne Bild sperrt sich gegen eine Prüfung, es kann gleichsam nicht in eine Reihe gestellt werden und so erscheint die Reihe, die es graphisch bemüht, nur mehr als ein Symbol, das auf etwas verweist, was sich nicht erreichen läßt, um in dieser Entfernung von der Wirklichkeit des bearbeiteten Gegenstandes eine Distanz zu evozieren, die den Gegenstand nicht kenntlicher macht, sondern ihn im schönen Bild verflüchtigt. Diese Botschaft scheint angekommen zu sein, denn nicht zufällig finden sich `Punkttabellen` in der jüngeren Naturschutzeerbauungsliteratur recht üppig verbreitet (z.B. Sukopp, H. u. Wittig, R. 1998; Riedel, W. u. Lange H. 2002).

Bl. Nummer	1	2
Bl. Nr.	102	101
Deckung %	100	25
Knotenahl	15	14
<i>Phalaris amabilinacea</i>	44	23
<i>Glechoma hederacea</i>	11	+
<i>Poa palustris</i>	11	11
<i>Eriopyrum repens</i>	23	33
<i>Glycine maxima</i>	+	12
<i>Deschampsia cespitosa</i>	+	12
<i>Valeriana sambucifolia</i>	+	11
<i>Lysimachia nummularia</i>	13	
<i>Lobelia uliginosa</i>	11	
<i>Alopecurus pratensis</i>	+	
<i>Rumex acetosa</i>	+	
<i>Lactuca pratensis</i>	+	
<i>Androsace alba</i>	+	
<i>Holcus lanatus</i>	+	
<i>Urtica dioica</i>	13	
<i>Filipendula ulmaria</i>	22	
<i>Lithum salicaria</i>	22	
<i>Humulus lupulus</i>	11	
<i>Ranunculus repens</i>	+	
<i>Compositae</i>	11	
<i>Poa trivialis</i>	11	
<i>Galium aparine</i>	+	

Tabelle3: aus Bellin, F. et al. 2003. Handschriftlich mit Gliederung durch Leerspalten und -zeile.

Auch die dritte Tabelle verfolgt eine graphische Intention. Die Tabelle ist absichtsvoll einfach gehalten. Die Graphik übernimmt eine dienende Funktion. Entsprechend 'springt' sie nicht ins Auge, was ihre ästhetische Qualität bedingt. Die Tabelle ist dem Gebrauch verpflichtet, getreu dem Alain'schen Motto, daß auch eine schöne Tür zuerst eine Tür zu sein habe. Die Tabelle dient der Abbildung der Gegenstände auf eine ihnen angemessene Weise, wie sie gleichermaßen das Verständnis des Gegenstandes, den Gedanken, die Bedeutung und Wertgebung zum Ausdruck bringt.

Korbflechtereie

Die Unterschiede in den Bildern der Tabellen also sind erheblich, wie die Kontexte für die sie stehen. So sehr die graphischen Anteile / Ambitionen auch variieren, sowenig wird eine Tabelle um ihrer Graphik Willen gemacht. Der Sinn liegt auch hier nicht tiefer sondern woanders. Und dennoch ist es die Graphik, die den Geist der Tabelle enthält. An dieser Stelle nun erscheint es angemessen, auf eine Geschichte von ganz woanders her zu verweisen. Sie ist einem Aufsatz von Levi-Strauß (1995) entnommen, wobei es der geneigten Leserin überlassen sei, dem hier angelegten, assoziativen Gedanken zu folgen oder ihn als unangemessen zu verwerfen, denn wir werden ihn im weiteren nicht ausbreiten. Kurz geht es um zweierlei: die Entaktualisierung von Kulturwerken, deren gesellschaftlicher Gebrauch sich erledigt hat und die entsprechend der allgemeinen Vergeßlichkeit anheim fallen und einem Dekor, das dieser Vergeßlichkeit widersteht bzw. ihr frönt, in dem die Vertrautheit mit den Dingen Teil der Praxis ihrer Verfertigung ist oder eben als Vorschein auf dem Markt der professionellen Eitelkeiten propagandistisch verramscht wird. Der Geist steckt im Dekor, der Vorschein, gleichsam die Dekoration verweist darauf, ohne ihn zu kennen, geschweige denn ihn zu haben.

„Wir bringen den Werken der Korbflechtereie keine hohe Wertschätzung mehr entgegen. Man sieht sie in unseren Museen nicht neben denen von Malerei und Bildhauerei ausgestellt, auch nicht neben Exponaten von Hausrat oder angewandten Künsten. Bereits im 18. Jahrhundert gab die Encyclopédie ein hellsichtiges Urteil über diese Ausmusterung ab: »Diese Kunst ist sehr alt und sehr nützlich: Die Wüsteneremiten und die frommen Einsiedler übten sie in ihren Klausen aus und bezogen daraus den größten Teil ihres Lebensunterhaltes: sie lieferten damals sehr feine Arbeiten, die auf den Tafeln der Großen Verwendung fanden, wo man sie aber heute kaum mehr sieht, weil sie ihren Platz den Glasgefäßen haben räumen müssen.« Wer kennt heute noch Worte wie manderie [Korbwaren ohne Reifen oder Stäbe], closerie [dichte Flechtarbeit], faisserie [durchbrochene Flechtarbeit] oder lasserie [besonders feine Korbwaren], wie sie die vier Hauptarten von Arbeiten bezeichnen, die die Kunst der Flechtereie umfasst?

» Die Korbflechtereie «, sagt ein Jahrhundert später eine andere Enzyklopädie, »benutzt Rohstoffe, die von der Natur im Überfluß und beinahe alle fertig vorbereitet geliefert werden und die zu ihrer Verarbeitung nur eine gewisse manuelle Geschicklichkeit und wenig oder gar keine Werkzeuge erfordern.« Sie ist auch starkem Verschleiß unterworfen – allesamt Gründe, die die Ungunst erklären, in der sie steht.

Bei den schriftlosen Völkern dagegen nimmt diese Kunst einen hohen, häufig sogar den höchsten Rang ein: Die Korbflechtereie bietet sich für unzählige Verwendungsarten an und erreicht einen Grad von Vollkommenheit, dem wir nicht mehr gleichzukommen verstehen. In den Händen von Spezialisten bildet die Korbflechtereie eine gehobene Kunst, die, beispielsweise bei den Plains-Indianern, das Privileg von Eingeweihtenkreisen war.

Gleichwohl legen die Glaubensinhalte und Rituale dieser Völker der Kunst der Korbflechtereie eine gewisse Mehrdeutigkeit bei. Die bewundernswertesten Flechter, die Amerika gekannt hat, lebten im Westen der Rocky Mountains, in Kalifornien, Oregon, Britisch-Kolumbien und Alaska. Einem ihrer Mythen zufolge hatte ein gelungener Korb zwei Forderungen zu genügen: er mußte vollkommen wasserdicht sein (in dieser Region, in der man keine oder wenig Töpferwaren herstellte, dienten die Körbe aus Spiralflechtereie, das heißt einer sehr festen Machart, als Behälter für Wasser und andere Flüssigkeiten; man tauch-

te am Feuer erhitzte Steine hinein, um die Lebensmittel zu kochen); und er mußte auf der Ummantelung ein dekoratives Motiv tragen wie das, dessen Offenbarung der ersten Flechterin zuteil wurde, als sie die Sonnenstrahlen auf der Oberfläche eines kleinen Wasserrinnsales spielen sah.

So stellt der Mythos zwei Aspekte auf dieselbe Ebene, einen funktionalen und einen anderen, den wir dekorativ nennen würden. Aber ist dieses Wort angemessen? Die Mythen der Pomo in Kalifornien erregen Zweifel daran.

Die Geister der Körbe, sagen sie, wohnen in dem geflochtenen Dekor: es ist ihr Dorf. Deshalb muß dieses Dekor eine »Tür« enthalten: ein absichtlicher, häufig kaum sichtbarer Webfehler, der die Kontinuität des Motivs durchbricht und es dem Geist des Korbes, wenn er stirbt, zu entweichen ermöglicht, um einen himmlischen Aufenthaltsort zu erreichen. Eine Frau, die es versäumt hatte, für eine »Tür« auf ihrem Korb zu sorgen, wurde von dem eingesperrten Geist zum Tode verurteilt. Der gerührte Demiurg willigte ein, daß die Flechterin und der Geist des Korbes gemeinsam gen Himmel auffahren durften. ... (Levi-Strauß C. 1995 S. 156, 157)

Schön und klug

„Gebrauchstabellen“ finden sich nur noch selten in der pflanzensoziologischen Literatur. Wohl liegen die handwerklichen und verfahrenstechnischen, wie die damit verbundenen methodischen und theoretischen Anforderungen hoch. Die Neugier, die Liebe, die wir der Arbeit, den Dingen, den Menschen entgegen bringen, die Lust zum Erzählen, die Fähigkeit zu sehen, alle diese Momente spielen eine gewichtige Rolle. Freilich dürfte der Geist solcher Tabellen dem propagandistischen Gehabe, den die Pflanzensoziologie in den Kämpfen um eine legitime Sicht der Welt mittlerweile angenommen hat, derart unbotmässig gegenüberstehen, das ihr Schicksal als ein Phänomen der Korbflechterei in die Geschichte einzugehen, wohl schon seit längerem feststeht. Bringen wir unsere Überlegung folgendermaßen auf ein Prinzip: eine kluge Tabelle ist immer auch eine schöne Tabelle, aber eine schöne Tabelle ist noch lange keine kluge Tabelle. Dieses Prinzip sollten wir uns beim Schreiben wie beim Lesen (der Tabellen) zur Regel machen, aus Gründen des Genusses gleichermaßen, wie aus pragmatischen Erwägungen, ohne die eine brauchbare pflanzensoziologisch vegetationskundliche Arbeit so oder so nicht zu haben ist.

Literatur

- Alain 1982: Die Pflicht glücklich zu sein. Frankfurt a.M.
Braun-Blanquet, J. 1932: Die Pflanzensoziologie in Forschung und Lehre I. Pflanzensoziologische Forschungsprobleme. Der Biologe 1,8. München
Bellin F: et al. 2003 Klassenfahrt. Notizbuch der Kasseler Schule 63. Kassel
Hard G. 1990 (1982): Die spontane Vegetation der Wohn- und Gewerbequartiere von Osnabrück (I). In: HARD - WARE. Notizbuch der Kasseler Schule 18. Kassel
Klauck, E.J. 2002: Einladung zum Symposium der AG Freiraum und Vegetation 2003. Mskr. Saarbrücken
Schulz. M. 1941 zitiert nach Tüxen, R. u. Preising, E. 1942
Levi-Strauß, C. 1995 Sehen, Hören, Lesen. München, Wien
Oberdorfer, E. 1977 Süddeutsche Pflanzengesellschaften. Teil I. Stuttgart, New York
Riedel, W. u. Lange, H. (Hg.) 2002 Landschaftsplanung. Heidelberg, Berlin
Sukopp, H. u. Wittig R. (Hg.) 1998 Stadtökologie. Stuttgart, Jena, Lübeck, Ulm
Tüxen, R. u. Preising, E. 1942 Grundbegriffe und Methoden zum Studium der Wasser- und Sumpfpflanzengesellschaften. Sonderdruck aus 'Deutsche Wasserwirtschaft' 37(1/2). Stuttgart
Tüxen, R. 1977 Zum Problem der Homogenität von Assoziationstabellen. In: Document phytosociologiques. N.S. Vol. II. Lille

Chronologie der anthropogenen Vegetation

in Erinnerung an Joseph Bergmann und Reinhold Tüxen

Karl Heinrich Hülbusch

Vor kurzem (Winter 2003/03) wurde in der Tageszeitung (Weser-Kurier) die Meldung abgedruckt, daß ein Glazialgeologe in Eis-Sedimenten, beginnend mit der Jungsteinzeit (ca. 4.500 v. Chr.) zunehmend Methan- und Ozonimmissionen nachgewiesen hat. Ministeriellen Kämpfern des 'Klimaabkommens' bleibt dieser Fund irrelevant, weil für diese Zeit keine Industrie angenommen werden muß und die Deposition von Methan und Ozon in's Reich der Zufälle, der Sonnen- oder Blindflecken, gestellt werden könne. Somit ist die Mitteilung in der Tageszeitung vielleicht gut für eine journalistische Anekdote, nicht aber für neugierige Fragen oder gar Vergleiche. Nun kann die auffällige Deposition von Methan und Ozon über den Zufall hinaus gedeutet und in einer Chronologie der anthropogenen Vegetation zum Beweis angeführt werden: ein Artefakt der Jungsteinzeit, das nicht wie Werkzeuge, Hausgrundrisse, Gräber usw. unmittelbar gefunden werden kann, sondern eines analytischen Umweges, wie z.B. der Pollenanalyse, bedarf.

A. Krapfenbauer (Universität für Bodenkultur, Wien) hat in vielen, absichtsvoll übersehenen, Beiträgen zur Ozonbelastung immer wieder darauf hingewiesen, daß die 'Landwirtschaft' und die 'Tierproduktion' die bedeutendste Quelle für Emissionen von Methan und Ammoniak sind!

"Von den anthropogen verursachten Emissionen rechnet man, daß weltweit heute etwa 85% bei Ammoniak, 81% bei Lachgas, 35% bei Stickoxiden (NO_x), 70% bei Methan, 52% bei Kohlenmonoxid und 21% bei Kohlendioxid von der Landnutzung verursacht werden" (Krapfenbauer, A. & Wriessing, K. 1995: 1-15).

Man muß daraus nicht gleich die Apokalypse des 'globalen Klimawandels' ableiten, weil es dafür keine Hinweise gibt: nur die Sehnsucht der Klimatologen nach Anerkennung und Forschungsmitteln. Denn die Kalt- und Warmzeiten sind im Pliozän auch ohne Immissionen und Klimatologen ausgekommen und bislang als Tatsache festgestellt worden. Uns soll die Mitteilung über die auffällige Deponie von Methan und Ozon mit Beginn der Jungsteinzeit und die Ausführungen von A. Krapfenbauer über die Immissionsbelastung durch die Landwirtschaft zur Einführung in die Chronologie der anthropogenen Vegetation dienen; also i.w.S. zur induktiven Bestimmung des Wechsels von der Natur- zur Kulturlandschaft, die bislang deduktiv nach biologisch-anthropologischen Merkmalen und Werkzeugen konstruiert wurde.

Naturlandschaft – Kulturlandschaft

Für die Naturlandschaftsgliederung, die 'potentiell natürliche Vegetation' und andere Konstrukte der vom Menschen unbeeinflussten 'Landschaft' ist die zeitlich offene Festsetzung des Wechsels von der Natur- zur Kulturlandschaft erforderlich, weil sonst keine markante Grenze gezogen werden kann. Die Grenze wird mit den ersten Werkzeugfunden festgesetzt, die in Mitteleuropa für die Zeit von 450.000 bis 150.000 v.Chr. datiert wird. Die Techniken der Steinbearbeitung, vom Cleaver über die Kernsteintechnik bis zu den verschiedenen stilistisch festgestellten Abschlagstechniken, wird, kulturlandschaftlich betrachtet, nicht explizit berücksichtigt. Selbst künstlerische Zeugnisse der Höhlenmalereien (z.B. im Perigord) und/oder bildhauerische Arbeiten (z.B. die Venus von Willendorf) aus der Zeit um 25.000 v.Chr. erfahren keine Beachtung, weil der Einfluß des Menschen auf die Landschaft aus diesen Dokumenten keine besonderen Schlüsse zuläßt, eher auf eine i.w.S. kulturelle Veränderung ohne wirtschaftliche Folgen und Ursachen hinweist. Die Menschen, die bar jeder biologisch ererbten Fähigkeiten für die Lebensbewältigung sind, sind offenbar ausschließlich damit beschäftigt, die Fertigkeiten der Organverstärkung und einer sekundären Instiktsicherung zu vervollkommen (Portmann, A. 1956) und dabei hinsichtlich der Nahrungsversorgung auf die Sammeltätigkeit zu vertrauen, die gelegentlich durch Jagdbeute ergänzt wurde. So jedenfalls berichten uns Archäologen und Anthropologen ihre Einsichten in und über das Leben des Menschen vor der Einwanderung des Homo sapiens in das Territorium des Homo neandertaliensis (Bergmann, J. 1987; König, M.E.P. 1980; Gehlen, A. 1957).

Jungsteinzeitliche Revolution

Die Mittelsteinzeit, für deren Vorkommen mehr die ästhetische Logik der Zeiteinteilung im Gegensatz zu handfesten Indizien spricht, liefert keine überzeugenden Artefakte. Die Jungsteinzeit ist gegenüber der vorhergehenden Vervollkommnung der Kenntnisse und des Wissens eine Zeit der Revolution, die von Einwanderern mitgebracht und durchgesetzt wird. Diese Einwanderer aus Vorderasien und einem semiariden Klima bringen in das mitteleuropäische Waldland der Sammler eine 'potentiell natürliche Vegetation' mit, die aus einjährigen Kräutern und vor allem Gräsern, die wir Getreide nennen, besteht. Die potentiell natürliche Vegetation im semiariden Klima war eine therophytische Vegetation, natürliche Stellarietea-Gesellschaften, die den Einwanderern zu Hause Sammelgegenstand war und im Waldklima mit viel Arbeit gegen den Wald kultiviert werden mußte (Hülbusch, K.H. 2001). Die Bibelpassage über den mühseligen Broterwerb kann logischerweise nur im Waldklima und nicht in Vorderasien, formuliert worden sein. Der Proviant aus mitgebrachter Sammeltätigkeit ist gleichzeitig Saatgut für die Nachahmung der semiariden Vegetation in einem anderen Klima. Diese Nachahmung war lebensnotwendig, weil die Einwanderer nicht über die Sammelerfahrung der 'Eingeborenen' verfügten

und wohl auch nicht deren Eßgewohnheiten teilten. Es kann also angenommen werden, daß der Ackerbau mit Getreiden keine mitgebrachte Tugend, sondern eine Not war, die wieder bestätigt, daß Menschen damit leben, indem sie die 'vorgefundenen Naturumstände ins Zweckdienliche verwandeln' (Gehlen, A. 1957; Portmann, A. 1956). Zum Befund der Methan- und Ozonablagerungen im Eis muß auch Viehhaltung vorausgesetzt werden; und zwar die Haltung von Wiederkäuern, die keine Konkurrenz zur Ernährungsbasis des Menschen ausmachten und Gräser verwerten sowie neben Milch, Fleisch, Häuten und Knochen auch noch Dünger für den Acker lieferten. Die Revolution besteht nicht in der Technik der Werkzeugherstellung, sondern in der Einführung der arbeitsmäßigen Kultivierung der Natur. Denn im Klima der 'potentiell natürlichen Vegetation' des Waldes ist der Ertrag der 'potentiell natürlichen Vegetation' des semiariden Klimas immens hoch, wenn die Vegetationsdynamik zum Wald durch Arbeit verhindert wird. Die Arbeit besteht also nicht vordergründig in der Bestellung, Ernte etc., sondern primär in der Verhinderung des Waldes.

ÖKONOMIE DER ANTHROPOGENEN VEGETATION

Die anthropogene Vegetation bzw. die Vegetation der Kulturlandschaft ist durch die Wirtschaft bedingt, also durch die Akkumulation von Grundbesitz und Produktionsmitteln, die nicht mehr der Lebenssicherung dienen, sondern in 'totem' Reichtum deponiert werden. Die Natur der Kulturlandschaft wird von Pflanzengesellschaften repräsentiert, die durch Arbeit hergestellt und aufrecht erhalten und nach den Schritten der Ökonomie neu in die Landschaft eingeführt werden. Die Jungsteinzeit führt mit Getreide unabsichtlich die Unkräuter und Unkrautgesellschaften der Stellarietea Tx. 1937 ein. Dem Ackerbau diente die Viehhaltung nebenher. Die Weide mußte ergänzt werden durch den Winterfuttermittelvorrat und die Einstreu, die zuerst wohl das Getreidestroh lieferte. Die Nutzung und Bevorratung der Laubstreu ebenso wie die Mahd 'natürlicher' Grasgesellschaften, z.B. von Überschwemmungswiesen oder Verlandungsröhrichten sind möglich, aber nicht unbedingt nötig, weil der Ertrag ausschließlich der Versorgung des Clans diente oder im wertgleichen Tausch erfolgte. Die Ackerunkrautgesellschaften sind zur **eingeführten anthropogenen Vegetation** zu zählen. Die der Viehhaltung dienenden Wiesen und Weiden stellen dagegen wirtschaftsbedingte Auslesen aus dem Spektrum der autochthonen Flora dar. Es gibt also parallel zwei Formen der anthropogenen Vegetation, die gleichzeitig in den Lebensformspektren unterschieden ist. Die annuellen und biennen Gesellschaften werden weitgehend mit Kulturarten importiert. Die Dauergesellschaften aus staudischen (perennen) Arten sind dagegen durch kontinuierliche Bewirtschaftung ausgelesen worden (vgl. K.A. Thienemanns Gesetz der Eustasie:19(56)89; Klapp, E. 1965).

Metallzeitliche Revolution (Bergmann, J. 1987)

Gegenüber der 'agrарischen Revolution' der Jungsteinzeit ist die metallzeitliche Revolution industriell durchgesetzt und vom Bergbau, der Metallverhüt-

tung, der Herstellung von Legierungen und der Metallgießerei geprägt. Das autarke oder subsistentielle Leben der Neolithiker wird mit der Einführung der Bronze (des Metalls) grundlegend verändert. Der neolithischen Bauernwirtschaft standen die erforderlichen Mittel zur bewußten Beeinflussung der Ernte und der Lebensmittel ohne Einschränkung zur Verfügung. Die Gemeinschaften, die sie bildeten, waren i.w.S. freiwillige Kooperationen. Die Voraussetzungen zur Herstellung von Bronze ist jedoch nicht nur an Lagerstätten, sondern vor allem an einen (höheren) Grad der Vergesellschaftung der Arbeit, der Koordination der verschiedenen Arbeiten vom Bergbau bis zum Verkauf gebunden. Diese technischen Vorgänge sind ohne zentrale Macht und Herrschaft nicht zu realisieren. Bei den industriellen Produzenten setzt 'sich', sozusagen automatisch, eine herrschaftliche Clique gegenüber den Clans durch und installiert eine Gesellschaft disparater Beteiligung bzw. Privilegierung und Ausbeutung. Die bronzezeitliche Industriegesellschaft ist auf billige Gratisnaturproduktivkräfte angewiesen: Arbeitskraft und Energie. Die Arbeitskraft wird zwangsweise eingezogen und der subsistentiellen Arbeit, die bestenfalls nur den Lebensunterhalt sichert, entzogen und für die industrielle Arbeit rekrutiert. Zur Energieversorgung, die seit der Bronzezeit die Dauerkrise der Industrialisierung darstellt, muß die Basis der aneignenden Sammelwirtschaft aus vorbäuerlicher Zeit aufgehoben und der Wald in den Forst verwandelt werden. Der modernistische Begriff von den nachwachsenden Rohstoffen war der Bronzezeit in den Niederforsten für die Holzkohleerzeugung längst geläufig. Die Verhüttung, Schmelze etc. erforderte einen veredelten Brennstoff: Holzkohle – und davon unglaubliche Mengen (vgl. Klauk, E.-J. 2004; Burg, B. 1995). Der Niederforst, bzw. die Umwandlung der Wälder in Forste mit Altersklassennutzung in der Form des flächenhaften und periodisch kurzzeitigen Einschlags ist eine 'Erfindung' der metallzeitlichen Revolution, mit der gleichzeitig der immerwährende Streit zwischen herrschaftlichem Zugriff auf das Bauernland und die Verteidigung dieses Zugriffs durch die Bodenbevorratung der Dreifelderwirtschaft heraufbeschworen wurde (vgl. Bauer, I. 1995). An den Erzlagerstätten hat die Energienachfrage nicht nur die Umwandlung der Wälder in Niederforste zur Folge. Wie z.B. im 16., 17. und 18. Jhd. muß auch die Aufforstung bäuerlicher Wirtschaftsflächen, eine Verforstung, angenommen werden. Die Pflanzengesellschaften der Niederforsten sind aus ideologischen Gründen nie aufmerksam von den Hochforsten und den Wäldern getrennt worden und deshalb pflanzensoziologisch nicht näher bezeichnet. Ein weiteres Phänomen ist die Vegetation der Abraumhalden und Schlackenhalden mit jetzt großflächig ausgebreiteter Schwermetallvegetation, die allen späteren Erzgruben den Stempel aufdrückt (vgl. Ernst, W. 1965). Was an den Produktionsstätten der Metalle herrschaftlichen Reichtum und bitterste Ausbeutung wie Armut gebiert, muß in vergleichbaren Phänomenen korrespondieren, "wo jedes Gramm Bronze erworben (gekauft) werden mußte" (Bergmann, J. 1987:117). Die 'Dritte Welt' für das industrielle Gut Bronze und Distanzwaf-

fen waren alle Orte ohne Erzlagerstätten, also alle 'Landschaften', die agrarisch bzw. subsistentiell geprägt waren. Subsistenzgesellschaften benötigen weder Distanzwaffen noch wollen sie die Gebrauchswirtschaft der Lebensmittel in eine Tauschwirtschaft bei ungleichem Tausch verwandeln. Das geht nur, wenn die Clan-Organisation aufgehoben und durch eine herrschaftliche Gesellschaft ersetzt wird, die den Bauern die Mittel für den Tausch abfordern kann; also den Wald zwingend in den Niederforst für die Holzkohle-Energieversorgung zur Schmelze und Guß der Waffen und Werkzeuge verändert, um für die Zahlung der industriellen Produkte haltbare und transportfähige Landesprodukte zu erzeugen und abzuliefern: Wolle, Leder, Honig (Süßmittel), Wachs (zum Herstellen der Hohlformen für die Gießerei), Korn und mit Einschränkung 'Fleisch' (gepökelt u./o. geräuchert). Der Bergbau und die Erzverhüttung sind extraktive Nutzungen der Natur. Die parallel zur Industrie eingeführte 'Landwirtschaft' ist ebenfalls extraktiv, weil die naturbürtige Fruchtbarkeit, im Gegensatz zur erhaltenden Subsistenzkultur, durch eine extensive Wirtschaftsweise vernichtet wird; irreversibel, weil das Bodenprofil dieser Wirtschaftsweise ein Degenerationsstadium der Bodengenese herstellt (vgl. Tüxen, R. 1967). Die Niederforsten werden also auch bei den Bronzeinkäufern eingeführt, ebenso wie das Phänomen der Energiekrise und des Holz Mangels. Die Ernte des Niederforstes, eine extraktive Wirtschaftsweise, wird vor Ort aufgebraucht. Die agrarisch produzierten Güter für den (ungleichen) Tausch mit industriellen Metallprodukten sind Honig, Leder, Fleisch, die ohne große Arbeitsqualifikation und Differenzierung großflächig produziert werden können. Es gibt für die Heidewirtschaft eine Analogie zur extraktiven und 'einfachen' Wirtschaftsweise der römischen Sklavenhaltergesellschaft (vgl. Wittfolgel, K.A. 1932). Jedenfalls kann vermutet werden, daß die Viehhaltung mit Paarhufern dominant ist und Ackerbau nur für die Subsistenz durchgeführt wurde. Dauerhafte, ungedüngte Viehhaltung ist nur mit Schafen auf Calluna-Heiden möglich. Die Calluna-Heide, Kenngesellschaft von der Bronzezeit bis zur Industrialisierung der Bodenwirtschaft, wird ergänzt von der Ernte des Wintervorrats auf Streuwiesen, die nicht beweidet werden können und nur einmal gemäht werden (Lythro-Filipenduletea ulmariae Klauck 1993, 2003). Hutten und Heiden, die spezifischen Gesellschaften der Calluna-Heiden auf Silikatsubstraten, die Trocken- und Halbtrockenrasen auf kalkreichen Substraten und die montanen Borstgrasheiden, sowie die Streuwiesen sind absichtlich hergestellte Pflanzengesellschaften. Das kann selbst von der Vegetation der Pfade, Wege und Lägerfluren behauptet werden, auch wenn die Vegetation nur sekundär den Gebrauch nachzeichnet. Mit der Bronzezeit wird der chemische Abfall eingeführt: mit Salz und Schwermetallen kontaminierte Abraum- und Schlackenhalde, auf denen Schwermetallvegetation (*Violetea calaminariae* Br.-Bl. ex Tx. 1943) wächst. Den 'Fortschritt' der Waffentechnik hat man damals schon für die 'friedliche' Nutzung proklamiert und in Schmuck dokumentiert (vgl. Bergmann, J. 1987: 115). Die Konversion, z.B. das Geschwätz von der

friedlichen Nutzung der Kernenergie, ist also uralte und gilt der Legitimation weiterer Rüstung. Bemerkenswert bleibt, daß seit der Bronzezeit der 'giftige' Abfall ständig größer wird und die naturbürtige Fruchtbarkeit einschränkt. Es ist kein Widerspruch, wenn später dann die Erntemenge gerade mit diesen Abfällen in's scheinbar Unermeßliche gesteigert und Überfluß wie Hunger produziert. Es ist bemerkenswert: aber bis zum Ausgang des Barock finden hier nur quantitative Veränderungen statt. Die metallzeitliche Revolution bleibt über 4000 Jahre 'herrschend'. Die Produktionsweise bleibt stabil, auch wenn die Produktionsverhältnisse mehrfache Veränderungen erfahren. Die Veränderungen sind ausschließlich quantitativ migrierend.

Zwischenzeit

Je weiter zurück, je gröber wird unser Blick. Wenn wir die Zeit zwischen 1500 und 1800 zur Zwischenzeit erklären, wissen wir zwar, daß viel passiert, aber nicht was. Denn für diese Zeit, die keine neue anthropogene Vegetation einführt, werden die Phänomene der Migration der Vegetationsausstattung größer, aber nicht verständlicher. Gleichzeitig werden neben dem Import neuer Kulturarten, z.B. Kartoffel, Tomate, Tabak (bemerkenswert: alle Solanaceae) auch absichtliche Intensivierungen der Bodenproduktion durchgesetzt. Eine Form der Binnenkolonisation auf der schon bewirtschafteten Fläche, die erweitert wird durch die Kolonisierung von sogenanntem Unland: i.w.S. den Mooren und Brüchern (z.B. Oderbruch), offensiver 'Landgewinnung' an der Küste, Forstrodung und Aufforstung.

WIRTSCHAFTSGESCHICHTLICHE KENNGESELLSCHAFTEN

Wer zwischen 1960 und 1980 die Pflanzengesellschaften der Äcker, Wege, Wiesen, Weiden, Hutten und Streuwiesen beobachten konnte, ist Zeuge des 'Vergehens' der Vegetation der Bauernwirtschaft und des 'Werdens' der Vegetation der industrialisierten Agrarproduktion geworden. Wer erst nach 1980 die Vegetation kennen lernte, kann die Vegetation der Bauernwirtschaft nach pflanzensoziologischen Aufzeichnungen nachvollziehen. Eine bildliche Erinnerung, die bei der Nennung einer Pflanzengesellschaft aufscheint, ist dafür allerdings nicht vorrätig. Für viele, die diesen Wandel nicht wahrhaben wollen und dennoch propagandistisch für den Biotopismus mißbrauchen, ist dieser Wandel nie angekommen: das sind die zahllosen blinden Zeitzeugen, die zwar da, aber nicht anwesend im 'Lauf der Dinge' waren. Dem Wechsel von der Bauernwirtschaft zur industriellen Landwirtschaft von Mansholts EG-Gnaden (erster EWG-Agrardezernent Ende der 60er bis Anfang der 70er Jahre) ging eine rasante Änderung der Naturlandschaft einher. Innerhalb weniger Jahre wurden unglaublich viele Pflanzengesellschaften hinweg-gewirtschaftet:

Glatthaferwiesen, Goldhaferwiesen, Sumpfdotterblumenwiesen, Benthalmwiesen, Mädesüß-Streuwiesen (ehemals Großseggenrieder), Kleinseggenwiesen, alle klassischen Ackerunkrautgesellschaften, Sandtrockenrasen, natürlich auch die Borstgrasrasen, Heiden, Kalktrockenrasen. Selbst in der Stadt ist die klassische Scherweide heute nicht mehr zu finden.

Noch viele weitere Pflanzengesellschaften, die von den Buchhaltern der Natur in 'Roten Listen gefährdeter Pflanzengesellschaften' brav abgezählt werden, sind von der 'modernen' Wirtschaft abgewirtschaftet worden. Was dafür gekommen ist, der Ersatz also, kann leicht aufgezählt werden:

wirtschaftsbedingte Flutrasen (Queckengrasland), 'Flutrasen-Äcker' mit polykormonen Gräsern, Brennessel-Brachen und -Versaumungen, gräserdominante Versaumungen und Brachen.

Das ist keine Aufzählung, die bunte Bilder assoziieren läßt. Dieser rigide Wandel innerhalb von 20 Jahren ist historisch sicher einmalig. Er läßt aber absehen, daß nur der bewußte Zeitzeuge diese Wahrnehmung kennt. In 30 oder 50 Jahren wird man dieses Phänomen wohl nicht mal aus den Vegetationsaufnahmen und Tabellen rekonstruieren können. Es ist vorherzusagen, daß die wirtschaftsbedingten Flutrasen (Agropyro-Rumicion) für die Chronologie erhalten muß und zur Kenngesellschaft benannt wird. Die 'verlorenen' Gesellschaften sind diagnostisch so irrelevant wie nicht vorkommende Arten. Wenn wir die grobe Definition für die beobachtete Zeit praktisch und plausibel finden, muß damit gerechnet werden, daß die zeitälteren Kennzeichnungen relativ grob sind und nur Merkmale heranziehen, die heute noch bekannt sind. Und sicher können wir sein, daß die Zeitstufen in die Vergangenheit ständig größer und größer werden.

Die Zeitperiode von 1750 bis 1960

Die 'Beförderung der Landeskultur' zur Vermehrung des staatlichen Reichtums oder zur 'Subsistence' der Fürstenhöfe und der Residenzen ist Ausgangspunkt der Agrarökonomie und der Agrochemie. Gemeinheitsteilung, Konzentration des Bodenbesitzes, Landgewinnungsmaßnahmen mit Deichbau und Ödlandkultivierungen (Oderbruch, norddeutsche Moore, Küsten- und Flußmarschen, Koniferen-Forstwirtschaft u.a.) kennzeichnen den Anfang der Düngerzeit und einer geradezu faszinierenden Differenzierung der agrarwirtschaftlich-anthropogenen Vegetation. Diese ist dokumentiert und beschrieben in der pflanzensoziologischen Literatur aus der Endphase dieser Zeit zwischen 1930 und 1960. Dieser 'bunten' Landschaft folgte dann unvermittelt und überraschend aufregend die auf wenige Pflanzengesellschaften von gleichfalls wenigen Arten zusammengesetzte Agrarvegetation, die völlig überdüngt und mit Herbiziden selektiert alle Unterschiede der naturbürtigen Fruchtbarkeit nach dem 'Standortfaktor Herbizid' und Düngung nivelliert (vgl. Hülbusch, K.H. 1986).

DIE REAKTION

Justus von Liebig's Einsichten zur Pflanzenernährung und Mitscherlich's Maximum-Minimum-Gesetz über dominante und begrenzende Standortfaktoren des Pflanzenwachstums hatten eine Ausdehnung des planvoll kultivierten und marktorientiert bewirtschafteten Landes im extraktiv altertümlich genutzten Land zur Folge: Heiden, Hutten, Streuwiesen. Diese Ausdehnung der Feld- und Wiesenwirtschaft hat den Naturschutz der städtischen Oberlehrer auf den

Plan gerufen. Es ist zu vermuten, daß neben der Verringerung der Wuchs- und Lebensorte botanischer und faunistischer 'Kostbarkeiten' vor allem die Einschränkung der freien Zugänglichkeit der allmendhaften Gemarkung das Motiv der landlosen Städter war und über die Zeit des sogenannten 'erhaltenen Naturschutzes' geblieben ist. Der 'gestaltende Naturschutz', der ideologisch passend eingeführt wird, als die Liebigsche Agrarlandschaft von der industrialisierten Bodenproduktion abgelöst wird, wechselt zur Besetzung des Landes durch administrative und expertokratische Beamte. Diese spielen den romantischen Park neu und ahmen dem Scheine nach die Ökonomie der Vor- und Nach-Liebigschen Landnutzung,

"...eine Art von spielerisch mit Heiligenbildchen aus aller Herren Länder möblierter Hauskapelle als Ersatz sich aufputzen oder ein Surrogat schaffen in allerhand Arten des Erlebens, denen sie die Würde mystischen Heiligkeitsbesitzes zuschreiben..." (Weber, M. 1919/1995:43).

Was streitbar und ambitioniert auftritt, ist billiger Historismus, der die 'Antriebe der Zeit' nicht nur zu spät, sondern gar nicht durchschaut und im Widerspruch vor allem mitmacht. Die Überlegung, darin stecke der Gedanke des traditionalistischen Status quo, ist unzutreffend. Oder besser noch: das trifft zu, weil nur der Vorschein und nicht die Ursache bedacht ist, so daß das Phänomen zur Vorspiegelung einer mystifizierten Ursache erhalten muß.

Jede Gesellschaft hat die Landschaft, die sie 'verdient'

Hamburger Abendblatt vom 3.6.1980:

"Da haben die Briten aus ihren Äckern und Wiesen Parks gemacht, um darin herumzureiten, und dann haben's sich von den Kolonien ernährt. Und heut schauen s' dumm drein" (Ernährungsminister Josef Ertl (FDP) zur Lage Englands in der EG).

Dieser mit Verlaub sinnige und leichtfertige Trugschluß ist leicht und doppelsinnig auf den Naturschutz zu übertragen, wenn man vergißt, daß die agrarische Spekulationsökonomie 'festlandeuropäischen Klassizismus' zwischen 1750 und 1850 vornehmlich von Exporten nach Großbritannien profitierte. Die britischen Parks sind heute hier die 'unfruchtbaren' Naturschutzgebiete, die man sich nur halten kann mit industrialisierter Landwirtschaft und, wie im industrialisierten England des ausgehenden 18. Jahrhunderts, mit billigen Importen aus der 'dritten Welt'. So schön die letzten 50 Jahre nachzuzeichnen sind, dokumentarisch und von Zeitzeugen, können wir geschichtlich nur mit plausiblen Rückschlüssen auf spektakuläre und auffällige Wandlungen der Wirtschaftsweise und der Arbeits- und Produktionstechnik aufwarten. Die Gratisnaturproduktivkräfte können wir für den Zeitraum der anthropogenen Vegetation ohne bedeutende Veränderung annehmen. Was in der Zeit geändert wurde, das sind die gesellschaftlichen Produktivkräfte, gesellschaftlich hergestellte Arbeitsmittel, Kenntnisse, Fertigkeiten. Selbstverständlich werden mit den gesellschaftlichen Produktivkräften auch die Produktionsverhältnisse geändert, diese voraussetzend oder ihnen folgend. Wir halten uns hier an die Produktionsweise und deren Wirkung auf die Naturausstattung der Kulturlandschaft bzw. die je charakteristisch damit verbundenen Pflanzengesellschaften. Diese allerdings können nur aus dem gegenwärtig bekannten Schatz der Pflanzengesellschaften abgeleitet werden und sind deshalb nur auf der Ebene von Klassen, Ordnungen oder Verbänden anzugeben.

5000 – 2500 v. Chr. – Jungsteinzeit

Erst mit der Jungsteinzeit wird die Sammelwirtschaft, die Ernte im Reichtum des naturbürtigen Angebots an Nahrungsmitteln, abgelöst vom absichtlichen Anbau von Ackerfrüchten, die dominiert werden vom Getreideanbau und den begleitenden Ackerunkrautgesellschaften. Neben der Vegetation der Trittpflanzengesellschaften gehören die Unkrautfluren der Halmfruchtäcker zur ältesten und unabsichtlich eingeführten anthropogenen Vegetation. Zur Versorgung mit Dünger für die Ackerwirtschaft gehört die Viehhaltung vornehmlich mit Wiederkäuern, die keine Nahrungskonkurrenz zum Menschen sind, weil sie Gräser verdauen können. Im weitesten Sinne gibt es seit dieser Zeit auch Hutten, Wiesen und Wälder.

2500 – 1000 v. Chr. – Bronzezeit

Mit der Bronzezeit, der 'metallzeitlichen Revolution', wird ein bis dahin schlummerndes Naturmoment in die Geschichte gebracht. Auch vorher wurden schon bergmännisch Bodenschätze wie Flint und Bernstein geworben. Im Gegensatz zu Erzen wurden diese Rohstoffe nur bearbeitet. Erze mußten dagegen industriell aufbereitet, verhüttet, geschmolzen und legiert werden. Die Lagerstätten sind ein lokaler Vorteil, der auf den Ort selbst und die Kolonie, für die Exporte, wirksam ist. Vor Ort wird neben dem Abraum, den Halden, vor allem eine enorme Nachfrage nach Holzkohle wirksam. Die zugehörigen Pflanzengesellschaften sind Schwermetallrasen auf Abraum- und Schlackenhalde. Seit der Zeit ist gleichzeitig der Niederforst für die Holzkohleerzeugung eingeführt. Im Gegensatz zum Niederforst, dem Zeichen für die dauernde und ständig steigende Energienachfrage oder der Krise industriellen Produktion, die nie ernsthaft berücksichtigt wurde, sind die Folgen der Schwermetallkontamination in Berge- und Schlackenhalde bis heute real dokumentiert. Die externalen Folgekosten der Schwermetallbelastung sind über 4500 Jahre beständig. Sie bedürfen auch keines besonderen 'Schutzes', weil die Belastung jede Melioration unmöglich macht. Die Bronzezeit ist der Prototyp für industrielle Immissionen, die für Jahrtausende jeden Gedanken an eine Bodenbewirtschaftung obsolet macht. Es ist zu bedenken, daß die Kontamination nicht nur auf den Deponien wirkt, sondern über die Abluft und die Abwässer schon damals Unbeteiligte beteiligte.

Die damals 'Dritte Welt', die der neuen Mittel teilhaftig werden wollte, mußte, wenn schon denn schon, mit ungleichem Tausch heimzahlen. Zuerst war die Energie, sprich Holzkohle, für eine Schmelze des Rohmaterials bereitzustellen. Das hieß auch die Niederforstbewirtschaftung einführen. Der Tausch wird erst bewerkstelligt mit agrarischen Produkten, die transportfähig sind: Leder, Felle, gepökelttes Fleisch, Körner, Honig, Wachs. In düngerloser Zeit folgt daraus geradezu selbstverständlich die Heide oder Hute, eine extraktive Wirtschaft. Das expliziteste Phänomen dieser extraktiven Wirtschaft ist die Calluna-Heide, die archäologisch bewiesen eine 'Erfindung' der Bronzezeit ist und bis in die Liebig-Zeit reicht.

Von 1000 v. Chr. bis 1750 n. Chr.

Das ist eine wahrlich lange Zeit, in der Veränderungen des 'Repertoires' nur in der Menge migriert. Die Gesellschaften extraktiver Nutzung (Heiden, Hutten, Streuwiesen, Niederforsten) nehmen tendenziell zu oder bei kriegerischen oder epidemischen Katastrophen ab. Es ist jedoch faszinierend, daß für diese Zeit, die wahrlich nicht ereignis- und geschichtslos ist, keine Indizien für eine Veränderung der Produktionsweise bekannt sind. Obwohl die Produktionsverhältnisse ziemlich üppige Wandlungen aufweisen, gibt es keine Hinweise auf eine gravierende Veränderung der Produktionsweise, die neue Pflanzengesellschaften hervorgebracht oder bekannten Pflanzengesellschaften die 'Standorte' entzogen hätten. Im Sinne von K. Marx (vgl. Wittfogel, K.A. 1932) haben in dieser Zeit die gesellschaftlichen Produktivkräfte keine wesentlich wirksame Veränderung zur Hebung 'schlafender' naturbürtiger Produktivkräfte erfahren. Die Veränderung der Landschaft bestand während dieser gesamten Zeit vornehmlich in den Mengen der wirtschaftsabhängigen Pflanzengesellschaften und deren migrierender Verbreitung; wobei in düngerloser Zeit die Ausbreitung extraktiver (Entnahme-)Nutzungen (Heiden, Hutten, Streuwiesen, Niederforsten) im Vordergrund steht und, abhängig von Epidemien und Kriegen, immer wieder Wüstungsperioden aufweist.

Physiokratie

Die Idee, die staatlichen Kassen durch die Förderung der Bodenproduktion innerhalb des Territoriums und unabhängig vom kolonialen Handelsreichtum der (bürgerlichen) Renaissance zu füllen, fördert die Agronomie und die Agrikultur. Neben der Kolonisierung der Moore und Brücher, in der Regel mit Tagebau von Weiß- und Schwarztorf für Brennzwecke, durch Entwässerung und Landgewinnung und durch Flußbegradigung und Eindeichung, zu denen auch die Küstenpolder gehören wie durch Gemeinheitsteilung, also der flächenhaften Privatisierung der Bodenverfügung, wurde über Anbauverfahren die Bodenproduktion intensiviert und für teure Preise an's 'verschafte' England exportiert. Die Klee gras- oder Egartwirtschaft wurde in die Dreifelderwirtschaft eingeschoben und die Fruchtfolge enger und fürs Egart [Grasland] weiter gemacht. Die Zeit der Physiokratie, die noch feudalistisch geprägt ist und den Kapitalismus der Geldwirtschaft einläutet, die Spekulation auf zukünftige Gewinne, wird organisiert von der Chemie. Der Rückgriff auf Energievorräte, zuerst Kohle und später dann Öl, die Jahrtausende zuvor abgelagert wurden, macht dem Schein nach unabhängig von dem je Jahr zuwachsenden Energieverbrauch, dem Holz, der daraus hergestellten Kohle, dem Wind und dem Wasser, die damals wie heute der perfekten Verfügbarkeit widerspenstig sind. Man kann der *stand-by*-Verfügung nicht mit der Natur beikommen, so gerne die alternativen Technokraten das auch wünschen mögen. Die Chemie, für die Naturlandschaft die Agrochemie nach J. v. Liebig und Mitscherlich, hat die düngerlose Zeit, die gerne als Kreislaufwirtschaft – das *perpetuum mobile* der Natur – propagiert wird, abgelöst und eine ungemaine Differenzierung der

Naturausstattung bewirkt. Da waren einmal die altertümlichen, düngerlosen Pflanzengesellschaften der Heiden, Hutten, Streuwiesen, der Auen, Hoch- und Niedermoore, Feuchtheiden. Bei dominierender extraktiver Bewirtschaftung waren die Heiden von Skandinavien bis Nordfrankreich die verbreitete Vegetation, die insgesamt ziemlich eintönig war. Bilder aus der Romantik, die mit höfischen Idyllen und ländlichen Szenen ausgestattet wurden, geben davon eine Anschauung. J. v. Leibig, die Düngerlehre und die Möglichkeit, Mineraldünger zu importieren, herzustellen und absichtsvoll einzusetzen, hat über 150 Jahre für eine bunt blühende Landschaft mit Feuchtwiesen, Glatt- und Goldhaferwiesen, Weiden und üppig mit Unkräutern besetzten Äckern gesorgt. Die vor 1800 eher punktuelle und unscheinbare Vegetation auf besser nährstoffversorgten Böden wurde in dieser Zeit allgemein und sind auf den Bildern des ausgehenden 19. Jhds. bis in die 50er Jahre des 20. Jhds. mit annähernd pflanzensoziologischer Detailtreue abgebildet. Die 'bunte', 'vielfältige' Landschaft der Physiokratie bis ca. 1960/70 ist geprägt vom Nebeneinander altertümlicher, düngerloser und sparsam konservativer, bäuerlicher Landbewirtschaftung ohne ausgeprägte Spezialisierung; es sei denn, daß klimatische Vorzüge den Anbau von Sonderkulturen nahe legten. Jedenfalls galt unter der Voraussetzung der Melioration durch Düngung immer noch die naturbürtige Fruchtbarkeit als preiswertes und wichtiges Produktionshilfsmittel, das nicht durch technische und chemische Melioration ersetzt wurde (vgl. Gehlen, A. 1957).

Organische Chemie und Biotechnologie

Ab 1960/70 wird der Einsatz der Hilfsmittel aus der anorganischen Chemie (Mineraldünger) zum herrschenden Standortfaktor. Nach der Phase der 'Düngezeit' wird mit massiver Überdüngung eine großflächige Nivellierung der Vegetation durchgeführt, die dem Zuschauer den Atem stocken läßt. Das Grünland wird verackert (vgl. Lührs, H. 1994). Die Unkrautvegetation der Äcker wird vom 'Flutrasen' eingenommen, von *Agropyron repens*, *Agrostis stolonifera* und von wenigen annuellen Arten aus den nitrophilen Säumen dominiert. Auch ohne Spezialisierung auf mehr oder weniger eine Kultur, könnte mit Fruchtfolgen darauf kein Einfluß genommen werden, so daß die Überdüngung noch die 'friedliche' Anwendung von Unkraut- und Schädlingsbekämpfungsmitteln aus den Retorten der organischen Chemie (Herbizide, Pestizide, Fungizide) auf breiter 'Front' empfohlen und vermarktet werden. Dazu paßt dann der 'gestaltende' Naturschutz, der sich anheischig macht, Pflanzengesellschaften, die durch Arbeit für eine Ernte hergestellt wurden, zu entwerfen und nach der Manier des romantischen Parks (vgl. Hirschfeld 1779/1973) wie Schlüsselfertigrün zu installieren. Ohne Eustasie, Eigenschaftsstetigkeit des Lebensortes (THIENEMANN 1956/1989) sind dauernde und stabile Lebensgemeinschaften von Pflanzen und Tieren (Biocoenosen) nicht herzustellen. Der Naturschutz nach städtischer Konvention ist von Beginn an floristisch und faunistisch geprägt. Alle anderen Verkleidungen dienen nur dem Opportunismus der admi-

nistrativ mächtigen Mode. Dabei hätten sie heute wenigstens für kurze Zeit die große Chance, nach 'rare' Arten, z.B. der Nardo-Callunetea (Preisling 1949), die ganz zufällig auf brachen Wegen im Einzelvorkommen, zu 'fahnden' und auf die Fahnen zu schreiben. Und dann wär's, wie immer schon, erledigt. Die Zeit der permanenten Modernisierungen und Reformen, aus Angst vor den Folgen der Gestrigen, sind keine Zeit für die Eigenschaftsstetigkeit der Lebensorte und erst recht keine Zeit für die Lehre aus Erfahrungen, weil gerade diese aufgehoben werden sollen. D. Riesmann (1958) hat das Phänomen hohen 'Bevölkerungsumsatzes' als Zeichen traditionaler Gesellschaften bezeichnet. Traditionale Gesellschaften sind hinsichtlich der Rollen, der Produktionsweise und der Produktionsverhältnisse eigenschaftsstet. Und deshalb ist die Naturausstattung nicht nur stabil, sondern auch 'langweilig' nivelliert. Das eifrige Bemühen, Dynamik bei Stagnation zu suggerieren, Nachdenklichkeit bei forscher Einebnung, wird materiell begleitet von einer feudalistischen Machtkonzentration, die jede Produktion nivelliert. In der Agrarproduktion sind die 'konventionellen' und die 'alternativen' zuerst mal Landwirte, die mit gleichen Mitteln den Markt umwerben. Nicht nur die Werbung, auch die Produktion ist gleichermaßen großtechnisch organisiert. Der Unterschied ist eher eine Frage des Glaubensbekenntnisses. Und gerade deshalb haben der Acker/das Grünland des 'Biobauern' keine andere spontane Vegetation als der Powerfarmer aufzuweisen. – Merkwürdig ! Jedenfalls ist die zeitgeschichtliche Pflanzengesellschaft, die es geben mußte, noch niemandem aufgefallen.

Unvollkommene, aber signifikante Chronologie

*** Jungsteinzeit: 5000 – 2500 v. Chr.**

Stellarietea

Aperetalia

wahrscheinlich keine Chenopodietalia (vgl. Hülbusch, K.H. 2001)

Molinio-Arrhenatheretea

Arrhenatheretalia

Cynosurion

Lythro-Filipenduletea ulmariae

*** Bronzezeit: 2500-1000 v. Chr. sowie Eisenzeit usw. bis 1750**

Violetea calaminariae

Nardo-Callunetea

Festuco-Brometea

Niederforsten (merkwürdigerweise keine definierte Pflanzengesellschaft!)

*** ab 1750 Justus von Liebig-Zeit**

Arrhenatherion

Trisetion

Calthion

Caucalidion

Polygono-Euphorbion

Spergulo-Erodion

Aphanion

Hochforsten (merkwürdigerweise auch keine definierte Pflanzengesellschaft!)

* Zeit organischer Chemie und Biotechnologie

Agropyro-Rumicion (im Grünland und im Acker!)

Urtica dioica-Fazies (allenthalben!)

Die altertümlichen und überkommenen Pflanzengesellschaften sind zwar immer noch da, bis auf die substratabhängigen Schwermetallrasen aber instabile Artefakte. Die Geschichte kann nicht mal für die letzten hundert Jahre geschrieben werden. Die groben chronologischen Stationen sind genau auszumachen und mit der Ankunft neuer Pflanzengesellschaften zu kennzeichnen. Vergleichsweise langweilig wirkt die metallzeitliche Revolution (2500 v. Chr.) und die Zeit der 'organischen Chemie' (ab 1960), die der anorganischen Chemie den endgültigen Durchbruch beschert. Wenn wir das mal so vom Vergnügen der Offen- und Ungebundenheit her betrachten, ist die äußere Variation Ausdruck einer stabilen, aber nicht orthodoxen Gesellschaft genommen, die Zeit der jungsteinzeitlichen und der Liebigischen/anorganisch-chemischen Revolution wahrscheinlich die spannendste Zeit. Zeiten, in denen mit großem 'Buhei' Pflanzengesellschaften, Landschaften, Schlösser und Städte von modernistischen Propagandisten erhalten werden sollen, sind zerstörerische Zeiten, weil der sogenannte 'Schutz' voraussetzt, daß vorher die Natur 'ausgerottet' wird.

Die soziale Ökonomie der Pflanzengesellschaften

Die Chronologie ist eine Zeitgeschichte der Produktionsweisen bzw. des sogenannten technischen Fortschritts in den größten Stationen. Genau diese Geschichte wird im modernistischen Pflanzensoziologismus nicht verhandelt, weil die Verhandler davon real keine arbeitsmäßige Ahnung haben. Beispielsweise muß eine MedizinerIn nicht alle Krankheiten selbst durchlebt haben, um die Schmerzen und Ängste der PatientInnen nachvollziehen zu können. Aber sie muß diese in Analogien beruflich sehr wohl beherrschen. Dem städtischen Naturschützer ist nicht nur jede Ahnung, sondern auch jede Kenntnis fremd, weil der Gegenstand der Arbeit fiktiv ist und immer die Arbeit anderer Leute in Anspruch nehmen und reglementieren will: zum Wohl des hofierten Gegenstands und garniert mit wohlwollenden Absichten zur Rettung der Welt. Das Queckengrasland wird nicht aufgehoben, wenn es schamhaft verschwiegen wird. Und 'Kultur' mit 'Gras' in einen Topf zu werfen, ist schon ziemlich unanständig (Dierschke, H. & Briemle, G. 2000). Also; und zum Schluß: Jede Gesellschaft hat die Landschaft (Naturausstattung), die sie 'verdient'. Die zum Schein konservierte Vegetation ist Ausdruck für die Gesellschaft und den Schein, die demonstrative Verlegenheit. Die Fotografen jedenfalls wissen, wie schön der Blühaspekt von Löwenzahn im Queckengrünland in Szene gesetzt werden kann (vgl. Klauack, E.-J. Red. 2003: 207):

– Schönheit gilt demnach mehr als Solidität.

Literaturangaben:

- Bauer, I. 1995: Ackerbrache und Flächenstilllegung. Die Agropyro-Rumicion-Brachegesellschaften in der Umgebung von Kassel. Notizb d. Ks. Sch. 36: 78-191 Kassel.
- Bergmann, J. 1987: Die metallzeitliche Revolution. Berlin.
- Burg, B. 1995: Der Rebstock. Waldnutzungsgeschichten. unveröff. Diplomarbeit am FB 13 der Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- Dierschke, H. & Briemle, G. 2000: Kulturgrasland. Stuttgart.
- Ernst, W. 1965: Ökologisch-soziologische Untersuchungen der Schwermetallgesellschaften Mitteleuropas unter Einschluß der Alpen. Abh. Landesmus. Naturkunde Münster i. Westf. 27: 3-54. Münster/Westfalen.
- Gehlen, A. 1957: Die Seele im technischen Zeitalter. Reinbek bei Hamburg.
- Hierschfeld, C.C.L. 1779/1973: Theorie der Gartenkunst. Hildesheim.
- Hülbusch, K.H. 1986: Eine pflanzensoziologische 'Spurensicherung'. Zur Geschichte eines 'Stückes Landschaft'. Grünlandgesellschaften in La Fontenelle/Vogesen – Indikatoren des Verlaufs der Agrarproduktion. Landschaft + Stadt 18/2: 60-72, Stuttgart.
- Hülbusch, K.H. 2001: Der Garten: eine Hackfruchtkultur. Notizb. d. Kasseler Schule 57: 190-191. Kassel.
- Klapp, E. 1965: Grünlandvegetation und Standort. Berlin.
- Klauck, E.-J. 1993: Mädesüßfluren. Notizb. d. Ks. Sch. 31: 111-220. Kassel.
- Klauck, E.-J. 2003: Erweiterte Gliederung der Klasse Lythro-Filipenduletea. Notizb. d. Ks. Sch. 63: 36-49. Kassel.
- Klauck, E.-J. (Red.) 2003: Anthropogene Vegetation. Notizb. d. Ks Sch. 62. Kassel.
- Klauck, E.-J. 2004: Wirtschaftsgeschichte der Forstpflanzengesellschaften, aufgezeigt am Beispiel Hunsrück. Notizb. d. Ks Sch., im Druck.
- König, M.E.P. 1980: Die Frau im Kult der Eiszeit. in Fester, R., König, M.E.P., Jonas D.F. u. Jonas A.D. Weib und Macht. Frankfurt/M:
- Krapfenbauer, A. & Wriessing, K. (1995): Anthropogene Umweltbelastungen – Die Rolle der Landwirtschaft. Die Bodenkultur 46(3): 269-283.
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte, dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrachen. Notizb. d. Ks. Sch. 32: 1-210 + Anhang. Kassel.
- Portmann, A. 1956: Biologie und Geist. Eine Aufsatzsammlung. Schweiz.
- Riesmann, D. 1958: Die einsame Masse. Reinbek bei Hamburg.
- Thienemann, K.A. 19(56)1989: Leben und Umwelt. Kassel. (Reinbek bei Hamburg).
- Tüxen, R. 1931: Die Grundlagen der Urlandschaftsforschung, Ein Beitrag zur Erforschung der Geschichte der anthropogenen Beeinflussung der Vegetation Mitteleuropas. Nachrichten aus Niedersachsen Urgeschichte 5: 59-103. in Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte 8. Hildesheim.
- Tüxen, R. (Hrsg.) 1967: Werden und Vergehen einer Landschaft. Ber. d. Int. Symp. d. Int. Vereinigg. f. Vegetationskde. in Rinteln. Den Haag.
- Weber, M. 1919/1995: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart.
- Wittfogel, K.A. 1932: Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv f. Sozialwiss. und Sozialpolitik 67: 447-492. Tübingen.

StadtBaumSchule

Beobachtungen zum Sommerschnitt bei Eichen

Georges Moes

Die Beobachtungen wurden an jungen Alleebaumpflanzungen in der Karlsaue in Kassel im Winter 2000/2001 im Rahmen der Erstellung eines Baumkatasters gesammelt. Viele der 20-35 jährigen jungen Eichen (*Quercus robur*) zeigten zu diesem Zeitpunkt stark verlichtete Kronen mit einem geringen Zuwachs, starkem Besatz an Angsttrieben und einer starken Fruktifikation. Merkwürdig war das besonders, da an fast allen Bäumen starke Schnitte zu beobachten waren, die eigentlich ein Ankurbeln des Triebwachstums hätten bewirken müssen, wie das immer wieder beim spätwinterlichen Aufasten junger Bestände zu beobachten ist (Granda Alonso, M. E. 1993: 70ff.).

Das Phänomen war der Parkleitung bekannt, wurde aber in erster Linie auf die stark schwankenden Wasserstände in der Karlsaue zurückgeführt. Dem gegenüber stand die Vermutung, daß primär der Schnittzeitpunkt der in den letzten Jahren durchgeführten Schnittmaßnahmen dafür verantwortlich war. Das Phänomen ausgekahler Kronen und Vitalitätseinbußen nach Sommerschnitt ist bereits für Stiel-Eichen, Rot-Eichen, sowie andere Baumarten beschrieben (Hülbusch, K.H. 1996 :200; Burg, B. u., Hülbusch, K.H. 1996 :199). Aus eigenen Beobachtungen und Gesprächen wurde diese Vermutung auch bestärkt, denn alle Schnitte hatten im Sommer (Juli/August) stattgefunden. Die Beobachtungen stehen im Widerspruch zum derzeit in der Baumpflege favorisierten Sommerschnitt, der eben auch bei den letzten Aufastungen und Kronenschnitten in der Karlsaue zur Anwendung kam (vgl. Malek v. J. et al. 1999; Liese, W. u. Dujesiefken, D. 1989).

Um der Sache auf den Grund zu gehen, schien es erst mal sinnvoll, die Phänomene sorgfältig zu beschreiben und durch Aufnahmen zu belegen. Zum Zweiten mußte die Frage gestellt werden, wie sinnvoll und mit welcher Ertragsabsicht die Schnittmaßnahmen durchgeführt wurden. Es ist also die Frage nach dem längerfristigen Wirtschaftsziel. Zu diesem Zweck wurde die Beobachtung junger Bäume um die alter Bäume, die als brauchbares Vorbild dienen konnten, ergänzt.

KRONENBILDER

Bei vielen Bäumen ist eine auffällige Ausdünnung der Krone zu beobachten. Sie umfaßt sowohl den äußeren Kronenmantel, wie auch die Garnierung der

Krone mit Fein- bzw. Schwachästen. Diese Bilder eines vergrößerten Kronenaufbaus sind als Ergebnis vorangegangener ‚Auslichtungsschnitte‘ durchaus verstehbar. Offene Schnittwunden sind aktuell noch in fast allen Kronen zu beobachten. Sie dokumentieren die Kronenauslichtungen vor 2-3 Jahren (1997/1998). Bei dieser Gelegenheit wurden die Bäume gleichzeitig in geringem Umfang aufgeastet (max. 0,5 m). Die dabei hergestellte Stammhöhe liegt bei 4,5 bis 5 m. Durchgängig wurden an den Bäumen die unteren Äste ‚aufgezweigt‘, d.h. die an den unteren Ästen herabhängenden Seitenäste wurden entfernt um Höhe zu gewinnen. Solche Aufzweigungen reichen bis in 5-6m in die Krone hinein. Das Ergebnis sind junge Bäume mit einem vergrößerten Kronenaufbau und einer dünnen bis fehlenden Garnierung mit Feinästen.

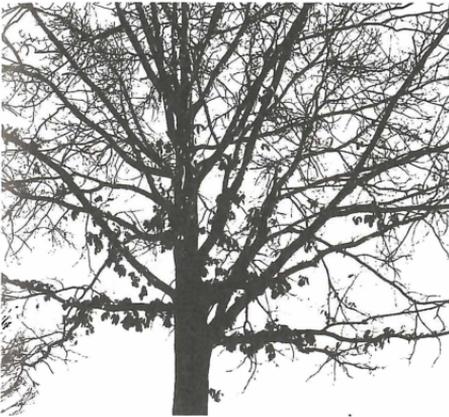


Foto 1: Untere Kronenäste mit Besatz an Angstrieben, an denen noch trockenes Laub hängt.



Foto 2: Baum mit durchgängig starkem Besatz an Angstrieben.

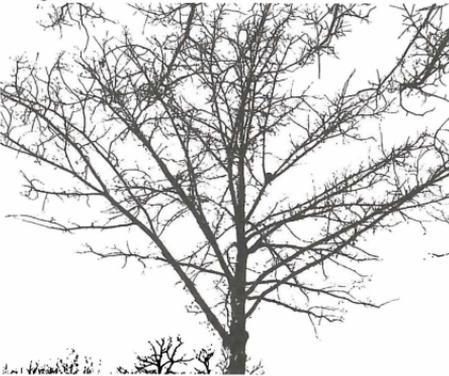


Foto 3: Ausgelichtete Krone mit starker Bildung von Kurztrieben und Angstrieben als Zeichen verringerter Vitalität.



Foto 4: Stark ausgedünnte Krone mit geringem Zuwachs bei Bäumen, die bereits vor den Sommerschnitt-Maßnahmen eine verringerte Vitalität aufwiesen.

Im Gegensatz zum vergrößerten Astgerüst steht der auffällig dichte Besatz der Schwach- und Starkäste mit Angsttrieben, also unverzweigten Trieben, die buschig aus den älteren Ästen ausgetrieben sind. Dieses Phänomen gilt für das Gros der Bäume und bestimmt den ersten Eindruck, den man beim Betrachten der Bäume im laublosen Zustand erhält. Die Verteilung der Angsttriebe innerhalb der Krone folgt weitgehend der Verteilung der Schnitte, die in den Kronen beobachtet werden können. So sind etwa bei Bäumen, die ausschließlich an den unteren Ästen aufgezweigt wurden, auch die Angsttriebe, auf die unteren Äste beschränkt (Foto 1). Kronen mit durchgehendem Besatz an Angsttrieben weisen demgegenüber auch Schnitte bis in 8 m Höhe auf (Foto 2).

In der Vitalität der Bäume bestehen große Unterschiede. Nimmt man als Ausweis für die Vitalität der Bäume den jährlichen Zuwachs, so liegt dieser in einer weiten Spanne, von ca. 40 cm (20 cm Trieb + 20cm Johannistrieb) bei wüchsigen Bäumen bis hin zu 5 cm (ohne sichtbaren Johannistrieb) bei schwachwüchsigen, in der Vitalität geschwächten Bäumen (Foto 3). Die Bäume mit den am stärksten vergrößerten Kronen machen den schlechtesten Eindruck. Hier ist zu vermuten, daß die Bäume bereits vor den Schnittmassnahmen eine verringerte Vitalität besaßen. Solche Bäume fallen in der Reihe bereits durch dünnere Stämme (25 cm gegenüber 35 cm im Mittel) und eine geringere Höhe (8 m gegenüber 12 m im Mittel) auf. Häufig fällt bei den Bäumen zusätzlich das Fehlen eines ausgeprägten Stammfußes auf, so daß die Vermutung nahe liegend ist, daß die Bäume zu tief gepflanzt wurden. Zu tiefer Stand kann über Jahre eine starke Vitalitätseinbuße und als Ausdruck davon eine Wuchsdepression zur Folge haben (Granda Alonso, M. E. 1992:17ff.). Solcherart angeschlagene Bäume weisen als Ausdruck der geschwächten Vitalität einen geringen Ansatz von Angsttrieben auf, zeigen aber eine extreme Auskahlung der Krone und geringen Triebzuwachs (Foto 4). Auffällig war, dass Bäume mit häufigen und massiven Schnitten in der Krone die beschriebenen Phänomene am üppigsten aufwiesen. Unklar ist vorerst, ob der Schnitt eine Reaktion auf eine festgestellte verringerte Vitalität war, oder ob die verringerte Vitalität ein Ergebnis der starken Schnittmaßnahmen in den Kronen ist. Es scheint, als ob die zwei bisherigen sommerlichen Kronenschnitte sich in ihrer Wirkung auf die jungen Bäume verstärkt hätten.

Zu befürchten ist, daß bei Fortführung des Sommerschnittes insgesamt die Vitalität der Bäume abnimmt. Schon jetzt fallen einzelne Bäume in den Alleen durch eine stark angeschlagene Vitalität auf, die bei einigen Bäumen vermutlich sogar zum Absterben führen wird.

Folglich war naheliegend, die Phänomene erst mal durch Aufnahmen zu belegen und zu beschreiben. Dies schien auch deshalb geboten, weil in Abhängigkeit davon ja auch eine künftige Pflege der Bäume zu formulieren wäre.

BESTANDSAUFNAHME UND TYPISIERUNG

Die gleichaltrigen Bäume einer Art, d.h. Alleen sind ein guter Gegenstand, sowohl das Arbeitsprinzip zu verdeutlichen, wie auch die Methode der Aufnahme zu erproben. In Alleen sind sehr viele ähnliche 'Einzelfälle' nebeneinander vereint, so dass leicht auf das Typische geschlossen werden kann.

Skizzen und Tabellen

Im Rahmen bisheriger Arbeiten hat sich eine, über Skizzen belegte und durch Aufnahmenotizen erweiterte Aufnahme bei Bäumen durchaus bewährt (Granda Alonso, M. E. 1992, 1993; Burg, B. u. Granda Alonso, M. E. 1996). Dabei wird sowohl eine grobe Skizze des Wuchstypus erfaßt, an dem weitere Merkmale, wie Stammhöhen, -durchmesser, die Verteilung von Schnitten, Wunden, Angsttrieben, sowie vorhandene Chirurgierungen, Kronensicherungen, sowie die Höhen, usw. vermerkt werden können. Die Sortierung der Skizzen erfolgt durch unmittelbaren Vergleich der Bilder und der dazugehörigen Notizen. Bei vielen Aufnahmen wird der Vergleich der einzelnen verkleinerten Skizzen schnell unübersichtlich. Deshalb gab es bereits bei früheren Arbeiten Versuche, die Aufnahmen über Merkmalsbenennungen tabellarisch bearbeiten zu können (etwa Granda Alonso M. E. 1992; Burg, B. u. Granda Alonso, M. E. 1996), um ähnlich wie in der Pflanzensoziologie eine kompakte, übersichtliche und leicht prüfbare Form der Darstellung einer größeren Anzahl von Fällen zu ermöglichen. Parallel zu den Skizzen wurden deshalb Aufnahmen mit Merkmalen angefertigt, wobei anders als in der Pflanzensoziologie nicht auf eine bereits existierende Arbeitstechnik zurückgegriffen werden konnte. Vielmehr mußte diese erst in der Arbeit überlegt, präzisiert und revidiert werden. Dennoch kann die Arbeitsweise der Pflanzensoziologie (Braun-Blanquet 1964, Tüxen, R. 1974) als bewährte und ertragreiche Vorgehensweise herangezogen werden, die ja ebenfalls auf andere Arbeitsgegenstände übertragen werden kann (z.B. für Häuser: Harenburg, B. u. Wannangs, I. 1991; Theiling, Ch. 1994, für Strassen: Bäuerle, H. u. Theiling, Ch. 1996, für Bäume: Granda Alonso 1992; Burg, B. u. Granda Alonso, M. E. 1996; usw.).

Merkmale und Aufmerksamkeiten bei den Aufnahmen

Viele Merkmale am Baum sind unmittelbarer Ausdruck der Hierarchie der Verzweigung. Es liegt folglich nahe, eine Merkmalsbeschreibung zu wählen, die sowohl die Baumverzweigung nach Stärke wie auch nach Menge benennen kann. Denn auch für eine weitere Auswertung sind Stärke/Größe und Menge von Verzweigungen, bzw. Wunden usw. die wesentlichen Merkmale anhand der die Art und Menge für notwendige Arbeiten abgeleitet werden können. Hinzu kommt zusätzlich die jeweilige Arbeitshöhe. Schon bei früheren Arbeiten wurde deutlich, daß Bäume nach diesen drei Seiten zu beschreiben sind, nach Qualität (Zweig, Ast, Grobast, Stamm), nach Menge und nach Lage am Baum. Zur Abbildung wurde, wie in der Pflanzensoziologie auf eine zweistellige Merk-

malsbeschreibung zurückzugreifen. Bei den Bäumen schien es sinnvoll mit der ersten Zahl die Stärke der Äste (was?), also die Qualität; und mit der zweiten Zahl die Menge (wieviel?), also die Quantität. zu benennen.

Aststärken als qualitatives Merkmal

Die Gestalt eines Baumes ist am ehesten über die Beschreibung der Äste erkennbar. Von ihrer Verteilung, Stellung und Menge hängt im wesentlichen die Baumgestalt ab. Es war erst mal notwendig die beteiligten unterschiedlichen Aststärken zu benennen und mit einem entsprechend einfachen Schlüssel zu versehen. Hierzu wurde eine fünfteilige Reihe erstellt, mit der eine Benennung hinreichend genau und noch einfach genug erfolgen konnte, wobei die einzelnen Kategorien nicht nur Stärken der Verzeigung wiedergeben sollten, sondern auch eine qualitative Bedeutung enthalten sollten. Die Skala (Tab. 1) wurde bei Aufnahmen in der Karlsau 2000 erprobt, und hat sich dort sowohl zur Abbildung und Typisierung des Baumbestandes, wie auch in der weiteren Arbeit bewährt. Die Einteilung entspricht weitgehend der Nomenklatur, wie sie etwa in der ZTV-Baumpflege (2001) niedergelegt ist.

Für die Verwendung der Zahlen gilt hier die Regel, dass es bei der Aufnahme um die Anfertigung einer Skizze und nicht um die genaue Vermaßung eines Baumes geht.

	Astdurchmesser Ø cm	Verzweigung Wundgröße
Zweig	bis 1cm	1*
Feinast	1-3 cm	2*
Schwachast	3-5 cm	3
Grobast	5-10 cm	4
Starkast	> 10 cm	5
Stamm, Stämm- ling		S

Tab 1: Schätzwerte der quantitativen Merkmale

*) zu 1: wüchsiger Trieb, Johannistrieb, oder aber Kurztriebe, unverzweigt.

*) zu 2: dünne Äste mit vorhandener Verzweigung

Quantität

Die Mengenangaben, die Anzahl der Äste sind geschätzt. Die Aufnahme ist, wie in der Vegetationskunde eine Skizze, in der das Wesentliche festgehalten und vermittelt ist, ohne allerdings das Aufgenommene mit einer unnötigen und für die Frage falschen Genauigkeit zu versehen (vgl. dazu. Tüxen, R. 1974). Für die Beschreibung der Kronen wurde auf eine ähnliche Benennung zurückgegriffen, wobei die Dichte des Kronenmantels in Relation zum artabhängigen Idealzustand zu denken ist. Sie ist abhängig von der Blattgröße der Bäume. So haben kleinblättrige Bäume, wie Carpinus, Betula, Fagus, Quercus, Tilia,

u.a. von Haus aus einen viel dichteren Kronenmantel, als Arten mit großen ggf. sogar gefiederten Blättern, wie Fraxinus, Juglans, u.a. Als Kategorien für den Grad der Dichte wurde folgende 5-teilige Skala (Tab. 2) verwendet:

Menge an Ästen	Dichte der Krone	Zahl
wenige (1-5)	stark ausgekahlt	1
einige (5-10)	Ausgekahlt	2
viele (10 -20)	Schütter	3
sehr viele (> 20)	leicht offen	4
Sehr große	Geschlossen	5

Tab.2: Schätzwerte der Qualitativen Merkmale

Bei den Aufnahmen wurden nun jedem Merkmal, das diesen Regeln folgte entsprechend der beobachteten Menge und Größe eine Doppelzahl zugeordnet, die dann folgendermaßen gelesen, bzw. rückübersetzt werden können.

Hierzu einige Beispiele:

- Stammaustriebe 13: junge Stammaustriebe und davon viele (10-20)
 offene Wunden 32: Wunden mit einer Größe von 3-5cm und davon
 einige (5-10)
 Beastung der Innenkrone 51: Starkäste (>10cm Ø) und davon wenige (1-5)

Nach einem ersten Einarbeiten konnten die Aufnahmen relativ einfach und sicher erledigt werden. Wobei jeweils immer die gleiche Reihenfolge beibehalten wurde. Stammfuß > Stamm > Kronenansatz > Innenkrone > Kronenmantel.

Diese Reihenfolge, die den Baum auf den Kopf stellt, mag zwar irritieren, entspricht aber am ehesten der Art und Weise, wie man draußen beim Arbeiten einen Baum im Bestand ‚liest‘.

Angaben zu Höhe Stammdurchmesser und Höhe

Im Kopf der Aufnahme wurden jeweils Stammdurchmesser, Höhe und Alter der Bäume notiert. Die Werte wurden geschätzt, lediglich der Stammdurchmesser wurde unter Zuhilfenahme eines Zollstocks notiert. Bei späteren Arbeiten wurde dann auf ein Forstmassband mit π -Teilung zurückgegriffen, bei dem zwar der Umfang gemessen, am Band aber gleich der Durchmesser abgelesen werden kann. Die Altersschätzung erfolgte anhand des Stammdurchmessers, sowie an anderen Merkmalen, wie Borkenbildung, Höhe etc. Als grobe Regel kann man den Stammdurchmesser in cm mit dem Alter in Jahren gleichsetzen (Granda Alonso, M. E. 1996). Das entspricht einem jährlichen Stammdurchmesserzuwachs von 1 cm bzw. einer durchschnittlichen Jahresringbreite von 0,5 cm. Die eigenen Beobachtungen lassen das etwas variieren, denn bei vielen jungen Pflanzungen, etwa der Eichen an den Gräben mit ei-

nem Alter von 30 Jahren (7 Jahre Baumschule und 23 Jahre nach Pflanzung) liegt heute der Stammdurchmesser mit 40-50 cm bei wüchsigen Bäumen deutlich darüber. Bei der Alterseinschätzung der alten Bäume lag das tatsächlich Alter allerdings meist höher.

Darüber hinaus wurden Merkmale wie Höhe, Neigung, Aststellung, usw. notiert und mit Wertangaben oder nur mit Anwesenheit versehen. Ergänzend dazu wurde von jedem Baum eine Skizze erstellt. In der Skizze wurde nicht nur Wuchs und Aststellung grob festgehalten, sondern auch Menge und Verteilung der Wunden eingezeichnet.

TABELLE DER EICHEN-ALLEEN

Die Aufnahmen wurden ähnlich der Vorgehensweise in der Pflanzensoziologie oder anderen typisierenden Arbeiten in Tabellen geschrieben und nach Ähnlichkeit sortiert. Das Ergebnis ist eine Typisierung, bei der nicht einzelne Fälle im Vordergrund stehen. Typen sind abstrahierte Kategorien, in denen nicht die individuelle Besonderheiten einzelner Fälle hervorgehoben sind, sondern vielmehr das Verbindende und Generalisierbare in den Vordergrund gestellt ist.

Von jungen zu alten Alleen

Bei den Eichen-Beständen der Karlsauë galt das Interesse primär der Frage, wie denn die jungen Eichenbestände ins Alter gebracht werden können? Um einen Maßstab einzuführen, an dem die jungen Bäume gemessen werden können, wurde die Reihe der jungen Bäume durch einige Aufnahmen von mittelalten (ca. 50 Jahre) und alten (ca. 150 Jahre) Eichen aus Alleen ergänzt (Eichen-Allee, bzw. Eichen der ‚Dunklen Allee‘).

Das Gros der aufgenommenen Bäume stammt aus der Zeit kurz vor der BUGA 1981 und hat heute nach ca. 25 Jahren ein Alter von 35 Jahren. Die ältesten Bäume der sanierten Alleen stammen aus der Mitte der 60er Jahre und sind am Hirschgraben zu finden. Die Bäume haben heute nach ca. 35 Jahren ein Alter von 45 Jahren. Die letzten Pflanzungen, die vor zehn Jahren Anfang der 90er erfolgten, stehen am oberen Küchengraben und haben heute ein Alter von 20 Jahren.

Die Tabelle 3 versammelt folglich Eichen mit einem Alter von 20 (10 Jahre Baumschule + 10 Jahre nach der Pflanzung) bis hin zu 150 (- 200) Jahren. An ihr kann deshalb nicht nur der Zustand einzelner Bäume, bzw. Typen dargestellt werden, die Tabelle belegt auch eine Altersreihe, bzw. eine Reihe der Verfertigung von Eichen-Alleen. Selbst, wenn der grobe Gradient der Tabelle das Alter der Bäume ist, so sind sie doch nicht nach Alter, sondern vielmehr nach verbindenden und differenzierenden Merkmalen sortiert. Die in der Tabelle versammelten Bäume können grob in drei große Gruppen eingeteilt werden

- Lichtraumprofil-Bäume mit Stammhöhen bis 4,5 m (Spalten 1-8)
- Junge Bäume mit lichten Höhen, bis 10 m Stamm (Spalte 9)
- Mittelalte und alte Bäume mit lichten Höhen, ab 9 m Stamm (Spalten 10-12)

Lichtraumprofil-Bäume

(Sehr junge und junge Bäume mit Stammhöhen bis 4,5 m; Spalten 1-9)

Lichtraumprofil-Bäume mit Stammhöhen unterhalb 4,5 m (Spalte 1)

Diese Gruppe umfaßt die jüngsten Pflanzungen am oberen Küchengraben, deren Stammhöhe z.T. erst 3,5 m beträgt, sowie einzelne Nachpflanzungen in den älteren Beständen. Die heutige Stammhöhe von 3,5 m wurde erst vor 4-5 Jahren hergestellt, wobei an den jungen Bäumen z.T. bereits beachtliche Wunden entstanden sind. Die Bäume haben auf die Aufastung mit starkem Triebzuwachs reagiert, wobei z.T. auch an den Stämmen schlafende Knospen ausgetrieben haben. Diese Bäume bringen aufgrund des geringen Alters die besten Voraussetzungen für die weitere Aufastung mit. Mit relativ geringem Aufwand können die begonnenen Aufastungen in den nächsten Jahren fortgesetzt werden.

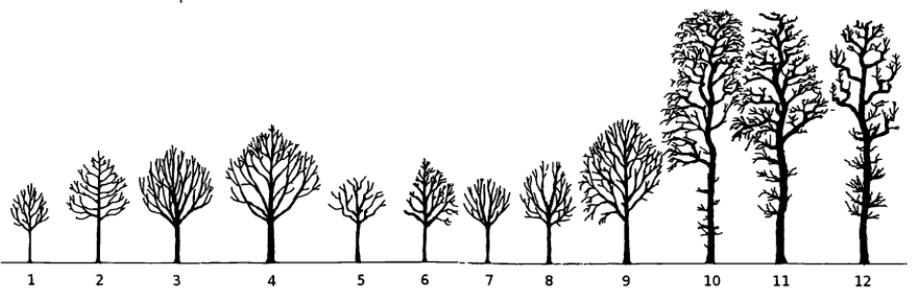
Lichtraumprofil-Bäume (Spalten 2-8)

Diese Gruppe umfaßt Aufnahmen von Bäumen aus den jungen Alleen, längs der Gräben, sowie an der Hauptallee. Die Pflanzungen besitzen eine einheitliche Stammhöhe von 4-4,5 m (Spalte 2-8). Wie die Schnittwunden an den Stämmen zeigen, wurde diese Höhe erst in den letzten zehn Jahren in zwei Schnittgängen hergestellt. Fast alle Schnitte liegen zwischen 3,5 m und 4,5 m. Unterhalb 3,5 m sind die Stämme weitgehend glatt und ohne sichtbare Wunden. Die heute ca. 25-35 jährigen Pflanzungen wurden offenbar sehr früh auf eine Höhe von 3,5 m aufgeastet und anschließend bis vor 10 Jahren auf dieser Höhe belassen. In dem Zeitraum dazwischen erfolgte keine Aufastung der jungen Bestände, so daß die Aufastungen vor 10 bzw. 5 Jahren bereits auf stark in's Holz gewachsene Kronen stießen. Das hatte zum einen bereits größere Wunden – zwischen 5-10 cm Ø – zur Folge, sowie eine Menge Schnittgut, das entfernt werden mußte. Darüber hinaus traf die Arbeit des Aufastens auf Kronen, die bereits deutlich die unterschiedlichen genetischen Wuchsveranlagungen der Bäume zeigten.

Die Bandbreite der Wuchsformen ist bei den Sämlingseichen sehr groß und reicht von fein- bis grobastigen Typen, mit sehr unterschiedlichen Aststellungen, von flach, also fast waagrecht stehenden Ästen bis hin zu sehr steilanstehenden Ästen, die an Fastigiata-Typen erinnern. Diese genetisch mitgebrachten Wuchseigenschaften variieren nicht nur die Menge und den Aufwand

Tabelle (3) Eichen-Alleen Karlsruhe Kassel (Aufnahmen Moes, G. 2001)

Spalte Nummer	1a	1b	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Aufnahme Nummer	JK 53	54	21 27 6 22 42	30 23 33	43 39	37uK 24 28	35 31 32 34	38 7 36 29	25 26uK	50 51 60 DA	DA	13 13	DA DA DA
Baum Nummer	158					13				764	766	54 53	50211818
Art	QrcQro	Qro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQro	QrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQro	QrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQro	QrcQrcQro
Alter	20 20	20	25 25 25 25 25	25 25 25	25 25	25 25 25 25	25 25 25 25	25 25 25 25	25 25 25	45 45 45 60	80	15C150	15C12C170
Höhe m	8 11	9	12 13 10 15 11	13 12 12	14 14	12 9 10	13 12 10 14	11 10 12 9	13 12 13	16 17 17 26	30	33 27	28 25 20
Kronen Ø	5 5	6	8 8 10 8 10	7 12 10	15 10	7 9 6 8	8 6 6 10	8 12 10 10	8 7 6	12 12 12 7	8	14 12	14 9 6
Stamm Ø	20 17	24	20 30 40 35	35 40 50	50 50	40 30 20 28	40 30 30 40	35 35 40 30	35 35 30	50 50 60 60	65	90 80	12C 90 80
Ø Triebzuwachs cm	50 30	50	20 10 15 15 10	15 10 10	10 10	5 5 5 (5)	10 10 10 10	10 10 15	15 20 15	20 20 15 10	10	10 10	5 5 1
Stammhöhe unterhalb 4,5 m (in m)	3 5 4												
Wasserreiser	21 11												
geschlossene Stammwunden durch Aufreißen	21 32	32	22	31 22	21	32 51	32 33	31	52	32 31 52	31	42 42 32 41	
offene Stammwunden durch Aufreißen	41		31	21	52 31	41		31	51	32 31 51	31 31 41	32 41	
Lichtreuprofil 4,5 m		5	4,5 4,5 4 4,5 4	4,5 4 4	4 4	4 4 4 4,5	4 4,5 4,5 4,5	4 4 4 4	4,5 4 4	4			
Tote untere Äste und Zweige			22 31 11	41 31 32	21	31 31	21	31	31	31			
Aufzweigung der unteren Äste bis in 77 m	5,5		5 5 4,5 6 6	5 6 6	6 7	6 6 6 6	6 6 6 6	6 5 6 5	6 6 6	7 7 7			
Tote Äste und Zweige in der Krone			21 22 23 22 11	22 22 21	22	22 22	22	21	21	22 22 13	21 21 21		
flache Aststellung			f f f f										f
untere Äste schwachastig	31 32	31	31 32 32 31 22			31						31	
offene Schnittwunden bis 5 cm	21		31 31	22 22		33	32			32	23		
Durchgehender Leittrieb	15 15	15	15 15 15 15 15	15 15 15	15	15 15 15 15	15 15 15 15	15 15 15 15		15 15 15 15			15
untere Äste grob-bis starkastig				51 52 50	41 52	51 51 51	51 52 51 51	54	53 52	51 51 41	41 51 42		
offene Schnittwunden über 5 cm				41 42	42	42 42 42	42 41 52 34	42 42 42 41	41 42		41		
untere Äste mit Nottrieben				11 12 11	13 11	11 12 11 11	11 11 11 12	12 12 12	11 13	11 11 11 12			
Krone innen ausgeschitten bis in 77 m					8 8	7 7 7 7	7 7 7 7	7 5 7 5	7 7 7	8 8 9 12			
Äste in der Krone mit Nottrieben	11 21			11	12 12	12 11 12 12		12 11	13	21 21 21			11 11
Eingekürzte Äste u. Zweige	21				41	21		22 31 21		21			
Krone ausgeschitten off Wunden			32 31	31	32 23	22 31 32	31 32	32 32	31 22	22			
Tote Äste in der Krone				31	32			32 32	13	12		31 31	
Blume mit Triebzuwachs unter 10 cm (in cm)					5 5 5								5 5
Stark ausgekahlte Kronen					12 12 12								12 11
gekappter Kronenmantel							32 31 32 32	32					41 41
Wasserreiser							12 11 13 12						
Stiel Aststellung			5 5				5 5	5 5	5 5				
mit Zwilf bzw. Mehlfachstamm								45 25 35 35					
Zwilf und Mehlfachg. in 4 m Höhe								4 4 4 4					
Zwilf und Mehlfachgabelungen									25 25 25	25			
Zwilf und Mehlfachg. Höhe m									6 5 8	8			
Stammhöhe während der Herstellung										8 6 4 9			
Fertiggestellte Stammhöhe über 10 m / aus												14	16 10 15 11 9
Krone mit abgeschlossener Höhenentwicklung													X X X X X X
sekundäre Stammaustriebe													33 43 23 43 42 42
Stammaustriebe ab 77 m													3 2 2 5 2 5
offene Wunden Entfernen sek. Stamms													31 42 41 42
geschlossene Wunden Entfernen sek. Sta													32 41 41 42 42 42
Tote Zweige, Äste in der Krone				22				21				31 31	
eingekürzte, gekappte Kronenäste					31	31					41		41 41 42
gekappte Äste in 77 m Höhe													18 18 18
Äste mit Wasser- bzw. Reiterasttrieben													32
offene Schnittwunden													33 31 21
Nottriebe													12
Reiterasttriebe													12 11
Kronenmantel	15 15	14	14 15 15 13	14 14 13	13 14	12 12 12 12	13 13 13 13	13 13 14 15	13 14 14	13 13 13 13	13	13 13	13 12 1
Innenkrone (Beastung) I	22	32	33 33 32 32 22	52 42 42	52 43	31 52 42 42	42 43 52	52 52	42 42 42	42 51 42 42	42	42 42	42 42 42
Innenkrone (Beastung) II	31		31 22		51 42		42		32	32	31	51 41	
Stammfuß o. Anlauf	(x) x	x	x x x x x	x x x	x x x	x x x x	x (x) x x	x (x) x x x	(x) x	x x x x	x	x x x x	x x x x
Stammfuß o. Anlauf	x x		x x x			x				x			
Worterslab (bei Eiche)	x x		x x x			(x)				x x x	x		
Wassertriebe am Stamm			13		11		11		11				
Spannbarkeit des Stammes				x		x							
Neigung des Stammes %									x				
Drehwuchs des Stammes					x								
geschlossene Schnittwunden				41		22	31	32 32		22			
Tote untere Äste, Zweige II								52		22 11			
Notzettel an Ast													
Äste mit Wasser- bzw. Reiterasttrieben	21											32	33
Kronensicherung in 77 m													14



(Die Tabelle ist ebenfalls im Anhang als separate Tabelle auf A4 abgedruckt)

beim Arbeiten, die verschiedenen Typen, werden in der Arbeit auch unterschiedlich interpretiert. In der Tabelle kommen diese unterschiedlichen genetisch veranlagten Genotypen, aber gärtnerisch verfertigten Phänotypen deutlich zum Ausdruck. Die Gruppe der jungen Bäume mit Lichtraumprofil kann anhand ihres Kronenaufbaus weiter unterteilt werden.

- Schwachastige Lichtraumprofil-Bäume (Spalte 2)
- Grobastige Lichtraumprofil-Bäume (Spalten 3-8)

Schwachastige Lichtraumprofil-Bäume (Spalte 2)

Die Gruppe versammelt schwachastige Bäume mit durchgehendem Leittrieb. Der Durchmesser der unteren Äste liegt bei diesen Bäumen unter 5 cm. Die Bäume weisen nur Schnittwunden am Stamm auf, wurden also nur aufgeastet, ohne daß zusätzliche Schnitte in den Kronen erfolgt sind. Auffälliges Wuchsmerkmal, das in dieser Gruppe gehäuft auftaucht, ist der flache, fast waagerechte Astansatz. Auffällig ist weiter, daß die Bäume im Wuchs etwas zurück sind, also gemessen an den protzigen, starkastigen Bäumen zierlicher sind. Auf die Arbeit gemünzt, bedeutet das, daß die Bäume über einen relativ langen Zeitraum aufgeastet werden können, weil das Dickenwachstum der Seitenverzweigung deutlich vom Zuwachs des Mitteltriebes abgehoben ist. Der flache Astansatz ermöglicht zudem ein leichtes Arbeiten, bei gut sichtbaren weil gut ausgebildeten Astringen. Durch die ausgeprägte Dominanz des Mitteltriebes kommen Zwillen kaum vor, so daß Korrekturen in der Krone kaum notwendig sind. Dieser Wuchstypus ist für die Alleepflanzung ein idealer Baum, der bezogen auf die Arbeitsökonomie am ertragreichsten ist. Selbst nachholende Aufastungen sind bei diesen Bäumen kein Problem.

Grobastige Lichtraumprofil-Bäume (Spalten 3-8)

Feinastige Bäume verlocken kaum bis wenig dazu in den Kronen herumzuschneiden. Dem gegenüber fallen starkwüchsige Bäume durch üppige Auslichtungsschnitte in der Krone auf.

In der Tabelle wurde die Gruppe unterschieden in Bäume mit durchgehendem Leittrieb und solche mit Zwillen bzw. Mehrfachgabelungen. Diese Unterscheidung ist auch insofern relevant, weil darin die Möglichkeiten und Grenzen nachholender Aufastungen enthalten sind. So verleiten steilastige Bäume sehr früh dazu, etablierte Konkurrenzen zum Leittrieb oder Zwillen zu belassen (s. Spalte 3 und 7-8). Gleichzeitig treten aber auch Menge und Verteilung der Schnitte, sowie Beobachtungen zur Vitalität zusätzlich als differenzierende Merkmale hinzu.

Grobastige Bäume mit durchgehendem Leittrieb (Spalten 3-6)

Grobastige Bäume mit Zwillen und mehrfachen Stammgabelungen (Spalten 7-8)

Grobastige Bäume mit durchgehendem Leittrieb (Spalte 3-6)

Untere Äste aufgezeigt (Spalte 3)

Ausgeschnittene Kronen (Spalte 4-6)

In Spalte 3 sind Bäume versammelt, bei denen fast ausschließlich im unteren Teil der Krone sowie an den **unteren Ästen aufgezeigt** wurde. In den Kronen wurden kaum bis keine Äste entfernt. Beim Wuchs der Bäume fällt auf, daß hier gehäuft steilastige Bäume auftauchen, die Kronen dadurch relativ dicht sind. Der steilastige Wuchs geht einher mit einer verringerten Dominanz des Leittriebes. Häufig haben die unteren Äste fast die Höhe des Mitteltriebes, der aufgrund dieser starken Bedrängnis häufig bereits in seiner Wuchsleistung nachläßt. Dieses Phänomen der Konkurrenzierung des Leittriebes kann auch als Vorstufe oder als anderen Weg verstanden werden, auf dem später Zwillen zustande kommen. Der insgesamt gute Zuwachs ist dementsprechend auf die unteren Äste konzentriert, so daß diese heute bereits Stärken von 10 cm und darüber haben. Dieser Umstand erschwert eine weitere Aufastung der Bäume ebenso, wie der steile Ansatz der Äste, bei denen häufig bereits keine Astkragen mehr ausgebildet sind.

Die **Bäume mit ausgeschnittenen Kronen (Spalten 4-6)** stellen das Gros der Allee-Bäume in der Karlsau dar. Auffälligstes Merkmal sind Schnitte, die bis in Höhen von 7-8 m reichen. Je nach Verteilung der Schnitte in den Kronen, sowie den beobachteten Merkmalen der Vitalität, wurden folgenden drei Typen unterschieden.

Typische Bäume mit ausgeschnittener Krone (Spalte 4)

Bäume mit ausgeschnittener Krone und verringertem Triebzuwachs (Spalte 5)

Bäume mit ausgeschnittener Krone und seitlichem Schnitt (Spalte 6)

Der typische Fall ist in der Gruppe **Typische Bäume mit ausgeschnittener Krone** (Spalte 4) zusammengetragen. Dieser Gruppe gehört das Gros der jungen Eichen an. Diese Gruppe weist hinsichtlich Besatz mit Angtrieben und Vitalität eine relativ große Spanne auf. Die Gruppe versammelt sowohl Bäume mit sehr starkem Wuchs und auffällig viel braunem Winterlaub, sowie Bäume ohne Winterlaub und einem mäßigen bis bescheidenen Wuchs. Die Bäume machen insgesamt den Eindruck einer verringerten, bzw. zumindest angeschlagenen Vitalität. Der mittlere Zuwachs liegt bei 10-15 cm, was gemessen am Alter der Bäume eher bescheiden ist. Die Bäume sehen durch die verringerte Wuchsleistung älter aus, als sie sind und es ist nicht auszuschließen, daß die beobachtbare Wuchsdepression auch auf den künftigen Zuwachs eine negative Auswirkung haben wird.

Die folgende Ausbildung der **Bäume mit ausgeschnittenen Kronen und verringertem Triebzuwachs (Spalte 5)** stellt das ‚Schlußlicht‘ in der Reihe der Bäume mit ausgeschnittenen Kronen dar. Die auffälligsten Merkmale dieser Gruppe sind ausgekahlte Kronen mit einem stark verringerten Triebzuwachs (um 5 cm), so daß die jungen Bäume einen vergreisten Eindruck hinterlassen.

Der Stammdurchmesser liegt in der Regel deutlich unter dem der Bäume aus der gleichen Pflanzung, es dürfte sich also entweder um Nachpflanzungen handeln, oder die Bäume haben insgesamt einen geringeren Zuwachs über die Jahre gehabt. Bei einigen Bäumen fehlt der typische Stammanlauf am Stammfuß, weshalb davon ausgegangen werden kann, daß es sich bei den Bäumen um Pflanzfehler handelt. Solche zu tief gepflanzten Bäume zeigen regelmäßig eine jahrelange Wuchsdepression, die bis zum Absterben führen kann (Granda Alonso, M. E. 1992; Protze, K. 1996:192). Der Zeitraum bis zum Ausfallen der Bäume kann dabei durchaus bis zu 10 Jahren und darüber betragen. Die beobachteten Phänomene in dieser Gruppe sind also nicht nur auf die vorangegangenen Schnittmaßnahmen zurückzuführen. Vermutlich hat der Sommerschnitt allerdings die angeschlagene Vitalität der Bäume verschärft. Wenn schon bei vitalen Bäumen eine Vitalitätseinbuße aufgrund der Beobachtungen zum Sommerschnitt naheliegt, so dürften die Schnittmaßnahmen hier besonders stark zu Buche geschlagen sein. In der Gruppe dürfte ausgehend vom aktuellen Zustand schätzungsweise die Hälfte der Bäume in den nächsten 10 Jahren abgängig sein.

Maßnahmen zur Förderung der Triebneubildung - etwa Aufasten im Spätwinter könnte bei den besseren Bäumen durchaus zu einer Normalisierung der Vitalität beitragen (vgl. Beobachtungen zum Aufasten zu tief stehender Bäume bei Auerswald, B. u. Hülbusch, K.H. 1996 :196). Bei einigen Bäumen dürfte man allerdings nicht um eine Nachpflanzung umhinkommen.

Die Bäume mit **ausgeschnittenen Kronen und seitlichem Schnitt (Spalte 6)** stellen innerhalb der Karlsau ein Sonderfall dar. Sie stehen als Innenreihen in der Hauptallee in der Achse Orangerie-Schwaneninsel-Siebenbergen. Bei diesen Bäumen wurde im Sommer 1998 der Kronenmantel gekappt, um die Sicht der Hauptachse der Karlsau freizuhalten (Abb 1). Diese eilige Maßnahme folgte, nachdem die Kronen der beiden inneren Reihen so weit entwickelt waren, daß sowohl durch herabhängende Zweige, wie durch die weit ausladenden Kronen die Sicht stark eingeschränkt war. Die Bäume reagierten auf den Schnitt mit verstärktem Austrieb an den Schnittstellen, die absehbar in den kommenden Jahren die kontinuierliche Wiederholung dieser Maßnahme notwendig macht.

Unbeabsichtigt wurde durch diese Schnittmaßnahme ein neues Gestaltungselement erfunden, nämlich Bäume mit einseitigem angeschrägtem Formschnitt. Geschnittene aufgeständerte Baumhecken kommen zwar in barocken Anlagen vor, doch nicht in der hier hergestellten Form. Zudem erfolgt die Herstellung geschnittener Hecken, Kastenbäume und Palissaden in der Regel mit gut schnittverträglichen Bäumen wie Linde. Auch das barocken Vorbild einer offenen Allee (Dezallier, d' Argentville 1760 :58) sieht anders aus und ist dauerhaft über hohes Aufasten mit der Ausbildung entsprechend kleiner Kronen zu bewerkstelligen.

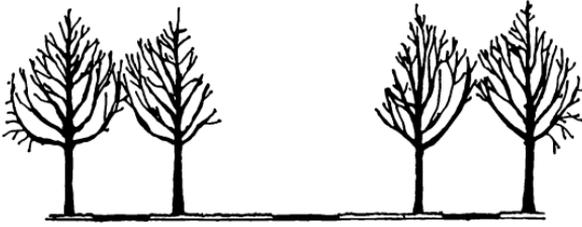


Abb 1.

Die beiden inneren Reihen der Hauptallee stehen 15 m auseinander. Vor 4 Jahren wurde die Sichtachse durch einen ‚Heckenschnitt‘ der beiden inneren Reihen freigeschnitten. Eine Aktion die weder den Eichen bekommen ist, noch dauerhaft den gewünschten Erfolg haben wird.

Ausgehend von der Bedeutung und Dimensionierung der Hauptallee, wäre zu überlegen, welche Vorbilder innerhalb der Karlsauae existieren, an denen die gestalterischen Vorgaben zu messen wären. Hinsichtlich Artenwahl und Dimensionierung entspricht hier der mit Eichen bestandene Teil der Dunklen Allee den vorhandenen Vorgaben. Eine Übertragung dieses Vorbildes würde bedeuten, konsequent die Aufastung der jungen Eichenbestände zu verfolgen, damit diese möglichst früh über ausreichend hohe Stämme verfügen.

Alle grobstämmigen Lichtraumprofil-Bäume mit durchgehendem Leittrieb besitzen aufgrund der vorhandenen durchgehenden Mitteltriebe die Möglichkeit mit relativ geringem Aufwand Aufastungen nachzuholen, wobei, wie die Beispiele verdeutlichen, die nachholende Arbeit mit zunehmendem Wachstum der Bäume die Menge der Arbeit ebenso stetig ansteigt, wie die Kosten und das zu entfernende Schnittgut. Hinzu kommt, daß die notwendigen Schnittmaßnahmen immer größere Wunden hinterlassen, womit gleichzeitig die Gefahr von Pilz- bzw. sonstigen Infektionen steigt. Zudem wird die Arbeit mit steigendem Dickenwachstum der Verzweigung zunehmend erschwert. Nur wenige Bäume besitzen heute bereits Kronen, die nicht mehr Aufzuasten wären. Selbst die im Folgenden zu besprechenden Bäume mit Zwillen und mehrfachen Stammgabelungen sind fast durchgängig durch nachholende Aufastungen in ihrem Wuchs zu korrigieren.

Grobstämme Bäume mit Zwillen und mehrfachen Stammgabelungen (Spalten7-8)

In dieser Gruppe sind Bäume mit Zwillen bzw. Mehrfachvergabelungen des Stammes versammelt. Sie weisen ansonsten alle charakteristischen Merkmale der vorangegangenen Bäume mit ausgeschnittenen Kronen auf. Auffällig und verständlich ist in dieser Gruppe die Häufung steilastiger Bäume. Die Steilastigkeit ist per se Ausdruck einer geringer ausgeprägten Differenzierung der Hierarchie in der Verzweigung. Seitenverzweigungen werden bei steilastigen Bäumen nicht zwangsweise durch den älteren Trieb unterdrückt. Die Konkurrenzierung der Triebe scheint primär über die Wuchsleistung geregelt zu werden. So kommt es regelmäßig vor, daß ältere Triebe von jüngeren überwachsen werden. Ein weiteres Merkmal der undifferenzierten Hierarchie sind die

meist an den steilastigen Ästen fehlenden Astkragen. Der Schnitt dieser Bäume erfordert deshalb eine besondere Aufmerksamkeit, weil ein Schnitt auf Ast-ring nicht möglich und das Sägen in den engen Astgabeln erschwert ist. Es ist also nicht verwunderlich, daß bereits bestehende Zwillen sehr früh stehen gelassen werden, wodurch spätere kompensierende Entlastungsschnitte oder andere Zwillen-'entlastende' Maßnahmen, Kronensicherungen, Vergurtungen usw. bereits vorprogrammiert sind. Nicht selten werden Zwillen dann doch zu einem späteren Zeitpunkt - mit entsprechendem Aufwand und Folgen für die Bäume entfernt. Nach Lage der Zwillen kann der Typus weiter unterteilt werden:

- Zwillen und Gabeln in 4 m (Spalte 7)
- Zwillen und Gabeln über 4 m (Spalte 8)

Bei den Bäumen mit Zwillen in 4 m Höhe (Spalte 7) erfolgte die Aufastung bis zu dieser Höhe, die Zwillen wurden belassen. Wenn weiter aufgeastet wurde, so erfolgte das durch Entfernen der unteren Seitenverzweigungen an den Stammästen. Diese Praxis hat bereits früh zu einer selektiven Förderung der unteren Verzweigung geführt, so daß die einzelnen Stammäste meist Stärken über 10 cm Ø besitzen. Trotz dieser großen Aststärken scheint eine nachholende Aufastung möglich und sinnvoll und wurde in ähnlichen Fällen bereits anderen Orts erfolgreich erprobt. Bei Zwillen und Gabeln über 4 m Höhe gelten die gleichen Regeln. Im einzelnen wäre zu überlegen, ob Zwillen vorgreifend entfernt werden, oder ob sie nicht ganz normal im Zuge von Aufastungen mit entfernt werden. Geht man nämlich von Stammhöhen von 8-10 m bei den fertiggestellten Bäumen aus, so liegen alle in dieser Gruppe erfaßten Zwillen innerhalb der künftigen Stämme. Sie könnten also auch im Zuge der Normalarbeit des Aufastens der nächsten Jahre beseitigt werden.

Die Lichtraumprofil-Bäume stellen Beispiele für die jungen Bestände mit Stammhöhen bis 4,5 m dar. Die investierte Arbeit ist am Leitbild Lichtraumprofil orientiert und tut so, als ob die heute hergestellten Stammhöhen auch im Alter ausreichend wären. Unabsichtlich hergestellt und unbeachtet stehen in den jungen Beständen bereits Bäume, die durch Aufastung oder durch das Entfernen über Schattendruck abgestorbener Äste bereits deutlich höhere Stämme und lichte Höhen aufweisen. Die folgenden Beispiele sollen das verdeutlichen und letztlich den Weg von den jungen zu den alten Bäumen dokumentieren.

Junge Bäume mit lichten Höhen (Spalte 9)

(Stammhöhen bis 10 m)

Innerhalb der jungen Bestände stehen die ältesten Bäume in der östlichen Allee am Hirschgraben (Pflanzung ab 1965). Die Bäume teilen fast alle Merkmale mit den Lichtraumprofil-Bäumen. Der einzige Unterschied besteht im Alter, dem stärkeren Wuchs, und vor allem in der Stammhöhe, die mit 5-6 m deutlich über die Lichtraumprofil-Höhe hinausreicht. Die Bäume verdeutlichen am e-

hesten den Unterschied zwischen der formalen Festlegung des Lichtraumprofils (RAS-Q, 1996) von 4,5 m und einer lichten Höhe, die weit darüber liegt und die vom Stand der Bäume, der natürlichen Selbstentastung, der durchgeführten Arbeit oder gestalterischen Überlegungen getragen sein kann. In den östlichen Alleen am Hirschgraben stehen regelmäßig bis 6 m hoch aufgeastete Bäume, wobei gleichzeitig zu beobachten ist, daß die Allee-Innenseiten häufig höher aufgeastet oder aufgezeigt sind. Die stärkeren Schnitte der Allee-Innenseiten sind zum einen eine Reaktion auf den Weg, der hier durchführt, zum anderen das Ergebnis der verstärkten Selbstentastung der Bäume durch den stärkeren Schattendruck im Innern der Allee. Die ‚lichte Höhe‘ der Alleen hat also real etwas mit Licht und nichts mit Verkehr oder formalen Höhenfestsetzungen zu tun. Denn ungeachtet der beabsichtigten oder festgelegten Stammhöhen reagieren Bäume primär auf die herrschenden Lichtverhältnisse. Auf den schattigen Innenseiten der Alleen, wird die lichte Höhe aufgrund des Pflanzabstandes von 7 m über kurz oder lang Höhen über 10 m erreichen. Schon heute liegt trotz Stammhöhen von 4,5 bis 6 m die lichte Innenhöhe bereits bei 7-8 m Höhe.

Unbeabsichtigt und unreflektiert folgt die gärtnerische Arbeit dem, was die Bäume vorgeben. Der, über den Schattendruck ausgelösten verstärkten Astreinigung folgen die verstärkten Schnitte zur Entfernung der toten Äste, sowie Schnitte zum Auslichten der Kronen. Das Ergebnis sind die aktuell zu beobachtenden lichten Höhen, obwohl diese auch systematischer und ohne aufwendige und unnötige Schnitte in den Kronen zu erreichen gewesen wären. Wie die Beispiele belegen, ist es folglich keine Frage, ob man die Bäume so hoch aufasten muß oder nicht, sondern bestenfalls um die Frage zu welchem Zeitpunkt und auf welche Art und Weise. Denn die Stammhöhe ist implizit im Plan, im Pflanzabstand der Bäume angelegt. So wie man in geschlossenen Beständen keine Solitäre herstellen kann, so kann auch der Solitär kein brauchbares Vorbild für die Verfertigung einer Allee sein, worauf schon L. Migge (1913) hinweist.

"Noch heute pflanzt der rechte Gartenfachmann seine Allee so weit, dass, wie er sagt, "jeder Baum sich noch zu seiner vollen Schönheit entwickeln kann". Das ist nun aber eine fundamentale Verknennung des Begriffs: Allee. *In dieser gibt vielmehr der einzelne Baum seine Individualität zugunsten eines völlig neuen Organismus auf.* Eine echte Allee stellt von außen gesehen eine geschlossene grüne Wand dar, und drinnen eine mehr oder minder lockere, hohe oder breite domartige Wölbung. Zu diesem Zwecke aber müssen die Bäume wesentlich enger gepflanzt werden..." (Migge, L. 1913: 103)

In der Reihe der Alleepflanzungen der Karlsau stellen die Bäume mit Stammhöhen von 6-9 m folglich kein zufälliges oder unbedeutendes Randphänomen dar, sie sind vielmehr eine regelhafte Erscheinung bei der Verfertigung von Eichen-Alleepflanzungen.

Alte Bäume mit lichten Höhen (Spalten 10-12)

In diesem Typus sind alte Eichen aus der Dunklen Allee und der Eichenallee zusammengestellt. Das Alter der Bäume liegt bei (80 -) 100-200 (- 250) Jahren. Die Bäume stehen in der Reihe in einem Abstand von 7-8 m, zwischen den beiden Reihen besteht ein Abstand von 12 m. Die Standweiten der Bäume sind damit vergleichbar der jungen Alleepflanzungen, mit dem Unterschied, daß dort die Bäume auf 12 m Abstand in der in der Reihe stehen, während zwischen den beiden Reihen 7,5 m Abstand ist (Abb.2, 3).

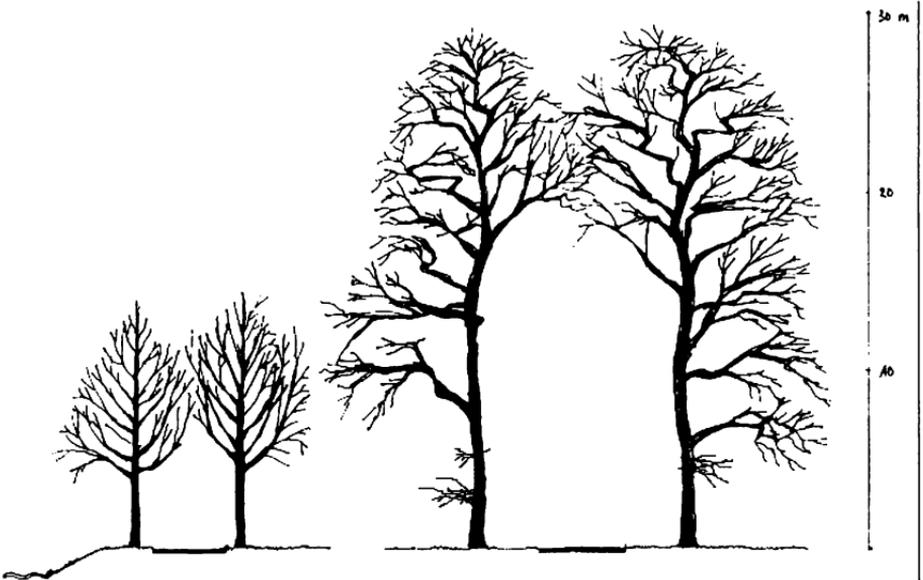


Abb 2: Junge Eichen-Alleen mit einem Abstand von 7,5 m und 12 m in der Reihe. Die lichte Höhe liegt heute bei 6 bis 8 m.

Abb 3: Alte Eichen-Allee mit einem Abstand von 12 m und Pflanzabständen von 5-7 m in der Reihe. Die lichte Höhe der Allee beträgt 10 bis 15 m.

Die Bäume sind zwischen 25 und 35 m hoch. Bei den Bäumen ist in diesem Alter ist das Höhenwachstum weitestgehend abgeschlossen und das vegetative Triebwachstum reduziert (Triebblängen zwischen 5-10 cm), wohingegen die Blüten- und Fruchtbildung verstärkt ist. Die Stammhöhen der Bäume liegen zwischen 5-9 (-18) m, wobei die Innen- und Außenseiten der Allee oft unterschiedliche Höhen besitzen. Infolge des Schattendrucks zwischen den Bäumen sind die Allee-Innenseiten deutlich höher astfrei, als die äußeren Seiten. Während die Außenseiten zu den angrenzenden Rasenflächen eine lichte Höhe von 4-6 m haben, beträgt die lichte Höhe in der Allee 15-20 m. Bei der Aufnahme der Stammhöhen wurde die Stammhöhe bis zur Höhe angegeben, in der ‚alten‘ Äste sitzen. Unterhalb dieser Äste sitzen häufig jüngere Äste, die

das Ergebnis sekundärer Stammaustriebe sind. Teilweise reichen sie bis auf 2-3 m Höhe herab, wobei die tiefen sekundären Beastungen auf die Außenseiten, bzw. auf die Stammseiten in der Reihe beschränkt sind. Die Stärke dieser Stammaustriebe liegt in der Regel unterhalb 10 cm Ø, was auf ein Alter von ca. 10-15 Jahre schließen läßt. Geschlossene Wunden an den alten Bäumen belegen, daß auch zu früheren Zeiten bereits sekundäre Stammaustriebe an den Bäumen entfernt wurden. Diese ‚Stambewirtschaftung‘ ist das kennzeichnende Merkmal der alten Bäume, wobei es nach Menge und Stärke große Unterschiede zwischen den einzelnen Bäumen gibt. Auffällig ist, daß Bäume mit zahlreichen Wunden auch wieder einen verstärkten Neuaustrieb nach sich ziehen. Bäume die frühzeitig aufgeastet wurden, dürften deshalb eine insgesamt geringere Neigung zur Ausbildung von Stammaustrieben haben, so daß auch die Arbeit an den alten Bäumen sparsamer ausfallen dürfte. In der Reihe der alten Bäumen konnten folgende Differenzierungen nach Vitalität, Schnitten und Maßnahmen unterschieden werden.

Typische Alt-Bäume (Spalte 10)

Alt-Bäume mit absterbenden Kronenästen (Spalte 11)

Alt-Bäume mit gekappten Kronen (Spalte 12)

Die oben beschriebenen Merkmale treten an den **Typischen Alt-Bäumen (Spalte 10)** auf, ohne daß zusätzliche Schnitte, Schäden, Merkmale zu beobachten sind. Das mag beim aufgenommenen Beispiel durchaus am Alter liegen, denn der Baum ist schätzungsweise bei einem Stammdurchmesser von 65 cm vermutlich erst 80 Jahre alt. Die noch junge Krone hatte darüber bislang vermutlich wenig Anlaß geboten, Äste herauszuschneiden, wie das charakteristisch für die folgenden Gruppen ist.

Mit zunehmendem Alter tauchen an den Alt-Bäumen regelmäßig einzelne **abgestorbene Kronenäste (Spalte 11)** auf, was als normale Alterserscheinung zu verstehen ist. Eine Kronenpflege könnte bei diesen Bäumen darauf beschränkt bleiben, nur die abgestorbenen Äste zu entfernen, wo das aus Gründen der Verkehrssicherheit zwingend notwendig ist. Weil größere Äste allerdings nicht von einem zum nächsten Jahr absterben, und zudem am Baum in den ersten Jahren relativ stabil sind, dürfte bei jährlicher Kontrolle höchstens alle 5 Jahre ein Durchgang zum Entfernen toter Äste notwendig sein.

Der folgenden Typ zeigt als zusätzliche Merkmale eine deutliche Intensivierung der Pflegemaßnahmen. Allen Alt-Bäumen gemeinsam sind **Kappungen in der Krone (Spalte 12)** und starker Rückschnitt in den Kronen in Höhen um 20 m. Die Kronen weisen deshalb bis 20 cm große Schnittwunden auf, die erst zum Teil geschlossen sind. Als Folge des starken Rückschnitts sind sowohl an den gekappten Ästen, wie auch an darunterliegenden Ästen verstärkt Angst- und Reiterationstrieb zu beobachten, die den Verlust an Kronenästen durch neues Wachstum zu kompensieren versuchen. Ziel der Maßnahmen war die ‚Verjüngung‘ der alten Kronen durch starken Rückschnitt. Solche Maßnahmen können im Einzelfall so weit gehen, daß fast die gesamte Krone verloren geht

und der Baum aus Reiferationstrieben eine neue ‚Krone‘ aufbauen muß. Diese ‚Verjüngungsmaßnahmen‘ zeigen aber nicht immer Erfolge. Vielmehr tauchen regelmäßig Bäume auf, die nach starkem Rückschnitt in den Kronen nur eine schwache Reaktion zeigen, sprich nur eine geringe Triebneubildung aufweisen. Die Bilder erinnern an die Phänomene, die bereits bei den jungen Bäumen mit stark verringertem Triebzuwachs (vgl. Spalte 5) beschrieben wurden. Es ist nicht auszuschließen, daß hier ähnliche kausalen Zusammenhänge zwischen den ebenfalls im Sommer durchgeführten Schnittmaßnahmen und einer Vitalitätsschädigung vorliegen. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte auch bei diesen Bäumen bereits eine vorher angeschlagene Vitalität bestanden haben, die durch Schnittmaßnahmen zusätzlich verschlechtert wurde. Der Sommerschnitt dürfte bei den alten Bäumen die gleichen vitalitätsmindernden Auswirkungen zeigen, wie sie an den jungen Bäumen zu beobachten sind.

FOLGERUNGEN UND REGELN

Die dargestellte Reihe von den jungen zu den alten Bäumen läßt Schlüsse und Einsichten zu, die in den einzelnen Typen zwar angelegt sind, die allerdings erst in der Reihe deutlich sicht- bzw. verstehbar werden. Die jungen Bäume sind immer von den Alten her zu verstehen, Arbeiten oder Versäumnisse immer in Hinblick auf künftige Erträge oder kompensierende Arbeiten zu denken. Die Arbeit an den Jungen kann auf diesem Wege vorgedacht werden, wobei die Alten als Vorbilder, auf jeden Fall aber als „zufällige Experimente“ (Hülbusch, K.H. 1989) verstanden werden können, an denen die Verfertigung der jungen Pflanzungen gelernt werden kann (Granda Alonso, M. E. 1993). Vom Ende, also von den alten Bäumen aus betrachtet, dominiert die Alterungspflege, die in erster Linie als Stamm- und Kronenpflege verhandelt werden muß, wenn man die, über falsche oder vernachlässigte Pflege hergestellten Problemfälle mit Chirurgierungen, Zwillen, Kronensicherungen, usw. wegläßt. So lange die Bäume vital sind und nicht im Alter Versäumnisse aus der Jugend kompensiert werden müssen, reicht eine sparsame Pflege, die im Gegensatz zur gängigen Unterhaltungspflege (Malek, v. J. et al. 1999:227) ohne Schnitte in der Krone auskommt, es sei denn, sie dienen der Beseitigung abgestorbener Äste, von denen eine reale Gefahr aus geht. Dem gegenüber steht bei den jungen Bäumen die Jungwuchspflege mit Stammerzziehung, die erst Bäume mit lichten Höhen und relativ kleinen Kronen herstellt.

Alterungspflege

Die Alterungspflege ist in der Wirkung primär konsolidierend, d.h. sie zielt darauf ab, den ins Alter gekommenen Baum zu erhalten. Das beinhaltet zum einen das Entfernen sekundärer Stammaustriebe, damit die in der Jungwuchspflege hergestellten Stämme als solche erhalten bleiben. Zum anderen geht es um die Beseitigung normaler Alterserscheinungen, wie abgestorbener Äste, sofern das aus Gründen der Verkehrssicherungspflicht erforderlich ist. An-

sonsten bedarf die Alterungspflege idealerweise keiner weitergehenden Eingriffe und Arbeiten am alten Baum. Dort, wo statische Sicherungsmaßnahmen angedacht oder durchgeführt werden (müssen), sind sie meist bereits ein Verweis auf vorangegangene Versäumnisse. Die Alterungspflege wäre eine solche Regel, bei der die Arbeit an den alten Bäumen eher gering ausfällt, wenn sie in der Jugend der Bäume angemessen vorbereitet wurde. Denn beim Großteil der Bäume, die im Alter aufwendiger Pflege, Sanierungs- und Sicherungsarbeiten bedürfen, handelt es sich eindeutig um Bäume, bei denen diese Fehler in jungen Jahren leicht hätten aus der Welt geschafft werden können. Es darf an der Stelle auch nicht unterschlagen werden, daß ein Teil der heute in der Karlsaue vorhandenen Chirurgierungen und Nachchirurgierungen Folgen der ‚Bereinigung‘ vorangegangener Versäumnisse sind, die zu einem Zeitpunkt durchgeführt wurden, da die Bäume bereits stark ins Holz gewachsen waren. Die Sparsamkeit der Alterungspflege ist der Ertrag vorangegangener sorgfältiger Jungwuchspflege. Dort, wo diese vergessen, verspätet oder gar nicht bedacht ist, tauchen Probleme und Notwendigkeiten zu handeln verspätet und dann meist besonders aufwendig auf.

Jungwuchspflege- Stammerziehung versus Kronen(v)erziehung

Die Jungwuchspflege ist die konsequente Umsetzung der Einsichten zur Alterungspflege. Die Stammerziehung spielt dabei eine zentrale Rolle. Das wäre etwa ein Unterschied zur gängigen Praxis der Baumpflege, bei der nicht die Stamm- sondern die Kronenerziehung im Vordergrund steht (Malek. v. J. et al. 1999,). Bevor fürs Alter taugliche und hinreichende Stammhöhen hergestellt sind, wird die Arbeit bei der Kronenerziehung an die unteren Äste oder in die Krone verlagert, mit dem Ergebnis, daß dann die zu geringe Höhe durch laufenden Schnitt freigeschnitten werden muß. Die Arbeit ist nicht nur unproduktiv, sondern führt auch binnen kurzer Zeit zu stark ausgekahlten unteren Kronen, bei denen über kurz oder lang die unteren Äste dann doch entfernt werden.

Neben diesen nachvollziehbaren, der Kompensation zu geringer Höhe dienenden Schnitten ist die Profession bis heute eine plausible Begründung für die Kronenauslichtungsschnitte schuldig geblieben, was bereits O. Hübner (1915 :48) kritisierte. Der dem Vorbild nach aus dem Obstbau kommende Schnitt verliert bei den Laubbäumen ohne Ertragsabsicht auf Blüte bzw. Obst seinen Sinn, es sei denn er diene der Erziehung von Formbäumen (Beißner, L. 1887). Die Kronenerziehung - so die gängige Begründung - diene der Erziehung einer artspezifischen Kronenform ist ebenso abstrus, wie unzutreffend. Denn zum einen ist die Kronenform am ehesten Ausdruck des Alters der Bäume sowie dem jeweiligen Stand. Das idealisierte Bild eines Solitärs auf alle Bestände zu übertragen übersieht die entscheidenden Unterschiede zu Bäumen im Bestand, in Alleen oder Reihen (s. oben; Migge, L. 1913:103). Zudem zeigen gerade die aufgeführten Beispiele der jungen Eichen, wie variabel

das Wuchsverhalten und die Kronenbilder bei ein und derselben Art (*Quercus robur*) sein können. Die oben skizzierte Reaktion auf die unterschiedlichen Wuchstypen belegt darüber hinaus etwas Anderes; daß nämlich die Pflege eher die genetisch veranlagten Wuchseigenschaften überhöht und stabilisiert, anstatt regulierend einzugreifen. Wenn auf diesem Wege die Erziehung verabsäumt wird, verkehrt sich die Kronen-Erziehung leicht in ihr Gegenteil, zur Kronen-Verzierung.

Die beobachteten Beispiele bezeugen diesen Vorgang, bei dem die mitgebrachte Starkastigkeit der Eichen, sowohl bei flach- wie bei steilastigen Bäumen zulasten des Mitteltriebs gefördert wird. Sekundäre Protzen (Granda-Alonso, M. E. u. Moes, G. 1996) sind ebenso die Folge, wie abholzige und umwachsene, in ihrer Wuchsleistung geschwächte Leittriebe und sekundäre Zwilfen und Zwiesel. Die Kronenerziehung ist unausgesprochen auf die Reduktion der apikalen Wuchsleistung der Bäume gerichtet, wie auf der anderen Seite die Stammerziehung die Förderung des Höhenwachstums begünstigt. Die Kronenerziehung hat als Leitbild den landschaftlichen Baum (Granda-Alonso, M. E. 1993) verinnerlicht, wohingegen die Stammerziehung das Ergebnis einer an der Sparsamkeit und Alterungsfähigkeit orientierten Arbeit darstellt. Für die Stammerziehung kann im Hinblick auf die durchzuführende Arbeit frei nach dem Spruch eines Revierförsters aus Lauenburg eine einfache Regel formuliert werden: Schnittmaßnahmen an den Bäumen haben vom Zeitpunkt her **früh**, vom Ausmaß **mäßig** und von der Wiederholung her **oft** zu erfolgen. Nur dadurch ist eine gute Kontrolle möglich und wird kontraproduktive Arbeit vermieden.

Lichte Höhe versus Lichtraumprofil

Auf den ersten Blick scheint das heute hergestellte Lichtraumprofil von 4,5 m der Lichtraumprofil-Bäume ausreichend. Bei genauerer Betrachtung fällt allerdings auf, daß diese Stammhöhe zusätzlich über laufenden Schnitt an den unteren Ästen höher geschoben wird. Die auf diesem Wege hergestellte Höhe liegt bei den heute 45 jährigen Pflanzungen schon bei rund 5-6 m. Anlaß für diese laufende ‚Nachbesserung‘ der Höhe ist die herabhängenden Seitenverzweigungen der untersten Äste. Denn 4,5 m Stammhöhe bedeuten ja nicht automatisch 4,5 m lichte Höhe. Berücksichtigt man das Wachstum der Äste, so fällt auf, daß sie mit zunehmendem Alter regelmäßig um 3-4 m nach unten hängen. Um diesem Phänomen zu begegnen bedarf es folglich höherer Stämme, oder der laufender kompensierender Schnittarbeit an den unteren Kronpartien. Das Ergebnis kompensierender Aufzweigungen sind vergrößerte untere Kronpartien (vgl. die grobastigen Typen; Spalten 3-8) mit kahlen, zweiglosen Ästen, wobei die Zone der Aufzweigung immer weiter nach draußen geschoben wird. Das Problem bleibt solange bestehen, bis die unteren Äste dann ggf. doch zu einem späteren Zeitpunkt entfernt werden. D.h. nicht nur die Stammhöhe geht über das formalistisch in der RAS-Q festgesetzte

Maß von 4,5 m Lichtraumprofil hinaus, die lichte Höhe der Alleen reicht noch höher und liegt heute bereits bei 7-8 m. Beide Begriffe müssen deshalb unterschieden werden, weil Lichtraumprofil etwas anderes meint wie lichte Höhe. Diese ist vornehmlich das Ergebnis der Verschattung der unteren Kronenpartien oder im Zusammenhang mit angrenzender Bebauung relevant (Böse-Vetter, H. u. Hülbusch, K.H. 1996 :115).

Sommerschnitt schwächt das vegetative Wachstum

Eine der wesentlichen Aufmerksamkeiten bei der Aufnahme der jungen Eichenbestände war der Frage nach dem Zusammenhang zwischen den beobachteten Phänomenen ausgekahler Kronen (Hülbusch, K.H. 1996), verringerter Vitalität und Streßsymptomen und dem Schnittzeitpunkt (Sommerschnitt) gewidmet.

Angsttriebe bzw. Absprünge und Sommerschnitt

Der starke Sommerschnitt in den Kronen und an den unteren Ästen ist allen Beobachtungen nach entscheidend für die an den Bäumen beobachteten Phänomene verringerter Vitalität, wie ausgelichtete Kronen mit einem mehr oder weniger dichten Besatz an Angsttrieben bzw. Absprüngen an den Ästen. Anders als Wassertriebe, die als "Reiterationstriebe" (Gleissner, P. 1995 :851) dauerhafte Neutriebe darstellen, die zu Fein-, Schwach- bis hin zu Grobästen heranwachsen können, sind die ‚Angsttriebe‘ hinfällig, d.h. die Bäume werfen diese Triebe nach einigen Jahren ab (Roloff, A. 1989:137). Angsttriebe sind anders als Wassertriebe eben nicht Ausweis der Vitalität eines Baumes, sondern vielmehr Ausdruck von Streß (Gleissner, P. 1995 :851). Als gutes Merkmal zur Unterscheidung von Angst- und Reiterationstrieben kann man deren Unfähigkeit zur Verzweigung heranziehen. Angsttriebe bleiben auch nach mehreren Jahren unverzweigt, und erreichen selten ein Alter, das über 5 Jahre hinausreicht. Der dichte Besatz mit Absprüngen ist deshalb ein eindeutiges Indiz für den Zeitpunkt ihrer Entstehung. Die Ursache liegt in der letzten zurückliegenden Aufastung, vor 3-4 Jahren (Abb. 4).

Es gibt also kaum einen Zweifel darüber, daß die Angsttriebe und der starke Rückschnitt der Bäume unmittelbar zusammenhängen. Entscheidend für das Phänomen scheint dabei ausschließlich der Schnittzeitpunkt zu sein. Denn Eichen reagieren, wie andere Bäume auch, auf massiven Rückschnitt im Winterhalbjahr mit entsprechend üppiger Triebneubildung aus schlafenden bzw. neugebildeten Knospen. Selbst bei Stockhieb, wie das etwa flächenhaft in Eichenschälwäldern zur Gewinnung von Rinde zum Gerben betrieben wurde (Schmithüsen, J. 1934; Burg, B, 1995), treiben die Bäume stark aus. Der Schnitt in mehrjähriges Holz ist also nicht das Problem, wie eigene Aufastungen an jungen Eichen in Kassel Waldau und an der Ingenieur-Schule gezeigt haben, vorausgesetzt er findet im Spätwinter statt.

Die Bäume zeigen nach Schnitten im Winter einen entsprechen üppigen Triebzuwachs, aber überhaupt keine (!) Bildung von Angsttrieben. Es liegt folglich auf der Hand, die beobachteten Phänomene nicht primär dem Schnitt, als vielmehr dem falschen Schnittzeitpunkt anzulasten. Wenn denn der Sommerschnitt Streßsymptome bei den Eichen auslöst, so ist es naheliegend, zu vermuten, daß es insgesamt zu

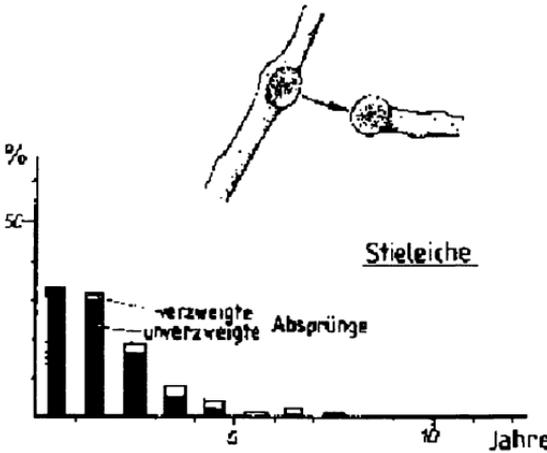


Abb. 4:
Absprünge bei *Quercus robur*

Absprünge sind neugebildete unverzweigte Triebe aus schlafenden Knospen mit einer zeitlich begrenzten Lebensdauer. An der Triebbasis ist ein deutliches Trenngewebe ausgebildet. (aus Roloff, A. 1989 : 138)

einer Beeinträchtigung der Vitalität der Bäume gekommen ist, was ja bereits durch die geringen Triebzuwächse von 10-15 cm, teilweise sogar nur 5 cm ersichtlich ist. Die Beobachtungen stehen damit im Widerspruch zur aktuellen Hofierung des Sommerschnittes bei Bäumen, die allerdings weniger dem Wohl der Bäume als vielmehr dem ökonomischen Kalkül entsprechend spezialisierter Betriebe in der Baumpflege (Maschinenauslastung, Mitarbeiterinsatz) Rechnung trägt. Zudem ist das Augenmerk der Untersuchungen in der Regel primär der Wundreaktion gewidmet, andere Beobachtungen und Phänomene werden in dem Zusammenhang meist nicht verhandelt (vgl. z.B. Liese, W. u. Dujesiefken, D. 1989).

Sommerschnitt und Wundheilung

Das Stereotyp wiederholte Argument der angeblich nachgewiesenen besseren Wundheilung bei Sommerschnitt stellt sich bei kritischer Prüfung der Versuchsreihen und der Ergebnisse (z.B. : Liese, W. u. Dujesiefken, D. 1989 :356ff.) als nicht zutreffend heraus. Vielmehr belegen die Versuchsreihen eindeutig die Überlegenheit des Spätwinterschnittes (Mitte Februar- Ende März) bei den untersuchten Bäumen (*Quercus robur*, *Q. rubra* und *Fagus sylvatica*; Abb. 5-7). Weil die Autoren etwas anderes beweisen wollten, wird der Spätwinterschnitt präventiös zwischen den Terminen Anfang Februar und Anfang

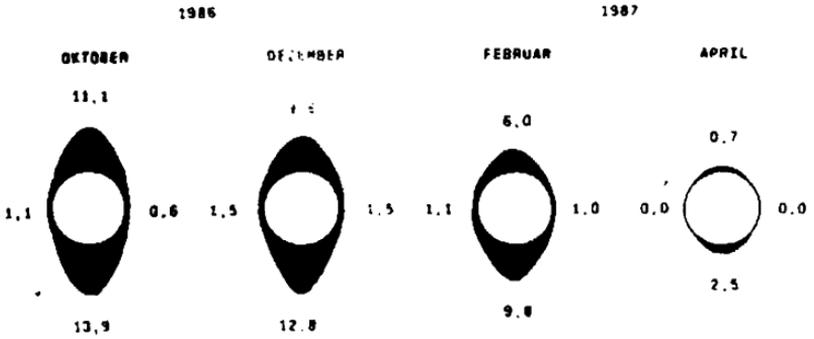


Abbildung 1: Zurücktrocknen des Kambiums (mm) nach Stammbohrung zu verschiedenen Zeiten im Winterhalbjahr 1986/87 bei Buche.

Abb. 5: Jeweils zu Beginn der Monate Oktober bis April hergestellte Verletzungen. Der Versuchsaufbau suggeriert, daß vor April die Zurücktrocknung dominiert. Dabei beginnt das Knospenschieben je nach Witterungsverlauf häufig bereits Ende Februar bis Mitte März, so daß davon auszugehen ist, daß es dann ebenfalls zu keiner Zurücktrocknung des Kambiums mehr kommt.

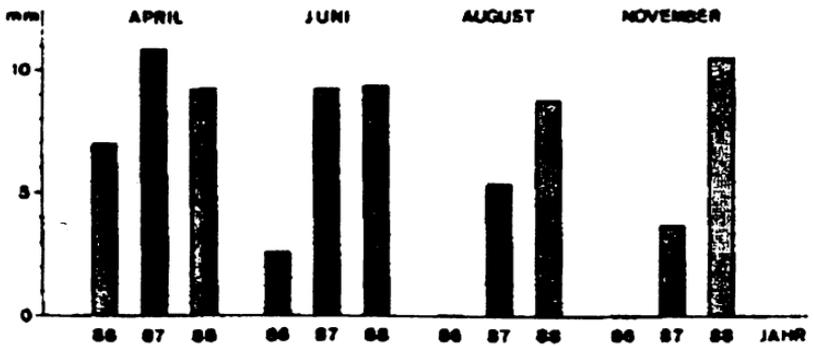


Abbildung 3: Kalluszuwachs pro Jahr (mm) nach April-, Juni-, August- und November-Verletzung.

Abb. 6: Eindeutig belegt die Graphik, daß ab dem Sommer im Jahr der Verletzung keine nennenswerte Kallusbildung stattfindet. Stattdessen ist die Kallusbildung beim Spätwinterschnitt, der hinter dem April versteckt ist, eindeutig und über die Jahre am üppigsten. Addiert man die Werte der ersten 3 Jahre und setzt den April = 100 %, so erreicht der Juni nur 75 %, während August und November nur 50 % erreichen.

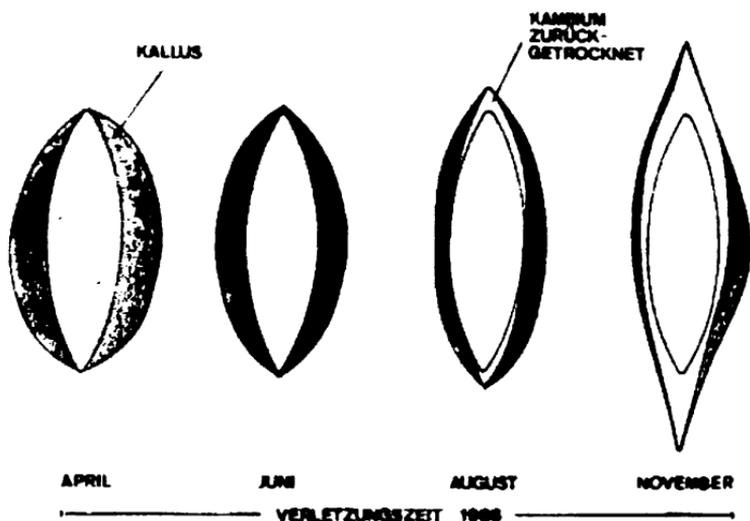


Abbildung 4: Kallusstärke und Vergrößerung der Wunde durch Zurücktrocknen des Kambiums am Ende der Vegetationsperiode 1988.

Abb. 7: Auch am Bild der unnötigerweise spitzelliptischen Wunden sind die Unterschiede nach 3 Jahren deutlich sichtbar. Der Spätwinterschnitt zeigt die beste Überwallung, während die Sommer- und Herbstschnitte durch das Zurücktrocknen der Wundränder und eine vergleichsweise schwache Wundreaktion auffallen. (Skizzen Abb. 5 – 7 aus Liese, W. u. Dujesiefken, D. 1989 :359)

April versteckt, um darüber die dem Spätherbst und Frühwinterschnitt anhaftende Gefahr der Rücktrocknung der Kallusränder suggestiv bis Ende März auszudehnen. Anfang April rutscht er dann in die Reihe des Schnittes während der Vegetationszeit, wobei gleichzeitig unterschlagen wird, daß es im Lauf des Jahres ab April mit dem Kalluszuwachs immer weiter bergab geht. Ebenso unerwähnt bleibt, daß der Aprilschnitt auch ab Mitte/Ende Februar hätte durchgeführt werden können.

Die Auslegung der Ergebnisse ist auf die Propagierung des Sommerschnittes ausgelegt.

„Die beste Überwallung entstand in allen Fällen nach Verletzung im April. Wird dagegen ein Baum in seiner Ruhephase, also im Winter, verwundet, trocknet zunächst das Kambium zurück und die Überwallung ist in der folgenden Vegetationszeit schwächer. (...) Die Ergebnisse zeigen eindeutig, daß Sanierungsmaßnahmen außerhalb der Wachstumsphase die Wundüberwallung hemmen.“ (Liese, W. u. Dujesiefken, D. 1989 :359)

Selbst jüngere Untersuchungen haben keine plausible Begründung für die Bevorzugung des Sommerschnittes aus der Sicht der Wundheilung geliefert. Legt

man die Beobachtungen zu Streßsymptomen und zur Vitalitätsminderung, die nachweislich durch Schnittmaßnahmen im Sommer hervorgerufen werden, zugrunde, so gibt es nur gute Gründe gegen, aber keine für den Sommerschnitt bei Bäumen.

„Mit der neuerlichen Kaprizierung der Schnittzeit ausschließlich nach der Kallusbildung, die im Sommer zu verschiedenen Zeiten bei den Arten nach grober Beobachtung große Differenzen aufweist (s. Dujesiefken, D. 1991) ist kein Staat zu machen. Denn bei Schnitt im Spätwinter auf Astring ist die Kallusbildung arttypisch immer erfolgreich. Zudem wird die Vitalität erhalten bzw. bestärkt. Dagegen zeigen die aufgeführten Beispiele, die mit weiteren Recherchen wohl leicht vervollständigt und ergänzt werden können, von Sommerschnitten sofort und längerfristige Vitalitätseinbußen bis zum Absterben unabhängig von der Intensität der Kallusbildung.“ (K.H. Hülbusch, 1996 :201)

Für wahr, das belegen recht anschaulich auch die hier versammelten Belege zum Sommerschnitt an Eichen in der Karlsaue. Allgemeiner lehrt das Beispiel, daß der derzeit propagierte Sommerschnitt primär das generative Wachstum fördert, ein Phänomen, das bei Bäumen mit zunehmendem Alter natürlich ist, das aber auch in Stress-Situationen (Notblüte) verstärkt auftaucht. Als sichtbares Ergebnis führt dies bei jungen Bäumen rasch zu Phänomenen der Vergrüßung und einer deutlichen Reduktion des vegetativen Triebzuwachses. Bei Obstbäumen mag der Sommerschnitt zur Förderung von Fruchtholz und Blüte sinnvoll sein, im hier besprochenen Kontext städtischer Laubbaumpflanzungen ist er hingegen kontraproduktiv, ja sogar zerstörerisch. Dem gegenüber stehen alle Erfahrungen zum Spätwinterschnitt bei Bäumen - sieht man mal von denen mit spätwinterlicher Saftverschiebung ab (Hülbusch, K.H. 1996a), die generell immer mit einer Intensivierung und Stärkung des generativen Wachstums einhergehen. Für die angeschlagenen Eichen der Karlsaue wäre auf jeden Fall der Spätwinterschnitt eine plausible Vorgehensweise zur weiteren notwendigen Aufastung der Bäume, damit die jungen in absehbarer Zeit dort ankommen, wo die alten heute stehen.

Literatur

- Auerswald, B., K.H.Hülbusch 1996: Hoch Aufasten hilft evtl. bei zu tiefer Pflanzung. Notizb. d. Ks. Sch. 38: 196-197.
- 1996.Bartels, H. 1993: Gehölkunde. Einführung in die Dendrologie. Stuttgart.
- Bäuerle, H. u. Theiling, Chr. 1996: Plätze in Bremen - Platz haben und Platz lassen. Notizb. d. Ks. Sch. 44 1-133.
- Kassel.Beißner, L. 1887: Der Strassen-Gärtner. Berlin.
- Böse-Vetter, H., Hülbusch, K.H. 1996: Und was sagt Leberecht Migge zu den Bäumen? Notizb. d. Ks. Sch. 38:112-117.
- Braun-Blanquet, J. 1964: Pflanzensoziologie. Wien, New York.
- Breloer, H. 1996: Verkehrssicherungspflicht bei Bäumen. Braunschweig.
- Burg, B. 1995: Der Rebstock Waldnutzungsgeschichten. Dipl.arbeit am FB 13 der GH Kassel. Mskr. Kassel.
- Burg, B. u. Granda Alonso, M. E. 1996: Bäume pflanzen allein genügt nicht. Gutachten zum Pflegezustand der 7000 Eichen von Joseph Beuys. im Auftrag des Vereins 7000 EICHEN e.V. Mskr. Kassel.

- Burg, B. u. Hülbusch, K.H. 1996: Platanengilb und Sommerschnitt. Notizb. d. Ks. Sch. 38 199-200.
- Butin, H. 1983: Krankheiten der Wald- und Parkbäume. Stuttgart
- Dezallier, d' Argentville, A.-J. 1760: La Théorie et la Pratique du Jardinage.
- Froebe, H. A., u. Gleissner, P. 1993: Das Eichensterben im Augustinerwald. Die Beschreibung von Vitalitätsstufen für Trauben- und Stieleiche mit der Kronenstruktur Diagnose. RVfTH-Themen 2193 'Technische Biologie': 38-43.
- Gleissner, P. 1995: Sichtkontrolle und Vitalitätsbeurteilung von Laubbäumen mit Verzweigungsmustern (Teil 1: ABC der Verzweigung Linde und Roßkastanie). Stadt und Grün. 12/95: 849-855.
- Gleissner, P. 1996: Sichtkontrolle und Vitalitätsbeurteilung von Laubbäumen mit Verzweigungsmustern (Teil 2: Schadenszeichen und Schadenstypen). Stadt und Grün. 2/96: 119-121.
- Granda Alonso, M. E. 19(92)96: Wie wachsen Bäume in's Holz?. Notizb. d. Ks. Sch. 38: 7-47.
- Granda Alonso, M. E. 19(93)96: Was Bäumchen nicht lernt, lernt Baum nimmermehr. Notizb. d. Ks. Sch. 64-111.
- Granda Alonso, M. E., u. Moes, G. 1996: Von Zug- und Druckholz. Beobachtungen an Laubbäumen. Notizb. d. Ks. Sch. 40: 145-150.
- Harenburg, B. u. Wannags I. 1991: Von Haustür zu Haustür. Notizb. d. Ks. Sch 23: 6-123
- Hübner, O. 1914: Der Straßenbaum in der Stadt und auf dem Lande, seine Pflanzung und Pflege sowie die erforderlichen Maßnahmen zu seinem Schutz.
- Hülbusch, K.H. 1989: Collagen - 15 Jahre Kassel(er Schule). Notizb. d. Ks. Sch 10: 201-219.
- Hülbusch, K.H. 1996: Sommerschnitt: Auskahlende Kronen. Notizb. d. Ks. Sch. 38: 200-202.
- Hülbusch, K.H. 1996a: Verpflanztermin - Für Birken das Frühjahr. Deutsche Baumschule: 1/96: 33.
- Liese, W., Dujesiefken, D. 1989: Aspekte und Befunde zur Sanierungszeit in der Baumpflege. Das Gartenamt 38: 356-360.
- Malek, v. J., Molitor, W., Peßler, K., Wawrik, H. 1999: Der Baumpfleger. Stuttgart.
- Migge, L. 1913: Die Gartenkultur des 20. Jahrhunderts. Jena.
- Protze, K. 1996: Tiefe Bäume stehen kurz. Notizb. d. Ks. Sch. 38: 193-193.
- RAS-Q, 1996: Richtlinien für die Anlage von Straßen. Teil: Querschnitte. Forschungsgesellschaft für Straßen- und Verkehrswesen. Köln.
- Roloff, A. 1989: Kronenentwicklung und Vitalitätsbeurteilung ausgewählter Baumarten der gemäßigten Breiten. Schriften aus der Forstlichen Fakultät der Universität Göttingen und der Niedersächsischen Forstlichen Versuchsanstalt 93. Frankfurt/M.
- Schmithüsen, J. 1934: Der Niederwald des linksrheinischen Schiefergebirges. Ein Beitrag zur Geographie der Rheinischen Kulturlandschaft. Bonn, Röhrscheid.
- Theiling, Ch. 1994: Reihenhausestadt- Von Handwerkerhäusern, Architektenhaus und Zeilen in Bremen. Notizb. d. Ks. Sch. 44: 135-200.
- Tüxen, R. 1974: Pflanzengesellschaften Nordwestdeutschlands. 2. Aufl. / 1. Lfg. Lehre. ZTV-Baumpflege 2001: Zusätzliche Technische Vertragsbedingungen und Richtlinien für Baumpflege. 4. Aufl. Forschungsgesellschaft Landschaftsentwicklung Landschaftsbau e.V. (FLL). Bonn.

METHODE UND VERFAHREN

Von Kraut & Rüben zur Dauer-Pizza??

Beobachtungen zur Marktnachfrage

Bernd Gehlken

Nach den Überlegungen Hülbuschs (K.H. 2003) zu den Saatzeiten im Garten, ist das Marktangebot nicht unwesentlich an unseren Erwartungen und Ansprüchen der Ernte im eigenen Garten beteiligt. Irgendetwas scheint man immer falsch zu machen, denn wer erntet schon so lange so viele Gemüsesorten aus dem eigenen Garten, wie es einem die üppigen Auslagen auf dem Markt oder im Laden vorführen? Als Marktbeschicker bin ich mit diesem verzerrten Anspruch auf eine ganz andere Weise konfrontiert.

Vor zwei Jahren haben wir von einer kleinen Bioland-Gemüse­gärtnerei zwei Wochenmärkte übernommen und betreiben sie seitdem auf eigene Kasse. Es besteht eine vertragliche Vereinbarung zur Abnahme des in der Gärtnerei erzeugten Gemüses. Durch die mehr oder weniger regelmäßige Mitarbeit in der Gärtnerei ist der Verkauf der "eigenen" Produkte keine reine Geldangelegenheit, sondern auch ein Stück Bedienung des gärtnerischen Werkinstinktes. Das Gemüse hat für uns ein Stück Geschichte, die den Verkauf interessanter macht. Über die 'eigenen' Produkte hinaus verkaufen wir Obst und Gemüse von 5-6 weiteren Höfen aus der Umgebung (zu dem ist der Draht schon dünner, immerhin holen wir selbst ab und kennen daher Leute und Flächen) und Klamotten vom Bio-Großhandel (da gibt's nur noch Schildchen auf den Kisten, die die Herkunft verraten).

Das ideelle Interesse (nicht das finanzielle, denn an den eigenen Sachen verdienen wir weniger) am Verkauf der eigenen Sachen ist groß, aber oft ist es gar nicht so leicht, die gegen die polierte Zukaufware der saisonlosen Kolonialwaren abzusetzen. Denn die Einkaufsgewohnheiten der Leute scheren sich oft wenig um das saisonale Angebot.

Beschreibung

Zuerst ein kurzer Blick auf's Angebot

Je nach Länge der Angebotszeit habe ich die Waren in drei Gruppen eingeteilt: Saisonwaren, Waren mit stark verlängerter Saison und ganzjährig vorhandene Produkte.

Saisonprodukte (Saison durch Zukauf z.T. etwas verlängert)

Winter-Gemüse:	Rotkohl, Weißkohl, Wirsing, Grünkohl, Rosenkohl, Sellerie, Pastinaken, Petersilienwurzel, schwarzer Rettich, Rote Beete, Chicorée, Radiccio, Endivie, Feldsalat, Chinakohl, Steckrüben, Kürbis, Kresse.
Sommer-Gemüse:	Spinat, Bohnen, diverse Kräuter, Erbsen, Spargel, Zuckermais, Auberginen
Winter-Obst:	Orangen, Clementinen, Datteln, Walnüsse
Sommer-Obst:	Rhabarber, Erdbeeren, Himbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, Nektarinen, Pfirsiche, Aprikosen, Trauben, Zwetschen

Produkte mit stark verlängerter Saison

Radieschen, Frühlingszwiebeln, Gurken, Petersilie, Porree, Zucchini, Mangold, Birnen

Ganzjährig im Angebot

Gemüse:	Möhren., Zwiebeln, Kartoffeln, Tomaten, Pilze, Paprika, Fenchel, Broccoli, Blumenkohl, Avocado, Salate, Knoblauch
Obst:	Äpfel, Bananen, Zitronen, Kiwi

Die relativ große Zahl der Saisonprodukte sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese auf dem Markt i.d.R. deutlich länger (vor allem Früher) zu haben sind als aus dem Garten bzw. der eigenen Gärtnerei, denn unsere 'Gärten' sind auch bei diesen Produkten z.T. weit weg.

Typen der Einkaufsgewohnheiten

Weil wir es gewohnt sind, Tabellen zu lesen und sie für uns die Anschaulichkeit von Bildern haben, habe ich versucht die Typen in einer idealisierten Tabelle darzustellen. Die Tabelle ist nicht Ergebnis einer empirischen Erhebung (das wäre mit etwas Aufwand z.B. anhand der Kassenbons möglich), sondern der Versuch einer Abbildung erinnerter Beobachtungen. Deshalb kommen hier die Typen der Einkaufsgewohnheiten klarer und reiner zum Ausdruck, als sie real vorzufinden sind. Sie ist damit nur Mittel der Abbildung und kein empirischer Beleg.

Kraut & Rüben-Typen (Sp. I-III)

Stark vertreten ist hier - neben den steten Arten - das gesamte Wurzelgemüse. Typische VertreterInnen dieser Gruppe sind Hausfrauen um die 50 (Kinderflügge), die mit Routine und großem Einkaufskorb ihren Wocheneinkauf absolvieren.

Babykost-Typ (Sp. I)

Äpfel, Bananen, Birnen, mehliges Kartoffeln, Pastinaken, rote Bete und Sellerie sind das Standardrepertoire beim Einkauf. Meist sind es junge Mütter, die gezielt für ihr Baby - und meist nur für dieses - einkaufen. Meist Bio-Premiere, wobei viele später zu Typ II+III 'heranwachsen'.

Kraut & Rüben pur (Sp. II)

im Einkaufskorb landet das gesamte Spektrum hiesiger Obst- und Gemüsesorten, mit deutlichem Schwerpunkt auf Wurzel- und Kohlgemüse. Tomaten,

Zucchini usw. allenfalls zur Saison. Die KundInnen sind eher ältere Semester und gehören z.T. zur Reformhausfraktion.

Kraut & Rüben et al. (Sp. III)

Eingekauft wird fast alles, was auf dem Tisch liegt. Schwerpunkt immer noch auf Wurzel- und Kohlgemüse, darüber hinaus aber auch ganzjährig Tomaten, Pilze & Paprika, sowie Fenchel und Avocados. Experimentierfreudige Kundenschaft, mit ausgeprägtem Interesse für Delikatessen.

Tomaten, Pilze, Paprika Typen ('Toskana-Fraktion'; Sp. IV-V))

Gekauft werden vor allem - und das ganzjährig! - Tomaten, Pilze, Paprika, Zucchini, Kopfsalat, sowie falls vorhanden Radieschen, Frühlingszwiebeln und Basilikum.

Wurzel- und Kohlgemüse werden eher gemieden. Einkaufskörbe sind seltener, Einkaufszettel dagegen häufiger. Die Leute sind im Schnitt jünger als bei den Kraut&Rüben-Typen, der Einkauf ist vergleichsweise klein.

Pizza und mehr (Sp. IV)

Neben Tomaten, Pilzen und Paprika wird z.B. auch Fenchel oder Broccoli gekauft und manchmal Kartoffeln oder auch andere Knollen. Die Übergänge zu Typ III sind hier fließend.

Pizza pur (Sp. V)

Eingekauft wird nur 'Pizza-Gemüse' (ist wohl oft eher für Salat) und das meist in kleinen Mengen. Hauptsächlich junge Leute.

Interpretation

Der Einkaufszettel als Indiz

Es fällt auf, dass Kraut&Rüben-KundInnen anders (nicht nur Anderes) einkaufen, als To-Pi-Pa-KundInnen. Als Indiz und Metapher steht dafür der Einkaufszettel. Die Kraut&Rüben-Typen kommen meist ohne Einkaufszettel, sie gucken eher, was es gibt, wie es aussieht, wie die Preise sind und kaufen dann relativ spontan/intuitiv ein. To-Pi-Pa-Kundinnen kaufen meist mit Zettel oder mit ganz festen (Rezept-) Vorstellungen und Mengenangaben (z.B. 350g Kürbis, 200g Möhren) ein. Extremes Beispiel ist, wenn jemand im Januar mit Olivenöl und Mozzarella im Korb kommt, Tomaten kauft, nach frischem Basilikum fragt und völlig ratlos ist, wenn's keines gibt. Ich werte die unterschiedliche Art des Einkaufens als Indiz für unterschiedliche Routine bei der Hausarbeit. Eine routinierte Köchin kann sich vom Angebot leiten lassen und stellt den Speiseplan spontan zusammen. Außerdem werden bestimmte Dinge (Kartoffeln, Möhren, Zwiebeln) routinemäßig zur Auffüllung des heimischen Lagers ge-

kauft. Das setzt die versierte Kenntnis verschiedener Verwertungsmöglichkeiten für ein Gemüse voraus. Wer aber ganz stur seinen Zettel abfragt und dabei gar nicht sieht, was es sonst noch gibt, dem fehlt schlicht die Kenntnis der Verwertung und die Routine beim Kochen. Als Metapher für die mediterrane schnelle Küche (Risotto, Gemüsepfanne mit Nudel) steht daher im Typen-Namen die Pizza mit sehr engem Repertoire an Fertigkeit und Auswahl. Zur Unkenntnis des Gebrauches von Gemüse in der Küche gehört auch die Unkenntnis der Lagerung (und das ist die Seite, die wir auf dem Markt direkt erleben). Einige Dinge werden Samstags nicht gekauft, weil sie ja Montag schon 'alt' sein könnten. Der Fetisch 'Frische' ist bei diesen Leuten ganz üppig ausgeprägt.

Tabelle: Typen der Einkaufsgewohnheiten

	I	II	III	IV	V
Möhren					
Äpfel					
Bananen					
Salate div.					
Kohlrabi					
div. Saison- Obst & Gemüse					
Pastinaken					
Rote Bete					
Sellerie					
Kartoffeln					
Weißkohl					
Sauerkraut					
Rotkohl					
Wirsing					
Endivie					
Chicoree					
Boskoop					
Avocado					
Aubergine					
Fenchel					
Broccoli					
Hokkaido					
Tomaten					
Pilze					
Paprika					
Zucchini					

Sp. I-III: Kraut & Rüben-Typen

Sp. I Babykost-Typ

Sp. II Kraut & Rüben pur

Sp. III Kraut & Rüben et al.

Sp. IV+V Tomaten-, Pilz-, Paprika-Typen (Syn. Toskana-Fraktion)

Sp. IV. Pizza und mehr

Sp. V: Pizza pur

Motivationen

Der Verkauf von Bio-Gemüse weicht vermutlich etwas vom konventionellen Gemüsehandel ab. Nicht unbedingt was die Breite des Angebotes angeht, die ist weitgehend angeglichen. Und auch nicht unbedingt, weil die Einkaufs- und Kochgewohnheiten der Leute unterschiedlich waren, oder die 'Qualitätsansprüche' der Bio-Kunden heruntergeschraubt sind. Bio-Kunden wollen schon lange gerade, glatte Möhren, schorffreie Äpfel und makellos glänzende Paprika. Aber die Motivation zum Einkauf von Bio-Food ist eine besondere (oder hält sich dafür) und damit sind die Erwartungen und Ansprüche sehr hoch. Es gibt mehrere Motivationen, die z.T. mit den Typen der Einkaufsgewohnheiten zusammenfallen.

- Die Angst vor Gift und Nitrat ist allgemein vorhanden, vor allem aber bei Leuten mit Babys und Kleinkindern (Typ. 1).
- Gerade ältere alleinstehende Damen suchen gezielt nach kleiner Sortierung/Kalibrierung (eher Typ II).
- Der Einkauf als Ausdruck aufgeklärten Bewusstseins spielt vor allem beim grünen gut betuchten Bildungsbürgertum eine Rolle. "Ach, Du kaufst auch hier ein, wie schön" (Typ. II-IV).
- Die Suche nach geschmacklich gutem Gemüse bringt einige Leute zu den Bios. Gekauft werden vor allem Gemüse für den Rohverzehr (Typ. III-V).

Der speziellen Motivationslage ist es m.E. zu verdanken, dass uns der Preis als Instrument zur Steuerung des Einkaufsverhaltens nicht zur Verfügung steht. Wenn man von einem Produkt gerade zu viel hat (z.B. Salat, Bohnen, Zucchini), könnte man ja durch Preissenkung/Sonderangebot versuchen, den Absatz anzukurbeln. Das funktioniert bei uns überhaupt nicht, weil Sonderpreise anscheinend verdächtig sind und den Absatz eher drosseln.

Die verschwenderischen Gartenzeiten und der Marktabsatz oder vom Gebrauch der Typen

Wenn wir, besonders zu Zeiten, in denen in der Gärtnerei einzelne Gemüse massenhaft reif werden, bestimmte Produkte verkaufen wollen, ist das etwas komplizierter. Dabei ist unbewußt auch die Kenntnis der Einkauftypen beteiligt, weil die darüber entscheidet, wen anzusprechen sich lohnt, bzw. ob es mit einem einfachen Hinweis ("es gibt heute auch ...") getan ist, oder ausführlichere Tips notwendig sind. Praktisch steht für uns dabei die einzelne KundIn gegenüber, die wir nach einigen Jahren Markt einzeln ganz gut kennen. Auf eher unbekanntem Märkten spielt die mitgebrachte Kenntnis typischer Einkaufsgewohnheiten (denn die sind auf den meisten Märkten ähnlich) schon eine größere Rolle. Die etwas systematischere Typisierung und Benennung wird erst dann wichtig, wenn die Beobachtungen anderen Leuten mitgeteilt werden sollen (wir kennen das ja vom Unterschied zwischen vegetationskundigen Bauern und akademischen VegetationskundlerInnen). Dabei treten dann die individuellen KundInnen zurück und der Typus steht im Vordergrund. Wenn uns beim

Versuch, den Verkauf bestimmter Produkte anzukurbeln auch ganz konkrete Leute gegenüberstehen, ist aber auch das in gewissem Maße systematisch zu beschreiben. Gibt es beispielsweise mal Teltower Rübchen, die kaum jemand kennt, lohnt es sich besonders, Kunden vom Typ III darauf anzusprechen, weil die immer an Delikatessen interessiert sind und auch mit neuen Sachen umgehen können. Oder gibt es viele Pastinaken, dann werde ich eher Kunden vom Typ IV+V darauf hinweisen. Denen muß ich aber auch gleich ein Rezept mitliefern, sonst nützt es nix. Das Gespräch, das immer die Kontinuität der Beteiligten voraussetzt, hat sich als zwar mühsame aber verlässliche und verbindliche Möglichkeit der 'Verkaufssteuerung' bewährt. Der lange und kontinuierliche Kontakt zu immer den gleichen Leuten macht es möglich, z.B. bestimmte Leute ganz gezielt auf besondere Angebote (bunte Tomaten, besondere Kürbissorten, kleine, aber sehr leckere Sortierungen usw.) anzusprechen. Aktivistische Flugblattverteilung kann das nicht ersetzen. Die Wirkung solch unverbindlicher Zettelchen verpufft meist ganz schnell, weil die unterschiedlichen Einkaufsgewohnheiten und Fertigkeiten darin unberücksichtigt bleiben.

Literatur

Hülbusch, K.H. 2003: Die "klimatische Ökonomie der Gemüsekulturen" und die Vereinfachung des Betriebes. Notizbuch der Kasseler Schule 62: 33-53. Kassel.



Natura morta con frutta e verdura Jan Van Kessel der Ä. (1626-1679)
Museo Civico - Palazzo Pretorio - Prato

Gebrauchswert und Tauschwert

Helmut Lührs

Wir haben den Gebrauch in den Mittelpunkt der Überlegungen zur Freiraumplanung gestellt (dieser Gedanke zieht sich als roter Faden durch alle grünen Bücher), und dabei die Seite des Tausches, in dem der Gebrauch der Freiräume sich erst realisiert, zwar immer wieder beschrieben (z.B. Hülbusch, K.H. 1995a, b, 1996; Kulla, J. 1999; Poguntke, M. 1999) recht eigentlich aber übersehen. Der Tausch spielt für die Debatte *expressis verbis* keine Rolle. Und wenn, dann wird er im Kontext der marxistischen Rezeption der industriellen Waren- und Mehrwertproduktion verhandelt (z.B. Grundler H., Lührs, L. u. Stolzenburg, H.J. 1992, Bäuerle, H. 2000 (1972/73)). In der Orientierung am Gebrauch steckt u.a. eine ökonomische Überlegung, die dem sparsamen Einsatz der Mittel verpflichtet ist (Hülbusch, K.H. 1995; Hülbusch, K.H. u. Böse-Vetter, H. 1999). Dieser Gedanke des wirtschaftlich klugen Mitteleinsatzes hat mit der Sparsamkeit der protestantischen Ethik des Kapitalismus wie M. Weber (1993) sie beschreibt, nichts gemeinsam. Diesem Denken also ist die Not, gleichsam als gegebene (von der Bloch E. 1982 ausgeht), nicht vorausgesetzt, wohl aber bedacht als (sekundär) gewordene. Es ist dem Reichtum verpflichtet, dessen Verschwendung eben nicht aus der Zerstörung der Alltagsökonomie des Hausens resultiert (Hülbusch I.M. 1978). Das ist aber nicht so ohne weiteres klar.

Bei uns zu Haus soll die Seestraße umgebaut werden. Der Verwaltungsentwurf sieht eine mit verkehrs- und grünplanerischen Beruhigungsrippen ausgestattete Straßenbahn vor. Dieser Entwurf ist kaum teurer wie eine Straße, die als Freiraum (Böse H. 1981; Hülbusch, K.H. 1996) klug organisiert hergestellt wird. Jedenfalls macht der Unterschied hier den Kohl nicht fett. Er liegt also woanders.

Ich gehe von einer gut gemachten Baumpflanzung aus (Granda Alonso, E. 1991), in eben einer brauchbar organisierten Straße. Was ist der Gebrauchswert der Bäume? Wenn wir sagen, die Bäume sichern den Platz, den die Leute brauchen, um ihren Alltag gelassen bewältigen zu können, dann scheint mir das eine angemessene Überlegung zu sein, die den Gebrauchswert der Bäume freilich nur indirekt bestimmt. Die Bäume vermitteln den Gebrauch der Straße, ohne daß er durch sie selbst schon gegeben wäre, in einem so praktischen Sinne, daß die Bäume meinerwegen etwas zur Obst-, Streu- Brenn- oder Bauholzgewinnung hergäben (Busch, D. 1989; Burg, B. 1995; Troll, H., Burg, B. et al. 1996). Aus diesem indirekten Zusammenhang erwächst im übrigen

ein üppiger Acker, auf dem die Gebrauchswertversprechen der Grünplanung gedeihen.

Die Bäume verfügen also über keinen Gebrauchswert in einem unmittelbaren Sinn. Genauso fehlt ihnen der Tauschwert (im Sinne der politischen Ökonomie). Zwar wurde in sie eine Menge gesellschaftlicher Arbeit investiert, aber einmal an Ort und Stelle verpflanzt, läßt sich der Wert der Bäume (ihr natürlicher Zuwachs erhöht diesen kontinuierlich) am Markt nicht mehr realisieren. Diese Bäume haben insofern mehr mit dem Potlatsch, wie G. Bergfleth (1985) ihn beschreibt, zu tun, wie mit der politischen Ökonomie des kapitalistischen Marktes. Ich glaube auch nicht, daß sie ein ungleichzeitiges Phänomen einer gleichsam in der Fläche entaktualisierten (Wittfogel, K.A. 1930) Ökonomie repräsentieren. Sie sind schlicht anders, die Differenz des wirklichen Lebens gegen seine Surrogate und Vorspielungen (Adorno, Th. W. 1967).

K. Marx (1864/1994) sagt, ein Tauschwert bedarf des Gebrauchswertes (gleichsam als Vehikel) um sich zu verwirklichen. Der Tauschwert ist bei ihm an die Warenform eines Dings gebunden. Der Gebrauchswert kann davon unabhängig existieren. Der soziale Gebrauch ist aber immer an den Tausch gebunden, erst im Tausch kann er sich realisieren. So offeriert die Reihenhaus-hufenbebauung der Straße die Kommunalität (Gehlken, B. 1999) wie diese Kommunalität die gesicherte private Verfügung von Haus und Hof nicht nur voraussetzt, sondern erst ermöglicht. Was die Grün- und Stadtplanung untergräbt, ist diese Möglichkeit des Tausches, die uns heimisch werden läßt (Bloch E. 1982). Auch durch eine verkehrsberuhigte Zone kommt jeder irgendwie durch zu seinem Gebäude, aber darin bleiben wir Fremde, weil wir für den Tausch nichts mehr anzubieten haben und uns auch nichts mehr angeboten wird. Es gibt dafür keine Orte, keine Anlässe mehr, die eben nur der praktische Gebrauch, also eine auch darin und darüber legitimierte, sinnvolle Tätigkeit/Handlung gewähren kann. Worin besteht der Tausch? Zuerst wohl im Tausch von Erfahrungen, Kenntnissen, Wissen; Sicherheit auch, die zuallererst eine Sicherheit der Anwesenheit, also der sozialen Zuständigkeit ausmacht. Selbstredend steckt darin eine ökonomische Seite, aber die ist der Tauschwert Logik des Kapitals genauso entzogen wie der der industriellen Produktion. Es ist eine Ökonomie der Stadt, des Dorfes gleichermaßen, ohne die beide aufhören zu existieren. Was an ihre Stelle gesetzt worden ist, sind jene urbanen Protuberanzen von denen H. Lefèbvre (1972) spricht, die deshalb sozial so entleert sind, weil man die Leute ihrer Tauschmittel beraubt hat.

Literatur

- Adorno, T. W. 1967: Ohne Leitbild, Parva Aesthetica. Frankfurt/M.
- Bäuerle, H. 2000(1972/73): Grundeigentum - Grundrente – Bodenpreis. Notizb. d. Ks. Sch. 56: 11-48. Kassel.
- Bergfleth, G. 1985: Theorie der Verschwendung. München.
- Bloch, E. 1982: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.
- Böse, H. 1981: Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsber. d. FB 13 GhK 22. Kassel.
- Burg, B. 1995: Der Rebstock – Waldnutzungsgeschichten. Dipl.-Arbeit am FB 13 GhK. unveröffentl. Mskr. Kassel.
- Busch, D. 1989: Hecken und Hecken-Schützen. Dipl.-Arbeit am FB 13 GhK. unveröffentl. Mskr. Kassel.
- Gehilken, B. 1999: Von gemeinen Hufen und extravaganten Blöcken. Notizb. d. Ks. Sch. 54: 162-170. Kassel.
- Granda Alonso, E. 1991: Wie wachsen Bäume ins Holz?, Notizb. d. Ks. Sch. 38: 17-47. Kassel.
- Grundler H., Lührs H. u. Stolzenburg, H.J. 1992: Der Landschaftsplan für die Stadt, Notizb. d. Ks. Sch. 24: 114-238. Kassel.
- Hülbusch, I.M. 1978: Innenhaus und Außenhaus - umbauter und sozialer Raum, Schriftenreihe OE ASL 01 - H. 033. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1995: Durch Pflege zerstört. Notizb. d. Ks. Sch. 35: 65-69. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1995: Nachlese Gartenschauen. Notizb. d. Ks. Sch. 35: 6-9. Kassel.
- Hülbusch, K.H. 1996: Die Straße als Landschaft: Stadt und Grün 11/96: 781-784. Berlin, Hannover.
- Hülbusch, K.H. u. H. Böse-Vetter 1999: Gute Baugründe, Notizb. d. Ks. Sch. 54: 3-20. Kassel.
- Kulla, J. 1999: Ist der Gebrauch erst ruiniert Notizb. d. Ks. Sch. 54: 171-226. Kassel.
- Lefébvre, H. 1972: Die Revolution der Städte. München.
- Marx, K. 1864(1994). Das Kapital. Frankfurt.
- Poguntke, M. (1999). Pferdeweiden - zwischen Weide und Brache, Notizb. d. Ks. Sch. 52: 52-64. Kassel.
- Troll, H., B. Burg, et al. 1996: Der Knick, ein linearer Forst. Notizb. d. Ks. Sch. 38: 322 -330. Kassel.
- Weber, M. 1993: Die protestantische Ethik und der `Geist` des Kapitalismus. Bodenheim.
- Wittfogel, K. A. 1930: Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte. Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik 67. Tübingen.

Eine kleine Theorie der Unauffälligkeit

– Übersehen als konstitutive Bedingung des Sehens –

Frank Lorberg

Wolken sammeln Sichtbarkeit
und lösen sie dann in Unsichtbarkeit auf.
Alle Erscheinungen haben die Natur von Wolken.
John Berger: Über Sichtbarkeit

In dem altbekanntem Kinderspiel 'ich sehe etwas, was Du nicht siehst', liegt die alltägliche Erfahrung, daß man nicht alles sehen kann. Aber auch das, was wir sehen, enthält Seiten, die wir nicht sehen können, wenn wir sehen.

"Sehr sorgsam lernt man zählen und noch sorgsamer (und in einem weiteren Wortsinn) rechnen. Aber niemand lernt sehen (oder hören). Wenn jemand nicht richtig zählen kann, sagt man ihm jegliche Übel voraus (die ihn alsbald treffen). Wenn er dagegen nicht richtig sieht (oder nicht richtig hört), sagt man ihm nichts voraus, obwohl sehr viel größeres Unglück sein unmittelbares Los ist. Und zwar insbesondere Langeweile und (...) Schwachsinn" (Giono, J. 1962: 13).

Die professionelle Arbeit setzt voraus, über den Sinn der Freiraumplanung nachzudenken. Teil dieser Selbstreflexion ist, daß das Alltagshandeln und dessen Bedeutung ins Bewußtsein gehoben werden, um darüber nachvollziehbar zu debattieren. Dazu gehört das Sehen nicht als physiologischer Vorgang, sondern als aufmerksame Beobachtung, die Auffälligkeiten erzeugt, beschreibt und deutet. Kann man Sehen als Auffälligwerden beschreiben, so geht mein Vortrag das Thema indirekt an, indem er dessen Negation, der Unauffälligkeit, nachfragt. Der Gedanke, selbst eine Form der Auffälligkeit, spürt mit diesem Vorhaben also dem nach, was nicht auffällt. Die Strategie ist paradox, doch nicht minder notwendig, wäre doch eine rein tautologische Rede, zwar logisch widerspruchsfrei, aber dafür unergiebig. Seit Kant wissen wir, daß die 'dornichten Pfade' der kritischen Methode notwendig gedankliche 'Umwege' sind, denn worauf ein Gedanke letztlich hinauskommt, ergibt sich erst im Vollzug seines unsicheren Weges (Bloch 1970). Lassen wir uns also auf dies 'Wagnis' ein.

Der Untertitel formuliert die These, die am Anfang zu dieser Überlegung steht: daß das Übersehen die Bedingung der Möglichkeit zu sehen überhaupt sei. Die These ist nicht neu, wie wir im Verlaufe des Vortrags erfahren werden, betont aber ein wesentliches Moment der Freiraumplanung, das er in die professionelle Debatte einführen möchte. Der Text gliedert den Gedanken in fünf

Kapitel, die jeweils eine These entwickeln. 1. Die Unauffälligkeit des Gebrauchs, 2. Die Unauffälligkeit der Phänomenwahrnehmung, 3. Die Unauffälligkeit in der Bedeutungsgebung und 4. Die Unauffälligkeit in der Theoriebildung. Mit einer Analogie, die ich für den Schluß aufhebe, leitet der Vortrag dazu über, daß 5. die Unauffälligkeit zum Freiraum des Denkens gehört.

"Bei allem Nachdenken, bei Unternehmungen und Handlungen, zumal schweren, vor allem aber bei heiligen Dingen, ist es sehr nützlich, die göttliche Hilfe zu erleben, damit diese unser ganzes Unternehmen von vornherein beseele, im Verfolg dabei helfe und schließlich am Ende segne oder einen glücklichen Ausgang und Wachstum und Frucht unserer Arbeit schenke" (Illyricus M.F. 1567).

Die Unauffälligkeit des Gebrauchs

Im Gebrauch sind die Dinge vertraut, sitzen die Handgriffe und ist die Welt orientiert. Erst wenn der Gebrauch stockt, wird er auffällig. Aber kaum, daß er auffällt, setzt die Findigkeit im Umgang mit den Dingen ein, die nach Wegen sucht, ihn wieder in die Unauffälligkeit zurückfallen zu lassen. Daher wundert es nicht, daß der doch so selbstverständliche Gebrauch zu einem Problem wird, wenn er expliziert werden soll (Lorberg, F. 1997). Die professionelle Distanz zum Gegenstand, der wahrgenommen, beschrieben und ausgelegt wird, ermöglicht zwar die nachvollziehbare Debatte, kann aber nicht die Qualität des praktischen Umgangs ersetzen. Wer kann schon jemanden erklären, wie man umgräbt oder fegt. Was wir erklären können ist der Rahmen, sind allgemeine Regeln, in denen typischerweise der Gebrauch vollzogen wird. Die Anwendung der Regeln selbst, kann nur gezeigt bzw. für sie Beispiele gegeben werden. Sie müssen beobachtet und zum Erlernen individuell nachvollzogen werden. Die Fähigkeit, Gebrauchsweisen zu erlernen, ist in etwas eingelassen, das in der Erklärung unauffällig bleibt und erst im Handlungsvollzug (Performanz) erfahrbar wird (Wittgenstein, L. 1946; Hahn, A. 1995).

Die Struktur des Gebrauchs wird von Heidegger mit den Termini Zuhandenheit, Vorhandenheit und Umsicht beschrieben. Im Gebrauch sind die Dinge zuhanden. Erst wenn der Gebrauch fehlgeht, werden sie dem stutzig gewordenen Bewußtsein vorhanden. Mit der Vorhandenheit der Dinge werden sie explizit thematisierbar, weshalb in der Erkenntnistheorie gewöhnlich von den vorhandenen Dingen, den Objekten (Gegenständen), ausgegangen wird. Diese Sicht der Dinge verstellt letztlich den Blick auf die Dinge in der Zuhandenheit, weil diese nur als vorhandene vor-gestellt werden kann. Vorstellung und Gegenstand sind in der klassischen Erkenntnistheorie korrelativ. Doch wie ist die Erkenntnis in der Zuhandenheit?

"Das schärfste Nur-noch-hinsehen auf das so und so beschaffene 'Aussehen' von Dingen vermag Zuhandenes nicht zu entdecken. Der nur 'theoretisch' hinsehende Blick auf Dinge entbehrt des Verstehens von Zuhandenheit. Der gebrauchend-hantierende Umgang ist aber nicht blind, er hat seine eigene Sichtart, die das Hantieren führt und

ihm seine spezifische Sicherheit verleiht. Der Umgang mit Zeug unterstellt sich der Verweisungsmannigfaltigkeit des 'Um-zu'. Die Sicht eines solchen Sichfügens ist die Umsicht" (Heidegger, M. 1927: 69).

Die Sichtweise des Gebrauchs ist die Umsicht, die selbst praktisch in die Welt des Gebrauchs eingelassen ist. Ihre Sicht ist an die Sorge umzu geknüpft. Die zuhandenen Dinge stehen in einem Verweisungszusammenhang, von dem her sie genutzt werden. Hierin liegt die alltägliche Lesbarkeit, die so schlecht in die bewußte Lesbarkeit eines Textes übersetzbar ist, da diese auf einem relativ festen Code, der in Lexika expliziert ist, basiert, während jene eher einem informellen Code untersteht, der von unterschiedlichen Verwendungszusammenhängen abhängt. Die Alltagslesbarkeit ist jedoch in der Beobachtung des realisierten Gebrauchs typisierbar, weil der Gebrauch an einem praktischen Kanon orientiert ist (Waldenfels, B. 2000).

Die Alltagspraxis besteht aus Routinen und Konventionen, von denen her die Umsicht ihre Anweisungen erhält, wie die Dinge genutzt werden können. Zu diesen gesellschafts- und kulturgeschichtlichen Regeln tritt die individuelle Gebrauchserfahrung und Findigkeit, die aus der Erinnerung und Phantasie, der Einbildungskraft schöpft (vgl. Lorberg, F. 1997).

Letztlich bleibt der Gebrauch, dessen Struktur beschrieben und dessen Realisierungen typisiert werden können, unausgemacht. Die Unauffälligkeit des Gebrauchs ist ein konstitutives Moment seiner prinzipiellen Unausgemachtheit.

Die Unauffälligkeit der Phänomene

Ein Phänomen ist vom Begriff her das, was sich zeigt. Dieses Hervortreten in die Sichtbarkeit bedarf dabei einer Kontrastwahrnehmung, vor deren Hintergrund das Phänomen erscheint. Der Hintergrund ist als solcher dadurch charakterisiert, daß er nicht erscheint. Das hervortretende Phänomen ist thematisch, vorliegend vor dem Hintergrund, der unthematisch, in der Wahrnehmung abwesend bleibt. Ohne diese Form der phänomenologischen Unauffälligkeit könnten sich die Phänomene nicht zeigen.

"Im eigentlichen Wahrnehmen, als einem Gewahren, bin ich dem Gegenstande, z.B. dem Papier zugewendet, ich erfasse es als dieses hier und jetzt Seiende. Das Erfassen ist ein Herausfassen, jedes Wahrgenommene hat einen Erfahrungshintergrund. Rings um das Papier liegen Bücher, Stifte, Tintenfaß usw., in gewisser Weise auch 'wahrgenommen', perzeptiv da, im 'Anschauungsfelde', aber während der Zuwendung zum Papier entbehren sie jeder, auch nur sekundären Zuwendung und Erfassung." (Husserl, E. 1913: 71).

Dieses irreduzible Verhältnis zwischen aktualisiertem Thema und inaktuellen Hintergrund gilt auch für innere Erlebnisse des Denkens, Fühlens, Wollens.

"Auch von solchen Erlebnissen gilt offenbar, daß die aktuellen von einem 'Hof' von inaktuellen umgeben sind; der Erlebnisstrom kann nie aus lauter Aktualitäten bestehen" (Husserl, E. 1913: 73).

Der Hof inaktueller Phänomene umgrenzt den "unbestimmten, aber bestimm-
baren Horizont meiner jeweiligen Erfahrungsaktualität" (Husserl, E. 1913:
101).

"Alle aktuelle Erfahrung weist über sich hinaus auf mögliche Erfahrungen, die selbst
wieder auf neue mögliche weisen, und so in infinitum" (Husserl, E. 1913: 102).

Das Sich-zeigen der Phänomene ist als Wahrnehmungsgeschehen (Perzeption) zu begreifen, das unserer bewußten Selektion von Aufmerksamkeiten vorausliegt. Die Abschattung von bestimmten Phänomenhintergründen folgt dabei der Relevanzstruktur in der Phänomenwahrnehmung, die sie nach ihrer Wichtigkeit hervortreten läßt, wobei neben manifesten auch latente Interessen wirken.

"Das Feld der Wahrnehmungen, der autobiographischen Erinnerungen, der sozialen Beziehungen, der sozio-ökonomischen Bedingungen und so weiter, formt bloß den Horizont dieser Tätigkeiten, auf die ich mich konzentriere" (Schütz A. 1970: 29).

Die Relevanz bei der Auswahl des Themas, das in einen Horizont weiterer Phänomene eingelassen ist, die zum Hintergrund werden, mag wie immer motiviert sein, möglich wird sie erst in der Differenzierung zwischen Thema und Hintergrund.

"Die vorgängige Aufgliederung in Thema und Horizont ist die Grundlage für jede Geistestätigkeit. Und es ist eine wahre *Petito principii*, diese Art der Struktur erklären zu wollen, wenn man das, was auf ihr gründet, mit dem begründenden Prinzip verwechselt" (Schütz 1970: 34).

Die Sichtung von Phänomenen ergibt weniger einen Blick auf die Welt, wie sie wirklich ist, als die Einsicht, daß sie anders ist, als sie bisher gesehen wurde. Die Welt der Phänomene ist immer auch anders, als sie erscheint. Im absichtslosen Gleiten der Wahrnehmung, dem Schweifen freier Assoziation und Träumen der Einbildungskraft können abseitige Phänomene aus dem phänomenologischen Horizont erscheinen, die der bewußten und konzentrierten Suche unentdeckt bleiben. Sie erscheinen in der Bereitschaft, das im Erlebnisstrom aktualisierte in die Unauffälligkeit entgleiten zu lassen. Ein prominentes Beispiel für diesen Zwischenzustand aufmerksamer Unaufmerksamkeit gibt die freie Assoziation in der Psychoanalyse, die latente Inhalte, die aus dem Gesichtskreis des konzentrierten Wachbewußtsein verdrängt sind, am Rande aufscheinen läßt. Wie der kontemplative Blick auf ein Gemälde, der zwischen Figur und Grund spielt, die Motive wechselweise hervortreten läßt und so in der Rezeption ein Bild komponiert, das in gewisser Weise von der Intention des Künstlers unabhängig ist, kann die Welt der Phänomene immer wieder

aufs Neue gesehen und erzählt werden (vgl. Benjamin, W. 1938; Ginzburg, C. 1979; Certeau, M. 1984).

Auf der Ebene der Phänomene bleibt die Fülle möglicher Entdeckungen unerschöpflich. Die Unauffälligkeit der Phänomene ist ein konstitutives Moment ihrer prinzipiellen Unerschöpflichkeit.

Die Unauffälligkeit in der Bedeutung

Die Welt der Phänomene ist nicht, wie die Phänomenologie suggeriert, theorielos. Die phänomenologische Reduktion, die in Ausklammerung aller Vorurteile und an die Phänomene herangetragenen Theorien, die Phänomene selbst sichtbar machen möchte, ist eine Theorie der Theorielosigkeit, die in der Sichtung der Phänomene letztlich wieder Vorurteile reproduziert. Auch die Phänomenwahrnehmung und -beschreibung unterliegt dem hermeneutischen Zirkel des Verstehens, der ohne Konzepte zum Thema blind wäre (Gadamer, H.G. 1960).

"Wer einen Text verstehen will, vollzieht immer ein Entwerfen. Er wirft sich einen Sinn des Ganzen voraus, sobald sich ein erster Sinn im Text zeigt. Ein solcher zeigt sich wiederum nur, weil man den Text schon mit gewissen Erwartungen auf einen bestimmten Sinn hin liest. Im Ausarbeiten eines solchen Vorentwurfs, der freilich beständig von dem her revidiert wird, was sich bei weiterem Eindringen in den Sinn ergibt, besteht das Verstehen dessen, was dasteht. [...] Es gibt hier keine andere 'Objektivität' als die Bewährung, die eine Vorurteil durch ihre Ausarbeitung findet" (Gadamer, H.G. 1960: 271f).

Die Vorurteile gehen in der praktischen Auslegung unserer Welt, dem Alltagshandeln, implizit in das Verständnis ein, das die Hermeneutik explizieren will. Die hermeneutische Methode besteht aus den drei Momenten des Vorgriffs, der das Phänomen auffasst, der Vorsicht, die ein bestimmtes Verständnis an das Phänomen heranträgt, und der Vorhabe, die es in einen Interessenszusammenhang stellt (Heidegger, M. 1927: 153).

Der Pragmatist William James beschreibt, wie eine implizite Interpretation durch die Verlautbarung einer anderen Auslegung einer Explikation zugänglich wird.

"Der Wald war zerstört; und alles was ihn zu Tode 'verbessert' hatte, war scheußlich, eine Art Geschwür, ohne eine Spur jener Anmut aus Kunst, die den Verlust der Naturschönheit wettgemacht hätte" (James, W. 1989: 75).

Dies stellt James auf einem Spaziergang in den Rocky Mountains erschrocken fest, bis er mit einem Waldbauern ins Gespräch kommt, der ihm seine Sicht der Dinge darlegt. Woraufhin er nicht weniger distanziert die Sicht der Arbeiterblumig schildert.

"Aber wenn diese Arbeiter auf die scheußlichen Baumstümpfe schauten, dachten sie an einen persönlichen Sieg. (...) die Lichtung, die für mich nur ein häßliches Bild auf der Netzhaut war, war für sie ein Symbol mit dem Duft der Erinnerung an moralische Siege und sang ein wahres Loblied von Pflicht und Kampf und Erfolg./ Ich war für die besondere Idealität ihrer Umwelt ebenso blind gewesen, wie sie für die meine wären, wenn sie mein seltsames akademisches Treibhausleben in Cambridge zu sehen bekämen" (James, W. 1989: 76).

Mit 'Design ist unsichtbar' bringt Lucius Burckhardt den 'sozialen Gehalt von Kulturwerken' (Hard, G. 1970), deren Gestalt in soziale Beziehungen verwoben ist, auf eine leicht mißverständliche Formel. Die praktische Bedeutung, die Dinge des Alltags erhalten, ist wahrlich nicht an der äußeren Form ablesbar, so dennoch im konventionalen und sozial vermittelten Gebrauch verstanden (Borudieu, P. 1992: 139).

"Unsichtbares Design. Damit ist heute gemeint: das konventionelle Design, das seine Sozialfunktion selber nicht bemerkt" (Burckhardt, L. 1980: 48).

Worauf Burckhardt hinweist ist allein, daß das Zeichen in seiner Anwendung hinter seiner Bedeutung zurücktritt und umgekehrt diese nicht im Zeichen enthalten ist, wie ein Keks in der Schachtel (Brock, B. 1978). Die Überlegung zur Phänomenologie betont, daß die Wichtigkeit der Phänomene relativ zur Relevanzstruktur ist, in der sie auffällig werden. Bedeutung und Phänomen, oder zeichentheoretisch gesprochen Signifikant (der Zeichenträger) und Signifikat (der Zeichensinn), sind nicht notwendig aneinander gebunden (Saussure, F.d. 1969). Die Zuordnung zwischen Signifikant und Signifikat ist arbiträr und dennoch konventional stabilisiert im Zeichengebrauch (Wittgenstein, L. 1946), der unterschiedliche Zeichenträger zu 'Kontexturen' verwebt.

"[In] der Sprache aber gibt es nur Verschiedenheiten ohne positive Einzelglieder. (...) Was ein Zeichen an Vorstellungen oder Lautmaterial enthält ist weniger wichtig als das, was in Gestalt anderer Zeichen um dieses herum gelagert ist" (Saussure, F.d. 1967: 143).

Die Bedeutung eines Zeichens ist von seiner Unterschiedenheit von anderen Zeichen abhängig, mit denen es in Zeichenzusammenhänge gestellt wird, die Kontexte zum einzelnen Zeichen bilden. Der Kontext ist insofern eine bedeutungsverleihende Gestalt, die aus Signifikanten gebildet wird, die wiederum in ihm mit Signifikaten versehen werden, so daß sinnvolle Zeichen entstehen. Reinhold Tüxen hat diesen Gedanken implizit in der Pflanzensoziologie berücksichtigt, wenn er betont, daß zur Charakterisierung einer Pflanzengesellschaft die Vergesellschaftung der Arten wichtiger sei als das Vorkommen einzelner Arten. So ist *Poa annua* in annuellen und staudischen Tritrasen, bienen Ruderalfluren und Ackerunkrautgesellschaften charakteristisch vertreten, aber jeweils mit anderen Arten vergesellschaftet. Je nach beteiligter Artengarnitur wird das Jährige Rispengras in seinem Lebenszyklus, Vermehrungsstra-

tegie, Wuchsform, Standortanspruch relevant und bedeutet im staudischen Trittrasen anderes als im Acker, wobei es innerhalb der Gesellschaften nochmals nach der jeweiligen Bestandsausprägung in der Bedeutung variiert. Geht das Jährige Rispengras in andere Kontexte ein, steht es beispielweise in einer Flora oder einem Gedicht, erhält es wiederum andere Bedeutungen. Kontexte sind also kein metaphysisches Gespinnst, sondern werden aus Zeichen zusammengesetzt, die der differenziellen Struktur der Zeichen unterstehen. Diese Differenzierung, die Zeichen zu Zeichen macht, entgeht selber der Bezeichnung, da dieser wiederum eine Differenzierung vorausgeht. Diese Differenzierung (*différance*), die prinzipiell nicht in die Auffälligkeit überführt werden kann, ist die Voraussetzung der bedeutsamen Auffälligkeit der Zeichen (Derrida, J. 19(66)92).

"Die Spur ist die *différance*, in welcher das Erscheinen und die Bedeutung ihren Anfang nehmen " (Derrida, J. 19(67)88: 114).

Die 'Spur' (*trace*), von der Derrida spricht, darf nicht mit der Zeichen-Spur verwechselt werden. Weil die positive Identifizierung, d.h. die Bedeutung der *différance* ausbleibt bzw. aufgeschoben wird, muß man sie terminologisch als Aufschub-Spur von der Zeichen-Spur absetzen, um die Begriffsverwirrung, mit der Derrida spielt, vorzubeugen. Die *différance* ist die ontologische Bedingung zur Strukturierung der Zeichen (*Semieose*), aus der die Zeichen-Spur, das Indiz, als ontisches Phänomen hervorgeht. Wie der Signifikant hinter das Signifikat zurücktritt, wenn wir verstehen, so entschwindet die *différance* im Signifikantengestöber, wenn wir versuchen, sie zu zeigen.

"[Die *différance*] ist die Spur, die selbst nie auftreten: erscheinen und sich als solche in ihrem Phänomen offenbaren kann. Als stets differierende stellt die Spur sich nie als solche dar. Sie erlischt, wenn sie auftritt, wird stimmlos, wenn sie ertönt, wie das a, wenn es sich schreibt, seine Pyramide in die *différance* einschreibt" (Derrida, J. 19(68)88: 48).

Charles Sanders Peirce, neben F.d. Saussure einer der Väter der modernen Zeichentheorie, von dem auch J. Derrida wesentliche Anregungen erhielt, stellte heraus, daß auch das Bewußsein wesentlich semiotisch strukturiert ist. Es besteht aus einer Zeichenkette, ohne transzendentes Signifikat.

"Das einzige Denken, das also möglicherweise erkannt wird, ist Denken in Zeichen. Aber Denken, das nicht erkannt werden kann, existiert nicht. Alles Denken muß daher ein Denken in Zeichen sein" (Peirce, Ch.S. 1968a: 175).

Die ontologische Radikalität dieser erkenntnistheoretischen Position, die Sein daran knüpft, daß es erkannt werden kann (Bekeley), ist eklatant. Obgleich ihr gerade das entgeht, was sie ermöglicht, die Differenzierung der Zeichen, die sie in der Konsequenz dekonstruiert, ist mit ihr jede 'positivistische Metaphysik' negiert.

"Wenn nach irgendeinem Gedanken der Strom der Ideen frei weiterfließt, folgt er dem Gesetz der geistigen Assoziation. In diesem Falle gibt jeder frühere Gedanke dem Gedanken, der ihm folgt, etwas zu verstehen, d.h. er ist für den letzteren das Zeichen von etwas. [...] In keinem Moment gibt es also einen Gedanken, der zu dieser Kette gehört, auf den nicht ein Gedanke folgte, der ihn interpretiert und wiederholt" (Peirce, Ch.S. 1868b: 199).

Die semiotische Immanenz des Bewußtseins betrifft auch die phänomenale Außenwelt, weil alle Phänomene in die Welt der Zeichen als Zeichen eingehen. Diese scheinbar nominalistische Position ist in ihrer Konsequenz ein extremer Universalienrealismus, der im Gedanken den Seinsstatus der Dinge konstituiert (Eco, U. 1972). Gedanken entspringen aber nach Peirce der Semiose, die Zeichen generiert, weshalb die Wirklichkeit, die Realität der Dinge, letztlich an der Realität der Zeichen hängt.

"Für was steht das Gedankenzeichen, was benennt es, was ist sein suppositum? Zweifelloser Gegenstand außerhalb von uns, wenn man an einen realen Gegenstand außerhalb von uns denkt. Aber da der Gegenstand durch einen vorhergehenden Gedanken über dasselbe Objekt bestimmt wird, bezieht es sich dennoch nur auf den Gegenstand, indem es diesen vorhergehenden Gedanken bezeichnet" (Peirce, Ch.S. 1868b: 200).

Ohne letztverbindliches (transzendentes) Signifikat, das von der Funktion des Zeichens gelöst wäre und dessen Eintritt durch die Semiose immer wieder aufgeschoben wird – denn jede 'letzte' Sinnggebung, bei der die Semiose abgebrochen wird, bleibt vorläufig –, wird die Welt der Zeichen vielstimmig (Waldenfeld, B. 2000; Frank, M. 1989). Gibt es einerseits kein transzendentes Signifikat so andererseits keine zeichenunabhängigen Referenten, weshalb jede Interpretation nur an ihrer Ausführung, der inneren Konsistenz der Zeichenkette, gemessen werden kann, ohne auf eine außer semiotische Referenz zurückgreifen zu können. Daher dehnt Derrida die Textmetapher auf alles Seiende aus (Derrida, J. 19(67)88). Die Welt ist demnach wie ein literarischer Text lesbar und interpretationsbedürftig, eine literarische Erfahrung, für die man Spürsinn benötigt.

"Keine Erfahrung bewegt sich je in einem Raum völliger Unbestimmtheit, so wenig wie im bloßen linearen Nachvollzug der kausalen Zusammenhänge ihrer Gegenstände. Mit dieser unbestimmten Bestimmtheit hat es die Metaphorik zur Erfahrbarkeit der Welt zu tun, für die das Paradigma der 'Lesbarkeit' steht" (Blumenberg, H. 1981: 16).

Die Auslegung der Welt ist daher unabschließbar. Die Unauffälligkeit in der Bedeutung ist konstitutives Moment ihrer prinzipiellen Unabschließbarkeit.

Die Unauffälligkeit in der Theorie

Theorie bedeutet ursprünglich nichts anderes als Anschauen, genauer Zuschauen (griechisch 'theorein'). Zunächst im Zusammenhang des Gottesdienstes gebräuchlich, ist dieses Schauen auf das Heilige, später in der philo-

sophischen Schau auf die Ordnung des Ganzen ('theoria ton kosmon') gerichtet. Im Unterschied zu den praktischen Wissenschaften (Technik, Medizin), die einen Anwendungsbezug haben und auf menschliche Zwecke abgestimmt sind, stellt Aristoteles die theoretische Wissenschaft (Philosophie, Mathematik), die interesselos sei, weil sie dem Göttlichen zugewandt, allen irdischen Zwecken, den menschlichen Anliegen enthoben wäre (Ritter, J. 1953). Dementsprechend fängt die Theorie nicht mit praktischen Problemen des Alltags an, sondern dem vielleicht nicht weniger alltäglichen, aber gänzlich unpraktischen Staunen über das, was ist, ja darüber, daß überhaupt etwas ist (Platon 1990; Aristoteles 1989). Mit der Interessellosigkeit der Theorie ist nicht ausgeschlossen, daß die theoretische Einsicht angewendet werden kann (Paronofsky, E. 1957), nur sind wir dann keine Theoretiker mehr. Nehmen wir P.L. Berger und H. Kellners (1984) Metapher der 'zwei Pässe', dann sollten wir besser sagen, daß wir mit mindestens drei Pässen unterwegs sind.

"Während 'Wissenschaft (episteme) sonst und ehe sie zur 'theoretischen Wissenschaft' als Philosophie wird, zu den 'Künsten' (technai) als das sie tragende Wissen gehört und so im Dienste der Bedürfnisbefriedigung und der 'Notwendigkeit' steht, ist Philosophie als theoretische Wissenschaft 'freie' Erkenntnis; mit ihr geht der Mensch aus dem Bereich der Praxis und ihrer Zwecke heraus; er 'überschreitet', 'transzendiert' ihn, um sich zur Anschauung des Ganzen zu erheben" (Ritter, J. 1963: 145f).

Die Theorie thematisiert somit den Gesamtzusammenhang der Phänomene und Bedeutungen, die sie übersieht. Das Über-Sehen hat den dreifachen Sinn, daß erstens die konkrete Welt hinter dem Allgemeinen und Wesentlichen zurücktritt, zweitens daß die Welt auf ihren Gesamtzusammenhang hin gesehen wird, der in den vereinzelt Aspekten nicht entdeckt werden könnte und daß es drittens eine Sicht über dem gewöhnlichen Sehen ist. Ideal der Theorie ist eine vollkommene Einsicht, der nichts entgeht. Die Welt als auch die Erkenntnis wären der theoretischen Einsicht transparent, da das Licht der Erkenntnis das endliche, ungewisse und dunkle Sein in Luzidität verwandelte, wie dies einer der Urväter der Theorie beschreibt. Über den Weg der Philosophie, schreibt Platon, "gelangt man schließlich zu jenem Wissensgebiet, das nichts anderes zu seinem Gegenstand hat als eben jenes Schöne [Wahre, Gute] selbst, das er nun schließlich in seiner Reinheit erkennt" (Platon 19(26):88; Einführungen FL). Er erläutert dies in dem Gleichnis, daß ein Höhlenbewohner, dessen Augen an das schummerige Schattenlicht gewöhnt sind, ans helle Tageslicht geführt werde, um die Sonne selbst zu schauen; „würde er dann nicht, völlig geblendet von dem Glanze, von alledem, was ihm jetzt als das Wahre angegeben wird, nichts, aber auch gar nichts zu erkennen vermögen?“ (Platon 1988, 7: 516). Aber allmählich an die überirdische Lichtintensität gewöhnt vermöchte er letztlich die Sonne „selbst in ihrer vollen Wirklichkeit an ihrer eigenen Stelle zu schauen und ihre Beschaffenheit zu betrachten imstande sein“

(Platon 1988, 7: 516). Zurückgekehrt in die Dunkelheit der Höhle könnte der Adept nichts mehr erkennen (Platon 1988, 7: 516) und müßte seinem traurigen Schicksal entgegengehen, wenn er, unbeholfen durch die Finsternis stolpernd, sich nicht enthalten könnte, vom eigentlichen Licht zu erzählen (Platon 1988, 7: 517). Platon knüpft an diese Überlegung ein pädagogisches Programm, das zur Einsicht in das, was wahrhaft und ewig ist, führen soll.

"Es wäre demnach die Bildung eine Kunst der Umkehrung dieses Organs, die Art und Weise nämlich, wie es am leichtesten und wirkungsvollsten umgewendet wird, nicht aber eine Kunst, die darin bestände, ihm diese Sehkraft erst einzupflanzen; diese hat es vielmehr schon; es ist nur nicht nach der richtigen Seite hingewendet und blickt nicht nach dahin wohin es sollte, und daß dies geschehe, das ist eben, was unsere Kunst der Erziehung bewirken will" (Platon 1988, 7: 518).

Die Transparenz und Weite der theoretischen Übersicht ist der Absicht vom Einzelnen geschuldet, das auf sein Allgemeines, Wesentliches reduziert wird. Im Höhlengleichnis kommt das Licht als Metapher der Wahrheit zu Geltung (Blumenberg, H. 1953). Diese Lichtmetapher zieht sich von Platon über die christliche und neuplatonische Lichtmetaphysik bis zur Aufklärung und die Mediendiskurse der Gegenwart hinein (Lorberg, F. 1999). Der schattenlosen Transparenz der Lichtspekulation steht die These entgegen, daß alle Erkenntnis endlich sei, wie sie vor allem in der Phänomenologie, der Existenzphilosophie und philosophischen Semiotik formuliert wird. Dort, wo Licht ist, sei auch Schatten, ist sprichwörtlich geworden, und wird von Camus radikalisiert, indem er die Kontrasterfahrung umkehrt.

"Ohne Schatten gibt es kein Licht" (Camus, A. 1941: 101).

Hier schließt die Aussage von John Berger an, die wir als Motto dem Vortrag voranstellten, daß Sichtbarkeit vor dem Hintergrund der Unsichtbarkeit spielt wie vorüberziehende Wolken mit Sonnenlicht und Schatten. Theorie wäre demnach nicht die Transparenz des Ganzen, sondern zeigt nur jeweilige Aspekte der Welt, die nicht an sich vorliegt, sondern in der Verständigung entdeckt wird.

"Sofern wir im Plural existieren, und das heißt, sofern wir in dieser Welt leben, uns bewegen und handeln, hat nur das Sinn, worüber wir miteinander oder doch wohl auch mit uns selbst sprechen können, was im Sprechen einen Sinn ergibt. (...) Nur wo Dinge, ohne ihre Identität zu verlieren, von Vielen in einer Vielfalt von Perspektiven erblickt werden, so daß die um sie Versammelten wissen, daß ein Selbes sich ihnen in äußerer Verschiedenheit darbietet, kann weltliche Wirklichkeit eigentlich und zuverlässig in Erscheinung treten. (...) Eine gemeinsame Welt verschwindet, wenn sie nur noch unter einem Aspekt gesehen wird; sie existiert überhaupt nur in der Vielfalt der Perspektiven" (Arendt, H. 1958: 12, 72f).

Wir sind nicht im Besitz der ganzen Wahrheit, weil sich das Medium der Theorie, der Ort ihrer Wahrheit, ihrem Blick entzieht (Nietzsche, F. 1988; Adorno, Th.W. 1966). Ob Wahrheit als: formale Richtigkeit, Übereinstimmung, Gewiss-

heit, Offenbarkeit oder Verständigung aufgefaßt wird, immer ist sie der Theorie vorgängig, die über sie aufgestellt wird. Die theoretische Übersicht ist letztlich der praktischen Umsicht analog, weshalb Heidegger vom Wahrheitsgeschehen spricht, in dem die Dinge entdeckt werden (Heidegger, M. 1949). Unauffälligkeit der Theorie ist die (Lichtung der) Wahrheit. Die prinzipielle Unauffälligkeit der Wahrheit ist ein konstitutives Moment der Theorie.

Resumée zur Unauffälligkeit als Freiraum des Denkens

Wir haben im Verlaufe des Vortrags Bausteine zur Unauffälligkeit zusammengesucht, aus denen beiweitem kein Haus, das die Theorie bietet, zu bauen ist (vgl. Gehlken, B. 1999; Bellin, F. 1999). Auch kann der Plan zu diesem Haus, das im permanenten Umbau begriffen ist, nur fragmentarisch sein. Die kleine Theorie der Unauffälligkeit, die wir hier entwickelt haben, enthält ihre spezifischen Unauffälligkeiten, von denen her sie ihr Licht empfängt, zu sehen und zu sagen. Auch sie ist, zwar auf das Unauffällige angewiesen, dennoch darauf verwiesen, das Auffällige zu sagen. Nehmen wir das Unauffällige mit dem Dysfunktionalen zusammen, so können wir sagen, daß wie der Freiraum dem, was nicht im Gebrauch aktualisiert wird, bedarf, um nutzbar zu sein, das Sehen dessen bedarf, was nicht gesehen wird, um zu sehen.

Die Unauffälligkeit gibt dem Gedanken Spiel, in dem er sich bewegen kann. Das Sehen wie das Denken bedürfen eines Freiraums, der hinsichtlich dessen, was gesehen oder gedacht wird, dysfunktionale Anteile, Unauffälligkeiten enthält.

'Sehen lernen' heißt dann, einzusehen, daß man nicht alles sieht, wenn man sieht. Zieht damit nicht die fröhliche postmoderne Beliebigkeit in die Freiraumplanung ein? Profession kommt von 'profess', was bedeutet, ein Gelübde abzulegen; in der redlichen wissenschaftlichen Arbeit wird das Gelübde abgelegt, daß man sich der Wahrheit verpflichtet, also das zu sagen, was man sieht, und zu überlegen, warum man es sieht.

Litertatur

- Adorno, Th.W. 19(66)92: Negative Dialektik. Frankfurt/M.
Arendt, H. 19(58)97: Vita activa. München.
Aristoteles 1989: Metaphysik. Hamburg.
Bellin, F. 1999: Von Haus zu Haus. Notizb. d. Ks. Sch. 52: 202-214. Kassel.
Benjamin, W. 19(38)83: Passagen-Werk. Frankfurt/M:
Berger, J. 1999: Das Sichtbare und das Vervorgene. Frankfurt/M.
Berger, P. u. Kellner, H. 1984: Für eine neue Soziologie. Frankfurt/M.
Bloch, E. 19(70)85: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Frankfurt/M.
Blumenberg, H. (1957)2001: Licht als Metapher der Wahrheit. ders.: Ästhetische und metapherologische Schriften: 139-171, Frankfurt/M.
Blumenberg, H. 19(78)89: Die Lesbarkeit der Welt. Frankfurt/M.

- Bourdieu, P. Sozialer Raum und symbolische Macht. dergl. Rede und Antwort: 135-154. Frankfurt/M.
- Brock, B. 1977: Zur Geschichte des Landschaftsbegriffs von 1300-1650. AutorInnengruppe: Die Ästhetik der Landschaft, Studienarbeit an der Gh Kassel, unveröff. Mskr., Kassel.
- Burckhardt, L. 19(80)84: Design ist unsichtbar. ders. Die Kinder fressen ihre Revolution: 42-48, Köln.
- Camus, A. 19(41)86: Der Mythos von Sisyphos. Reinbek.
- Certeau, M. de 19(80)88: Gehen in der Stadt. ders.: Kunst des Handelns: 179-208, Berlin.
- Derrida, J. 19(66)92: Grammatologie. Frankfurt/M.
- Derrida, J. 19(67)88: La différance. ders.: Randgänge der Philosophie: 29-52, Wien.
- Derrida, J. 19(68)88: Der Schacht und die Pyramide. ders.: Randgänge der Philosophie: 85-118, Wien.
- Eco, U. 1972: Zeichen. Frankfurt/M.
- Frank, M. 1989(2000): Das Sagbare und das Unsagbare. Frankfurt/M.
- Gadamer, H.G. 19(60)86: Wahrheit und Methode 1. Tübingen.
- Gehlken, B. 1999: Vom vergnüglichen Dasein in soliden Häusern. Notizb. d. Ks. Sch. 52: 187-201. Kassel.
- Ginzburg, C. 19(78)88: Spurensicherung. ders.: Spurensicherungen: 78-125, München.
- Giono, J. 19(62)89: Sehen lernen. ders.: Die Terrassen der Insel Elba: 13-20, Frankfurt/M. 1989
- Hahn, A. 1995: Erfahrung und Begriff. Frankfurt/M.
- Hard, G. 1970: Nocheinmal: Landschaft als subjektiver Geist. Die Erde 110: 171-197.
- Heidegger, M. 19(27)84: Sein und Zeit. Tübingen.
- Heidegger, M. 19(49)85: Die Frage nach der Technik. ders.: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen.
- Husserl, E. 19(13)92: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Gesammelte Schriften 5, Hamburg.
- James, W. 19(89)93: On a Certain Blindness in Human Beings. in Rorty, R.: Kontingenz, Ironie und Solidarität; Frankfurt/M.
- Lorberg, F. 1997: Das Maß der Dinge. Notizbuch der Kasseler Schule 48: 146-164, Kassel.
- Lorberg, F. 1999: Licht und Wahrheit. unveröffentl. Mskr. Kassel.
- Nietzsche, F. (1873)1988: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. Gesammelte Schriften 1: 873-890, München.
- Panofsky, E. 1957: Verteidigung des Elfenbeinturms. Der Rabe 41: 147-155.
- Peirce, Ch.S. 19(67)68a: Fragen hinsichtlich gewisser Vermögen, die man für den Menschen in Anspruch nimmt. Schriften 1: 157-183, Frankfurt/M.
- Peirce, Ch.S. 19(67)68b: Einige Konsequenzen aus vier Unvermögen. Schriften 1: S.184-231, Frankfurt/M.
- Platon 1988: Politeia, Hamburg.
- Platon 19(26)88: Das Gastmahl. Apelt, O. (Hg.): Sämtliche Dialoge 3, Frankfurt/M.
- Platon 1990: Thaetaet, Frankfurt/M.
- Ritter, J. 19(53)69: Die Lehre vom Ursprung und Sinn der Theorie bei Aristoteles. ders. Metaphysik und Politik: 9-33, Frankfurt/M.
- Ritter, J. 19(63)89: Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft. ders. Subjektivität: 141-164, Frankfurt/M.
- Saussure, F. de 1967: Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Berlin,
- Schütz, A. 1970: Das Problem der Relevanz. Frankfurt/M.
- Waldenfels, B. 1994: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M.
- Waldenfels, B. 2000: Die Vielstimmigkeit der Rede. Frankfurt/M.
- Wittgenstein, L. 19(46)93: Philosophische Untersuchungen. Frankfurt/M.

REFLEXIONEN / ZWISCHENZEITEN

14 GärtnerInnenseminare – na und?

Ebilobium Glaucum

„All das, auf was du verzichtest, gewinnt in dir Leben. All das, was sich bejahren möchte, verneint sich; all das, was sich entsagt, bejaht sich. Der vollkommene Besitz erweist sich erst durch das Geschenk. Alles was du nicht verschenken magst, besitzt dich... Nur was du hingibst, wird sich entwickeln.“

(aus: Andre GIDE 1974:126; Uns nährt die Erde, uns nährt die Hoffnung)

Vor-Weg-Gedanken

Meine Rede soll zu Inhalten und Erfahrungen außerschulischen Lehrens und Lernens beitragen, soll berichten von den „Steinen“, die im Weg liegen können und wie man sie umgehen, vielleicht gar wegräumen kann.

Ich will mit einer Begegnung beginnen, die ich kürzlich mit einem Fachkollegen vom Friedhofsamt hatte. Der Kollege, den ich schon länger kenne, nimmt seit etwa ½ Jahr dort eine leitende Stellung ein. Auf meine Frage hin, wie er sich eingearbeitet habe, berichtet er davon, daß seine neue Tätigkeit nur mehr wenig mit Freiraumplanung zu tun habe, dafür aber nähmen ihn Organisations- und Verwaltungsfragen vollständig in Beschlag.

Ich habe ihm direkt widersprochen und ihn darauf hingewiesen, daß er „Freiräume“ offensichtlich verwechsle mit „Räumen unter freiem Himmel“. Dagegen sei mein Verständnis von Freiräumen gezielt ausgerichtet auf das Herstellen frei verfügbarer Räume und Plätze. Also lasse er sich von der Verwaltung vereinnahmen, anstatt für seine Mitarbeiter Freiräume am Arbeitsplatz herzustellen. Diese Freiräume tragen dann dazu bei, in den Institutionen zu „überleben“.

„Überleben“ ist uns nur möglich, wenn wir unsere Überzeugungen aufrecht erhalten, auch dann noch, wenn wir sie nicht ausleben können infolge widriger Umstände. Wie sonst hätten Personen wie Nelson MANDELA überleben können?

„Freiheit ist nicht etwas, was man geschenkt bekommt...Man kann in einem Diktaturstaat leben und dennoch frei sein, unter einer Bedingung: man muß die Diktatur bekämpfen. Der Mensch, der seinen Kopf zum selbständigen Denken benutzt und dessen Herz unbestechlich bleibt, ist frei...Dagegen kann man im demokratischsten Lande der Erde unfrei sein, wenn man feige, stumpf und innerlich träge ist.“

(Ignazio SILONE 1936:42; Wein und Brot)

Der alte Spontispruch: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen“ ist also eher eine selbstverliebte Eigensinnigkeit denn entspräche sie der Wahrheit.

Überleben in einem Beschäftigungs- und Qualifizierungsunternehmen, in denen ja einige von uns arbeiten, ist dann möglich, wenn wir unsere eigene Arbeit ständig reflektieren und uns selbst erklären, **was** und **warum** wir das tun. Das kann auch eine +/- unbewußte oder unbeabsichtigte Reflexion sein. Der eingangs erwähnte Kollege vom Friedhofsamt hat seine Arbeit bisher nicht reflektiert. Und daher kann er weder für sich noch für andere Freiräume (am Arbeitsplatz, aber wahrscheinlich auch sonstwo) herstellen, auch wenn er sich selbst als Freiraumplaner bezeichnet.

Ein (1) Freiraum an meinem Arbeitsplatz sind die jährlich stattfindenden Seminare für Gärtnerinnen und Gärtner, die in unserem Betrieb als VorarbeiterInnen tätig sind. Die Seminare haben bisher 14 mal stattgefunden seit 1989.

Zur Geschichte der Seminare

Unsere GärtnerInnenseminare sind freilich ein Ort der Kundigkeiten und des Wissenswerten, aber auch einer „theatralischen“ Präsentation in Form einer Kleinkunstabühne, frei nach dem Motto: Kundigkeiten und Wissenswertes zu hören und sich einzuverleiben kann ja auch Freude machen. Es geht uns nicht darum, Spaß zu verbreiten, der nur kurzes Strohfeuer darstellt und rasch erlischt, sondern die Kundigkeiten und Erfahrungen aller Beteiligten anhaltend und tragfähig weiterzugeben, also eine erlebte Gemeinsamkeit auf Zeit herzustellen.

Die Idee zu einem GärtnerInnenseminar wurde 1988 geboren, als ich Diskussionen mit einem damaligen Kollegen vom Gartenamt führte. Anlaß war eine Debatte in der Gärtnerschaft unseres Betriebes mit der Behauptung, man würde in Beschäftigungsbetrieben als Gärtnermeister nichts mehr hinzulernen können. Es war durch den Umgang mit völlig fachfremdem Personal aus der städtischen Sozialhilfe eine Empfindung entstanden, man könnte den „Zug der gärtnerischen Fachdiskussion“ verpassen, also man könne verlieren statt hinzugewinnen. Immer öfter war der Wunsch geäußert worden, Weiterbildungsseminare besuchen zu wollen. Aber aus finanziellen Gründen war der Besuch extern angebotener Seminare nicht möglich. Also was tun, wenn man nichts bekommt?- Selber machen!

Es entstand ein erstes Seminar im Januar 1989 mit dem Thema: „Bäume“. Alle ReferentInnen, die ich dazu einlud, erhielten kein Honorar, auch keine Fahrtkostenerstattung. Es galt daher, Personen zu finden, die dies akzeptierten. Wir hatten das Glück und fanden welche. Aus diesen Anfängen wurde kontinuierlich jedes Jahr ein GärtnerInnenseminar entwickelt, das seither stets

in der 2. Januarwoche, Donnerstag und Freitag, stattfindet und für das mittlere auch ein Haushaltsetat besteht.

Die „Steine“

Anfangs waren in der Gärtnerschaft große Widerstände zu spüren, denn das Seminar war teilnahmepflichtig und man vermutete darin ein Instrument der Reglementierung des Arbeitsplatzes. Es bedurfte einer langen Zeit der Kontinuität, um klar zu machen: GärtnerInnenseminare sind kein Ort der öffentlichen Vorführung, der Zurschaustellung.

Ein wichtiges Ereignis zur Kontinuität in den GärtnerInnenseminaren waren meine Teilnahme und Erfahrungen am Kompaktseminar 1989 in Feld am See/Österreich bei Kiwi HÜLBUSCH. Dort habe ich erstmalig den Geist der AG-Seminare erlebt und intuitiv aufgenommen. Ohne daß ich mir damals dessen bewußt war, habe ich diesen Geist in die GärtnerInnenseminare hineingetragen. Meine Teilnahme am Kompaktseminar Feld am See und an allen nachfolgenden Kompaktseminaren der AG Freiraum + Vegetation eröffneten einen großen personalen Fundus an Referenten und Referentinnen. Ohne diese Möglichkeiten, neue Leute intensiv kennenzulernen, wäre keine Kontinuität in den GärtnerInnenseminaren aufrecht zu erhalten gewesen. Den Ort des Austauschs kontinuierlich zu gewährleisten wäre ich allein nie in der Lage gewesen.

Die GärtnerInnenseminare waren also nicht von vornherein vorgesehene Absicht für Einträge und Ernten. Sie waren und sind aber auch kein Zufall.

Aus einem Brief von Kiwi HÜLBUSCH vom 29.1.2002:

„Wenn das Notwendige umsichtig getan wird, kriegt man auch »unabsichtlich« mehr getan, weil man Zeit hat, darauf aufzupassen. Sorglosigkeit dagegen erzeugt Zeitnot, Hektik, Vergeßlichkeit, Unzuverlässigkeit; viele Absichten und endlos viele Versprechungen und Offerten“.

Hätte man mir offiziell den Auftrag erteilt, GärtnerInnenseminare zu planen, vorzubereiten und durchzuführen, wäre sicherlich etwas anderes herausgekommen. Erst der aus der Situation geborene Gedanke hat uns die Möglichkeit gegeben, Freiräume für die Beteiligten zu schaffen und damit die Seminare zu einer gesuchten Veranstaltung gemacht. Mit der Zeit und der Entwicklung der GärtnerInnenseminare ist mir aufgegangen, wie wichtig diese sind als ein Ort, ein Podest, wohin jeder (der guten Willens ist) seine Erfahrungen und Kritiken eintragen kann und soll; immer im Rahmen der gegenseitigen Hochachtung. Fehlt diese, steht der Erfolg der Seminare in Frage. Wer aus dem Rahmen fällt, und auch das passierte, der paßt nicht hinein. Es war und ist daher wichtig, den Rahmen ständig herzustellen und zu prüfen, ob die teilnehmenden Personen diesem Rahmen angemessen sind.

Freilich sind GärtnerInnenseminare für mich persönlich auch eine Art der „exterritorialen“ Beobachtung. Dabei ist es wichtig, wie ich mit den Informationen im Alltag umgehe. Wer dieses Wissen, das aus einem zuerst zaghaften Öffnen des Geistes herkommen mag, als Waffe braucht und einsetzt, der hat verloren. Wer mit Seminaren Mißtrauen sät, z.B. durch permanente und unerträgliche Selbstdarstellung, fängt besser erst gar nicht an. Denn solche Leute bringen zuerst ihre Kundschaft und dann sich selbst um den Erfolg.

Innerhalb der Seminare haben wir uns eine Buntheit und Vielgestaltigkeit an Themen geschaffen, worin ich einen Garant für das stete Interesse und die Nachfrage der GärtnerInnen an den Seminaren sehe. Der beiläufig geäußerte Satz, wenn ich in völlig anderem Zusammenhang mich mit KollegInnen treffe: „Was ist denn das Thema des nächsten Seminars?“ ist das höchste Lob, das ich mir wünschen kann. Die TeilnehmerInnen erfahren, daß sie eben nicht auf die reine Existenz eines Gärtners reduziert, sondern als lebender Mensch ernst genommen werden.

In der Vergangenheit sind viele lobende Briefe seitens der ReferentInnen bei mir eingegangen, worin ich ein Zeichen sehe, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Sie sind nicht notwendig, auch ohne sie würden wir weitere Seminare machen, und es hat auch Seminare ohne irgend eine Reaktion gegeben. Aber sie bauen auf und ermuntern für die weitere Arbeit. Ich möchte aus einem kürzlich erhaltenen Brief zitieren:

„Sehr geehrter Herr ...!

Mit diesem Schreiben.... bedanke ich mich für die besondere Erfahrung, an diesem Seminar insgesamt teilgehabt zu haben.

In diesem Rahmen leisten Sie... einen die konkrete Arbeit aufbauenden und zudem die Gemeinschaft der Beschäftigten förderlichen und integrierenden Dienst.

Mit besonderem Dank für Ihren Dienst verbleibe ich mit herzlichen Grüßen!“

Resümee

Die GärtnerInnenseminare sind ein Ort der bewußten Gabe, des Weggebens aus freien Stücken und freier Entscheidung, ein Ort des fairen Tausches, des Geben-Könnens und Nehmen-Dürfens. Dergestalt sind sie Freiräume am Arbeitsplatz einer jeden beteiligten Person.

Im Sinne A. GIDE `s: Wer weggeben kann, ist reich.

Wie prüfe ich meine Arbeit ?

oder: Notizen zum Nachdenken.

Florian Bellin

Prolog zur Debatte

Der Vortrag leitete die Reihe der Vorträge beim ersten Symposium ein. Er stellte insofern einen brauchbaren Einstieg in die Debatte dar, als er vollkommen ahnungslos im Hinblick auf die realen Spielräume, den Arbeitsplatz einzurichten, gedacht war. In der Debatte des Symposiums kehrten wir immer wieder zu den Möglichkeiten und Wegen, einen Arbeitsplatz einzurichten, zurück. Erster und vielleicht wichtigster Schritt ist die Formulierung des Arbeitsauftrages, also des 'leitenden' Gedankens. Ohne diesen gibt es keine Arbeit zu prüfen, weil kein Maß formuliert ist, keine Meßlatte.

Nun ist aber die Kenntnis des Gegenstandes Voraussetzung der Formulierung des Gedankens. Vom Gegenstand her wird der Gedanke (der Sinn) der Arbeit überlegt. Der Vortrag spiegelt die Unkenntnis der Lehrtätigkeit, weil in der Prüfung vor allem an das Gärtnern gedacht ist. Das Gärtnern ist aber nur Mittel, nicht Zweck der Lehre (vgl. Vortrag zum 2. Symposium 2002 in Kassel). Im Vortrag nahm das ahnungslose Lamento über die Arbeit und die Jugendlichen so viel Platz ein, daß die Einsicht und Erfahrung für die Arbeit der Lehre tendenziell auf der Strecke blieben. Der Rückzug auf die 'Notizen zum Nachdenken' vermochte nicht, jene reflektierende Distanz zur Arbeit herzustellen, worauf im Gespräch im Symposium die zahlreichen 'Mentoren' beharrten, auf der Mitteilung der Erfahrung gegenüber der piefigen Technik. Die Technik nutzt eben erst, wenn sie - analog zur Pflanzensoziologie in der Vegetationskunde nicht Selbstzweck, sondern Mittel des Verstehens ist (vgl. TÜXEN 1970; GEHLKEN 2000).

Der Vortragstext, von dem der gehaltene Vortrag in Richtung Lamento noch einmal abwich, wird hier einschließlich des euphorischen Resümees leicht gekürzt wiedergeben, um die spätere Debatte der Vorträge nachvollziehbar zu halten.

Wovon ich berichten möchte, ist nichts neues. Es geht um die alte Erfahrung, daß das Aufschreiben von Beobachtungen und Tätigkeiten Voraussetzungen fürs Verstehen und Dazulernen erbringt und daß damit Neugier und Spaß an der Arbeit steigen.

Zuerst die Arbeitssituation

Seit April 2000 habe ich von Heike Lechenmayr die Dozententätigkeit im STARHILFE-Ausbildungsverbund in Ziegenhain übernommen (einschließlich

des Gartens und eines Teils ihres Vorgehens). In der STARHILFE werden einjährige Berufsbildungslehrgänge für Jugendliche zwischen etwa 16 und 21 J. angeboten, die Kurse, Praktika, Exkursionen, Betreuungsgespräche und die Möglichkeit, den Hauptschulabschluß nachzuholen enthalten. Im Prinzip geht es der Einrichtung darum, Ausbildungsplätze für Jugendliche zu organisieren. Meine Aufgabe besteht darin, im sogenannten 'Grünkurs' Facetten und Prinzipien des Gärtnerns zu erzählen und zu zeigen. Zu diesem Zweck hatte Heike auch einen - so würde ich das mal nennen - 'Lehr- und Versuchsgarten' hergestellt. Inzwischen bin ich bei gut 150 qm Anbaufläche und muß außerdem im Kurs die Pflege von 350 qm Grünzeug und 1000 qm Rasen bewältigen, weil ein Vertrag mit dem Verpächter des Betriebsgeländes besteht.

Je Lehrgang, also je Jahr werden sechs Grünkurse angeboten, die meistens drei Wochen dauern mit je drei Tagen á 6 Stunden, also bei 9 Tagen Kurs gut 50 Stunden Arbeitszeit. Die Zahl der KursteilnehmerInnen schwankt z.T. noch während der Kurse zwischen 2 und 10, meistens 5.

Arbeitsplan

Ich habe meine Arbeit zunächst so verstanden, daß ich den Garten und die Pflege geregelt kriege und die Jugendlichen in der Arbeit anleite, was auch thematische Einführungen einschließt, damit der Sinn der Arbeiten verstanden werden kann. Später bin ich dann darauf gekommen, daß das nur ein Teil der Arbeit sein kann, denn im Prinzip geht es ja um meinen Beitrag dazu, daß die Jugendlichen ihren Weg in eine Lehre (oder anderswo hin) finden können. Es geht also weniger darum, sie zur Arbeit anzutreiben, um die Pflege geregelt zu kriegen, sondern viel stärker über die Lehre nachzudenken und dafür die Situation der Jugendlichen, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Blockaden, Widerstände und Widersprüche zu verstehen, um in die Lage zu kommen, einen Rat geben zu können, sei es den Jugendlichen oder den KollegInnen, die sich um Praktika und Lehrstellenbetreuung kümmern.

Dafür ist der Garten ein gut geeigneter Gegenstand, weil ich die Jugendlichen in der Arbeit und der Auseinandersetzung darum und untereinander kennen- und verstehen lernen kann. Und natürlich ist es notwendig, daß der Garten gut geregelt ist, um als Lehrgegenstand zu taugen und ernst genommen zu werden und reiche Möglichkeiten auch für jene zu bieten, deren Neugier befriedigt sein will.

Wie sieht die Prüfung der Arbeit aus?

Zum einen schreibe ich auf, welche Arbeiten gemacht werden. Das mache ich jeden Tag nach der Arbeit im Zug. Und morgens überlege ich jeweils Konsequenzen aus dem Vortag und überlege den kommenden Tag vor der Besprechung mit den Jugendlichen. Am Ende des Kurses tippe ich daraus einen Bericht - Heike Lechenmayr hatte damit mal angefangen. Und im Vorjahr habe

ich in ihren Unterlagen geblättert, um die Arbeit zu planen, in diesem Jahr kann ich schon für die Frühjahrsbestellung in meinen eigenen Unterlagen nachsehen. Das gute an diesem Aufschreiben ist nicht nur, alles noch einmal zu überlegen, um es in Worte fassen zu können, sondern damit die Arbeit als Ernte und Vorrat hinter mir abzulegen und ruhigen Gewissens liegen zu lassen, bis ich's wieder brauche. Selbst wenn ich noch keine Systematik oder Übersicht der Arbeiten des Jahres angefertigt oder vollendet habe, sind die Notizen dafür schon brauchbar.

Zum anderen schreibe ich inzwischen einen kleinen Text zu den einzelnen TeilnehmerInnen, in den biographische Notizen aus der gemeinsamen Vorstellungsrunde mit Angaben zur Lebens- und Wohnsituation, Gartenbiographie, Bildungsbiographie und Berufswünschen oder -zielen einfließen. Auch Notizen aus den Einzelgesprächen, die ich zur Halbzeit und zum Ende eingeführt habe, fließen mit ein. Das sind Gespräche, die vor allem Platz für Nachfragen und Nachkarten von Begebenheiten lassen und auch Marotten und Vorzüge auf den Tisch bringen, nach dem Motto: Sachen klären - Menschen stärken (HENTIG). Am wichtigsten für meine Nachkarte der Kurse sind aber die Beobachtungen und Bemerkungen aus der Arbeit, die ich zunehmend notiere. Dabei überdenke ich jeweils die Zeit der Arbeit mit den Jugendlichen und karte diese vorzugsweise im Abschlußgespräch nach. Allein die Aussicht auf meinen späteren Text und das Gespräch hat schon meine Aufmerksamkeit im Kurs gestärkt und meine Beobachtung verändert.

Zwei Beispiele von dem, was ich beobachtet habe.

1. *'Rußlanddeutsche' (aus Kasachstan, Rußland, Tschikistan etc.)*

bilden einen großen Teil - manchmal über 50% der KursteilnehmerInnen. Sie bringen recht heftige Biographien mit. Z.T. sind sie - ungefragt - mit ihren Eltern bei Nacht und Nebel aus z.B. Kasachstan geflohen ohne Abschied von Nachbarn, Verwandten und Freunden nehmen zu können.

Ich habe versucht zu verstehen, was Gartenarbeit für sie bedeutet und woher der gelegentliche Widerwillen gegen Arbeiten und Lernen in den Kursen kommt. In Kasachstan haben die meisten der Familien auch von Landarbeit gelebt, hier wollen sie sie zumindest nach außen hin möglichst weit hinter sich lassen, während viele von ihnen dafür Sorge tragen, über Haus und Hof zu verfügen und Gemüse bauen und Kleintiere halten zu können. Wenn ich einmal mit den Jugendlichen ins Arbeiten und ins Gespräch gekommen bin, treten oft nicht nur reichlich Erfahrungen zu Tage oder wenigstens geübte Handgriffe und Umgang mit Werkzeug, die meisten helfen auch in Deutschland zu hause bei den Arbeiten. Aber diese Fertigkeiten werden in der Kurszeit verweigert.

Ich denke da immer wieder an Veblens Theorie der feinen Leute. Anscheinend getrauen sie sich nicht, dieses Vermögen zu zeigen oder es als solches wahr-

zunehmen, schon gar nicht in einem Land, in dem das nicht nötig zu sein scheint, bzw. einen schlechten Leumund genießt. Die soziale Unterscheidung funktioniert in diesem Punkt sehr gut. Was sie an der Fortbildung interessiert, ist der Zugang zum Gelderwerb, das andere können sie selber (und z.T. wie mit der Sense umgehen sogar besser). Die Kurszeit ist für sie Wartezeit, die sie möglichst glimpflich hinter sich bringen wollen, bevor das wahre Leben - die Lehre - beginnt.

Verstanden habe ich das so richtig erst beim Nachkarten der Arbeitserfahrungen nach dem Kurs, daß sie sich verweigern und weniger, wie manche behaupten, unfähig seien.

Ich habe dann folgendes in meinen Kursen geändert.

Ich setze verstärkt mit eignen Arbeitserfahrungen und meiner Arbeitsbiographie ein und frage von Anfang an (Vorstellungsgespräch) Biographie und Arbeitserfahrungen der TeilnehmerInnen nach, um das Vermögen, das einige da mit sich bringen, verhandeln zu können, z.B. bei Frauen, die in der Küche beim Verarbeiten unserer Ernten zu Tage tretenden Fähigkeiten der Haushaltsorganisation oder bei den Jungs die Fertigkeiten an ihren Mopeds. Bei den Themen und Arbeiten, die ich im Grünkurs verhandele, stelle ich dann immer wieder die Analogien her und vor allem auch Analogien zu den von ihnen angestrebten Berufen, was mitunter auch witzig ist und zum Nachdenken und zu eigenen Überlegungen und Beiträgen anregt. Es ist dann meist eine ähnliche Debatte: statt die Zeit mit Geringschätzung des Gegenwärtigen zu verbringen und in Befindlichkeiten zu verharren, so schmerzlich sie auch sind, in allen Situationen Lernchancen zu erblicken und an das anzuknüpfen, was man mitbringt, um es nicht umbringen zu müssen und in der Konsequenz sich leben lassen zu können.

Damit kommt in jedem Fall ein Gespräch zustande, auch wenn sich am Arbeitsverhalten nicht so viel ändert. Für mich ändert sich aber, daß ich mich nicht falsch abkämpfe und sie mit weniger Zumutungen konfrontiere und sie akzeptieren zumindest, daß ich nicht zulasse, daß ein Kurs die Arbeit der vorhergehenden bzw. nachkommenden ruiniert.

2. Sich gegenseitig behindern

Mir ist das Zusammenspiel der TeilnehmerInnen aufgefallen, bzw. die Anfälligkeiten für bestimmte Konstellationen. Da gibt es immer wieder Leute, die in kürzester Zeit mit Nebenschauplätzen alle aus dem Konzept bringen und darüber viel Platz im Kurs (Kommune auf Zeit; THEILING mündl. 1998) beanspruchen. Die gleichen Leute können aber auch an jemand geraten, der oder oft auch die sagt, Moment mal, nerv nicht, hier ist die Hacke, tu' auch mal was.

Im Prinzip geht es darum, Lernzusammenhänge herzustellen, die auch Platz zum Lernen lassen. Das schließt die Kombinationen der Jugendlichen ein. Die

TeilnehmerInnen konkurrieren nicht darum, Platz zum Lernen zu haben, davon sind sie eher weit entfernt - sie konkurrieren mehr um Aufmerksamkeit (da geht's dann in die Psychologie). Ich würde sagen, sie stehen mit ihren mitgebrachten Geschichten, Voreingenommenheiten und allen möglichen Befindlichkeiten dick und breit im Weg rum oder verheddern sich in gegenseitiger Einvernahme und kommen deshalb nicht dazu, den Platz zum Lernen einzunehmen oder überhaupt wahrzunehmen, der ihnen geboten wird. Man muß eine Dramaturgie (ähnlich wie beim Theater; Le Coq) des Unterrichts herstellen, die den Beteiligten neben oder/und nacheinander Platz zum Ge-
hen/Lernen läßt/einräumt.

Resümee

Ich bin wie gesagt erst darauf gekommen solches Zusammenspiel oder besser Gegeneinanderspiel der KursteilnehmerInnen überhaupt zu sehen, als ich während der Arbeit schon über meinen späteren Text nachdachte, so wie ich Trockenschäden und Mangelerscheinungen am Gemüse erst sehe, wenn ich an die Ernte denke.

Damit komme ich zum Schluß, denn das Sehen lernen (Giono) hat hier mit dem Nach- und Vordenken zu tun, das ich mit dem Schreiben organisiere. Selbst wenn ich keinen Anlaß, wie den Vortrag hier habe, so führt das Notieren des Beobachteten und Gearbeiteten zum Nachdenken, Erinnern, Vergleichen und spätestens im inzwischen regen Gespräch mit KollegInnen zu Einsichten, die dann natürlich auch wieder aufgeschrieben werden müßten. Von einer Systematik zu den Marotten und Stärken der Jugendlichen bin ich weit entfernt aber die Sache ist gut ins Laufen gekommen und bisher sehe ich meine Notizen als Vorrat an, nicht als Bringschuld, weil ich meine Arbeit weiterhin gebacken kriegen und anwesend im Lauf der Dinge bleiben kann (Bloch).

Literatur

- Bloch, E.** 1963: Tübinger Einleitung in die Philosophie. Frankft. a.M.
- Tüxen, R.** 1970: Pflanzensoziologie als synthetische Wissenschaft. in: Meded. bot. Tuinen en het Belmonte Arboret. Landbouhogeschool Wageningen (12); S. 141 - 159; Wageningen.
- Gehlken, B.** 2000: Klassenlotterie. Die Pflanzensoziologie zwischen Vegetationskundigkeit, Formalismus und Technokratie.- In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.). Notizbuch 55 der Kasseler Schule: 259-346.- Kassel.
- Giono, J.** (1963)1989: Die Terrassen der Insel Elba. Frankft. a.M.
- Vebien, T.** (1899)1989: Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankf. a.M.
- Hentig, H.v.** 1995: Die Sachen klären, die Menschen stärken. Stuttgart

Von Routine, Erfahrung und Zufriedenheit

Jörg Kulla

Nach dem Symposium fallen mir noch einige mögliche Titel für meinen Vortrag ein. ‚Vom Unterhalt zur Unterhaltung‘ (K. Protze), ‚Vom Tauschwert zum Gebrauchswert‘ (H. Lührs), oder ‚Von Amt und Arbeit zur Rolle‘ (K. Protze) sollen als Beispiele genannt sein.

Der Fall für diesen Beitrag ist meine eigene Situation in der ‚nachkasseler‘ Zeit. Nach ca. 50 Bewerbungen und mehreren Vorstellungsgesprächen sowie dem Ende der sorglosen BAFöG-Zeit galt es den Unterhalt zu sichern. Zur Unterhaltung nahm ich dazu das Thema für die zweite Diplomarbeit mit auf die, über die Unterhaltsicherung vorgegebene Route.

Ich entschied mich zur Erarbeitung der notwendigen Tauschwerte für die Selbstständigkeit mit den Standbeinen Garten- und Landschaftsbau und Planung. Das Ganze hat sich zum fast reinen Bau- und Pflegebetrieb entwickelt. Planungen stellen Sahnehäubchen dar, und im Amt des Gärtners werden 2/3 bis 3/4 der Umsätze über Pflegeaufträge, zum großen Teil mit festen Verträgen, erzielt.

„... der Sklave, der an ein Stück Land gebunden ist (wie ich über meine Verträge), [ist] weniger Sklave als der andere. Jede Art von Knechtschaft ist erträglich, solange man selber seine Arbeit einteilt und ihrer auf Jahre hinaus gewiß ist.“ (Alain, 1928: 123)

So ist eine Planung der Arbeit mittelfristig möglich und der Unterhalt gesichert. Einerseits was die eigenen Wünsche angeht, andererseits über die Verbindlichkeiten gegenüber den Kunden und damit gegenüber der Arbeit. Das gibt Sicherheit. Die andere Seite dieser Sicherheit ist, da die Arbeit sich über das Jahr stark wiederholt, daß sich schnell eine Routine entwickelt. Routine einmal, was die Arbeit und ihre Durchführung angeht. Weiter auch, was die Angebote an die und den Umgang mit der Kundschaft angeht, also meine Rolle und ihre Darstellung. Gleichzeitig hatte ich neben der Route für den Unterhalt ja auch ein (Diplom-)Thema zur Unterhaltung aus Kassel mitgebracht. Die Routine der Arbeits- (und Unterhalts-) Sicherung wurde jedoch von der Überlebensweise zur Lebensweise, die Unterhaltung fiel hinten herunter und die Arbeit(-sroutine) wurde zum Diktat. Wie F. Lorberg vortrug ist es Ziel des Diktators (Frank nannte ihn Tyrann), hier namens Arbeit, die Muße zu verhindern, da aus der Muße eine Revolution entstehen kann.

Befindlich ausgedrückt steht die Routine der Arbeit mit der scheinbaren Langeweile gegen eine gesunde Neugier. Diese Langeweile ist unbefriedigend und führt zu nachlässigen Dummheiten im Alltag.

"Es ist immer die Langeweile, die mit ihren Dummheiten die Gesellschaftsordnung durcheinanderbringt." (Alain: 123),

und sei es nur meine eigene Gesellschaftsordnung, also mein Platz für den Unterhalt. Befindlich ausgedrückt, da die Begriffe Routine und Schema gleichgesetzt wurden.

Dagegen behaupte ich, daß Routine eigentlich als Glück anzusehen ist (schnellere Arbeitsbewältigung, weniger psychische Belastung über die eigentliche Arbeit hinaus), aber wie schreibt Alain so schön in seiner 'Pflicht glücklich zu sein' :

"Ein Glück das einem in den Schoß fällt liebt man nicht, man muß es sich erobern " (Alain: 108)

Die Frage, die sich zur Eroberung des Glücks stellt, ist ' Wie kann die Langeweile, das Schema der Arbeit in eine durch Erfahrung gewonnene Geschicklichkeit'(Kluge) die mir durch meine Arbeit ‚zufällt' umgesetzt werden ? Wie kann ich das Schema zu einem Ertrag führen, der zufrieden stellt ?

Einen ersten Ansatz zum Ertrag des Schemas erhielt ich dabei durch mein Verhalten beim Nachdenken und beim Schreiben dieser Zeilen. Beim Nachdenken (gestern), gestattete ich mir, um Abstand zu gewinnen, eine Stunde Kaminholz zu hacken Es wurden vier, anschließend war ich - immer eine gute Ausrede – 'rechtschaffen' müde und konnte meinen Stundenplan nicht einhalten Jetzt gerade beim Tippen, genau an dieser Stelle, ging ich vor die Tür, um mich selbst zu bewundern in dem, was ich gestern beim 'Holz machen' geschafft hatte.

Es wird klar, daß ich die akademische Erfahrung und Routine mit der dabei gewonnenen Fertigkeit zur gewohnheitsmäßigen Ausführung des Denkens und Schreibens, z. B. dem Überwinden von Blockaden, nicht mehr automatisch schematisch besitze (eventuell auch einer der Gründe, warum wir so wenig schreiben und veröffentlichen). Folglich muß eine Routine zur Ausübung einer Tätigkeit allein zur Erhaltung dieser permanent und auch schematisch gepflegt werden.

Um die Pflege der Routine vergnüglich und ertragreich zu gestalten, also zur Unterhaltung zu machen, muß diese durch Erfahrung gewonnene Geschicklichkeit lebendig gehalten werden Dazu muß die vorgegebene dem Schema entsprechende Route, also der festgelegte Weg, auch mal verlassen, also angezweifelt werden. Sonst ist das 'Neue im Alten' (K.H. Hülbusch), Bewährten nicht zu entdecken. Es bleibt bei der schematischen Erarbeitung des Unterhalts.

Das Schema wahrzunehmen, zu verarbeiten und reflektieren, diese Erfahrung dann zu Geschicklichkeit werden zu lassen, zur Routine, ist ein zusätzlicher Gewinn.

Befindlich ist es dabei oft so, daß schematisch arbeitend kein Blick mehr für Wahrnehmungen außerhalb der festgelegten Route bleiben Die Arbeit also

selbst eingeschränkt und nicht anerkannt wird. Damit beschränke ich auch den eigenen Ertrag.

Zusammengefasst gibt es also zwei Möglichkeiten, die Schema und Routine selbst bieten, um sich Glück zu erobern

- Die Reflektion der schematischen Arbeit, bei mir der handwerklichen, zur Sicherung und zum Ausbau der handwerklichen Routine. Geschieht dies in textlicher Form, so kann zugleich die akademische Schreibe geübt werden. Neben Routine in diesem Metier wird ein Mittel gegen die akademische Vereinsamung gewonnen
- Aus dem Anwachsen der Routine wiederum entsteht Sicherheit, die Zweifel am Vertrauten zulässt. Ein Selbstvertrauen, das die Routine weiter ausweitet und ergänzt.

Als unterhaltsmäßig Nichtakademiker ist es mühsam diesen Ertrag zu erarbeiten. Die Mühsal aber sorgt für eine freie Arbeitssituation und Zufriedenheit.

"Die Menschen wollen handeln, nicht dulden. Niemand von denen, die sich soviel Mühe machen, liebt die erzwungene Arbeit; genauso wie niemand es liebt, dem Zwang der Notwendigkeit ausgesetzt zu sein. Aber sobald ich mir aus freiem Entschluß Mühe mache, bin ich zufrieden.

... gewollte Arbeit ist ein Vergnügen oder besser gesagt ein Glück. Der Boxer liebt nicht die Schläge, die er wehrlos einstecken muß, sondern die, denen er sich freiwillig stellt. Nichts schöner als ein schwer zu erringender Sieg, solange der Ausgang des Kampfes von uns abhängt. Im Grunde lieben wir nur die Macht." (Alain: 107).

Mit der Erarbeitung der Routine aus dem Schema wird die den Unterhalt sichernde Überlebensweise zur unterhaltenden Lebensweise. So wie die Freiraumplanung die Arbeit des Alltages mit Platz für das süße Nichtstun plant (F. Lorberg), erhält die Planung der Arbeit zum Unterhalt Platz für die Muße zur Unterhaltung.

Literatur

Alain; 1928/1982; Die Pflicht glücklich zu sein, Suhrkamp Taschenbuch, Frankf./M.

Kluge Ethymologisches Lexikon, 22. Auflage (zur Definition von Routine)

Erfahrung und Text ¹

Was Arbeiten mit Schreiben zu tun hat

Florian Bellin

Den Ausschlag, diese Gedanken aufzuschreiben, gaben H. Trolls Vortrag zum Wechsel des Arbeitsplatzes und K. Protzes Vortrag mit der Unterscheidung von Rolle und Amt am Beispiel von Familienarbeit und Berufsarbeit zum letzten Symposium. Als ich jetzt noch mal nachgelesen habe in den beiden Vorträgen, war ich mit meinen Gedanken ganz woanders gelandet, nämlich wie es mit dem Schreiben gehen kann, wenn ich auch nicht immer von Amts wegen damit befaßt bin. Das heißt, ich habe angefangen, darüber nachzudenken, was meine tägliche Arbeit mit meinem abendlichen Schreiben zu tun hat, welche Bedeutung dem Schreiben zukommt usw. (man kann genauso gut morgens Texte schreiben, wenn's einem vom Tagesrhythmus in den Kram paßt; wurde in der Debatte angemerkt). Das ist doch ein schöner Beleg dafür, daß man auf den Anlaß hin, eigene Beobachtungen und Erfahrungen neu bedenken kann, ohne den Anlaß damit zu erklären aber die eigenen Erfahrungen besser zu verstehen.

Mir ist aufgefallen, daß es im Grunde einerlei ist, ob ich Hausarbeit gemacht habe und mit den Kindern an meiner Seite im Haus rumgebaut oder im Garten gearbeitet habe. Oder ob ich Jugendliche unterrichtet oder mit Holzapfel debattiert habe, beim Planerseminar nasse Füße bekam oder in der Nachlese dazu bergeweise Post. Erfahrungsgelegenheiten, wie es H. Troll letztes Jahr nannte, habe ich reichlich. Ich setzte mich einfach gerne nach getaner Arbeit abends an den Schreibtisch, nicht so sehr, um weitere Arbeit zu erledigen, sondern um nach der erledigten Arbeit noch mal mich zu versammeln und vielleicht zu überlegen, was ich da am Tage so erfahren und verstanden habe, nicht allein wegen der Arbeit, auch während der Arbeit. Die Aussicht, ganze Tage auf das Schreiben von Texten verpflichtet zu sein, wäre da schon eher bedrohlich, bzw. erfordert ganz andere Vor- und Nachbereitung; aber dazu später. Mir geht's hier nicht um persönliche Vorlieben. Die Frage bleibt, wie ich meinen Arbeitsplatz, meine Arbeitsplätze so einrichten kann, daß die Arbeit vergnüglich ist und ertragreich bleibt und welche Rolle dabei den Texten zukommt. Zuerst mal ein bekannter Gedanke:

¹ Der Vortrag beim Symposium war nur lose an diesem Manuskript orientiert.

Kein Text ohne Erfahrung – Ein Lob der Feldnotiz.

Die Vermutung, daß Theorie - frei nach Marx - nicht ohne Erfahrung der Praxis geht, kennen wir schon, es ist die alte Geschichte, daß jemand, der Freiraumplanung treibt oder davon schreibt, Familienarbeit gemacht haben sollte. Immerhin geht's ja nach Alain darum, verstehend ein Tun nachzuahmen. Das geht vor dem Hintergrund eigener Erfahrung vermutlich besser, wenn es auch notwendig ist, Mittel bzw. Techniken zu beherrschen, die erlauben, die notwendige Distanz einzunehmen. Abendliches Texteschreiben hat zu einem Arbeitstag in Hof und Garten etwa die umgekehrte Bedeutung wie ein Spaziergang zum Tag am Schreibtisch, der eine Zwischenzeit sein kann mit Anregungen, Nebenbeibeobachtungen und Assoziationen, die Anschauungen liefern können zum Schreiben. Und andersherum kann der abendliche Text mit Analogien, Erfahrungen, Einsichten, oft auch schon im Kopf vorformulierten Gedanken eine Auszeit und Zwischenzeit vom Besorgen, Organisieren und fremdbestimmtem Tun sein. Die zeitliche Folge von Arbeit und Text ist dabei nicht inhaltlich aneinander gebunden. Ich kann abends auch von etwas ganz anderem schreiben, als ich tagsüber gemacht habe, wie uns Eberhard, Kiwi, Bernd Sauerwein, Bernd Gehlken und Frank vormachen. Aber ich kann am Tage gelegentlich schon mal daran denken. Einmal davon abgesehen, daß ganz ohne Erfahrungen oder wenigstens Erinnerungen und Notizen nicht zum Schreiben zu kommen ist.

Die Notizen bilden einen Vorrat.

Vegetationsaufnahmen können zum Beispiel gut übers Jahr gesammelt werden, bevor man sie zu einem Vergleich oder Text heranzieht. Dies Prinzip der Notiz hat sehr weite Verbreitung gefunden. Laktations- oder Fruchtbarkeitstabellen finden im Kuhstall Verwendung (LÜHRS 1994: 95ff) ein Brevier im Garten, Stundenzettel im Handwerk, Buchführung im Haushalt, weiter gefaßt kommen noch Tagebücher und Briefe hinzu. Das sind alles mögliche Mittel einer späteren Nachkarte, auch wenn – wie Kiwi von seinem Brevier des Adolphsdorfer Gartens zu berichten wußte – es mühsam sein kein, mit den Notizen im Nachhinein etwas anzufangen (s. aber dazu jüngst HÜLBUSCH 2003: 2f). Da muß nicht gleich ein Text draus werden. Wenn man jedoch die Gelegenheiten ergreift, einen Text daraus zu machen, dann kommen solche Geschichten dabei heraus, wie Kiwi sie diesen Winter aus dem Adolphsdorfer Garten aufgetischt hat (Kasseler AG Stammtisch). Bezogen auf die Reflexion des Gärtnerns ist der Winter eine bezeichnende Zeit mit der Gelegenheit der Arbeitssenke, die für alle Draußenarbeiten gilt. Die Notiz ist aber nicht nur etwas für später. Sie ist auch allabendlich eine Gelegenheit, den Tag und die Arbeit zu bedenken.

Das führt mich zum zweiten Gedanken:

Zu jedem Arbeitsplatz kann ein Schreibtisch gehören.

Zunächst einmal gehe ich vom Idealfall aus, an den ich zuerst gedacht habe, nämlich die Reflexion der Arbeit, die man am Tage gemacht hat. Tags mit Lehm Wände verputzen und abends über Lehmputz nachdenken, übers körperliche Arbeiten oder über die weiteren Arbeitsschritte und die Ökonomie einfacher Baustoffe, all die Gelegenheiten, Gedanken anzuknüpfen. Das bedeutet, am Schreibtisch den Zusammenhang zur Arbeit herstellen und damit die Arbeit vervollständigen, erweitern. Ich bezweifle, daß dies jeden Tag möglich ist, geschweige denn nötig ist. Es geht auch nicht um die Not, sondern um den Reichtum der Gelegenheit. Die Notiz ist ohne weiteres jeden Tag möglich. So gesehen hindert eigentlich nichts daran, ab und an ein Textchen zu schreiben ... außer daß es mühsam ist und ohne eine Gelegenheit des Gesprächs oder der Mitteilung an andere wie ein frommer Wunsch daherkommt und weshalb wir es bei der letzten Jahreshauptversammlung für einen frommen Wunsch erklärt haben, weiterhin Notizbücher zu füllen.

Die Gelegenheit des Texte- Schreibens beim Schopfe packen.

- ein Gespräch in Aussicht nehmen

Zuerst ein Zitat von J.J. Swen, dem Amerikafahrer:

"Jetzt ist ein langer Winter mit wenig zu tun. So will ich meinen Winterbrief wieder anfangen, denn der Sommer ist nicht zum Schreiben da. Darum sind meine Briefe Winterbriefe." (GILLHOF, J. [1917]1996)

Seit ich Texte von Kiwi lese, fällt mir auf, daß er permanent Gelegenheiten beim Schopfe packt, einen Text zu schreiben. Mal ist es die Einladung zu einem Vortrag, mal ein Vorwort, mal ein Kommentar, eine Seminarvorbereitung oder eine Winterpause im Garten mit der Gelegenheit, in Kassel beim Stammtisch zu erzählen oder hier beim Symposium usw. Im Grunde geht's darum – und da finde ich, ist J.J. Swen mit seinen Briefen an die Heimat ein Gutes Beispiel – über den eigenen Schreibtisch und die Erfahrung für sich allein hinauszudenken und aufmerksam zu bleiben für Anlässe, Analogien, Anregungen und Aufregungen. Hier liegt die Herkunft in einem ehemals verbreiteten Tun des Winters: im Geschichten Erzählen, wie L. Beckwith noch für die 50er/60er Jahre von den Hebriden mit Verweis auf den Brauch der Ceilidhs berichtet: "die in Wahrheit nicht mehr waren als flüchtige Besuche bei den Nachbarn" und "im Herbst, Winter und Frühling nahezu allabendlich statt[fanden; A.d.V.] (BECKWITH, L. 1959/1993: 159).

"Die Unterhaltung wurde wieder aufgenommen, und binnen aller kürzester Zeit beteiligten sich Anna Vic und Morag [die gerade erst zum Ceilidh dazu gestoßen waren, Anm.d.V.] an einem Streit mit Donald über den Preis für Schnecken in der vorigen Saison. Ich hörte unparteiisch zu, denn ich interessierte mich weit mehr für die ganze Szene als für die Auseinandersetzung." (BECKWITH, L. 1959/1993: 162)

"Tee und Kekse machten die Runde, und die Themen der Unterhaltung reichten von der Aussicht auf Winterheringe bis zur Existenz von Hexen, vom Whiskypreis bis zur

Wirksamkeit von Weidenrinde bei Frostbeulen, vom Zustand des Viehs bis zu den wunderbaren Verkehrsampeln in Glasgow." (163)

Auf solchem Wege wird der Fundus der eigenen Erfahrung verglichen, erweitert um die Erfahrungen anderer und nicht zuletzt vermittelt über noch ältere Geschichten (Märchen, Sagen..) um den Fundus der Erfahrung der Kommune. Keine Frage, daß uns diese Form der Kommune am Lebensort abhanden gekommen ist aber dasselbe Prinzip, Erfahrungen zu vergleichen und in den weiteren Kontext anderer Leute Arbeit zu stellen zeichnet ein Prinzip unseres professionellen Texte Schreibens aus.

Was mir an dieser Gelegenheit des Symposions so zusagt, es kommt darauf an, nicht den Bruch zu suchen zur professionellen planerischen Arbeit, wenn unser Amt oder unsere Rolle nicht mehr ins Feld der Planung fällt, wenn wir also als Tänzerin arbeiten, als Eltern, als Straßentheaterspieler, Arbeitskoordinatorin, Lehrer, Gärtnerin, Hausfrau usw., sondern auf die Ähnlichkeit, damit wir miteinander verhandeln können und damit wir nicht aufhören über unsere Arbeit nachzudenken, nur weil der Gegenstand der Arbeit wechselt und vielleicht profaner oder auch anspruchsvoller zum Nachdenken zu sein scheint. Wenn der Arbeitsplatz so eingerichtet ist, daß Möglichkeiten, Gelegenheiten mitbedacht sind, über Notiz und Reflexion hinaus an ein Gespräch i.w.S. zu denken, dann fällt es leicht, jene Schwelle zu überschreiten, die der Feierabend häufig einläutet. Dabei geht es, glaube ich eben weniger um die Anerkennung, wie K. Protze vor einem Jahr vermutete, sondern vor allem um eine bestimmte Form der Begegnung. Die geht, wie Eberhard einmal in Saarbrücken ausführte, auch ohne einen Text dabei zu haben, aber schaden kann so ein Text im Gepäck jedenfalls nicht.

Und damit komme ich noch einmal auf die eigene Erfahrung zu sprechen. Wenn ich abends noch einen Text schreibe nach getaner Arbeit, ist das immer auch eine Gelegenheit, mit meiner Liebsten ins Gespräch zu kommen oder mit dem Mitbewohner oder am nächsten Tag einen alten Nachbarn auf etwas bestimmtes anzusprechen. So werden auch die Texte zu Merkposten und Anknüpfungen jenseits vom Amt in den 'geselligen Pausen des Alltags', wie Norbert Witzel vielleicht sagen würde (WITZEL 2002).

Nachgedanke zum Vergleich der Vorbilder²

Man könnte jetzt das ganze noch einmal von der anderen Seite her betrachten, von geschriebenen Texten, in denen gut nachzuvollziehen ist, auf welche Weise Erfahrungen Einzug halten. Dafür würde ich dann bei einem Spezialfall der Arbeit beginnen, beim Arbeitsplatz am Schreibtisch, dem klassischen Amtssitz am Beispiel meinerwegen einer Gartenamtsleiterin. Die arbeitet ja in zwei Richtungen mit Erfahrungen. Einmal mit der eigenen Erfahrung qua

² Da bei den Vorträgen grundsätzlich die Zeit überzogen wird, habe darauf verzichtet, diesen Gedanken vorzutragen.

Amtsleiterin, einschließlich der MitarbeiterInnen, einmal mit den Erfahrungen derer, die gegebenenfalls Planungen oder der Pflege ausgesetzt sind. Die eigene Erfahrung ist nicht Maßstab der Amtstätigkeit, sondern das ist die Kenntnis der Praxis, also die Kundigkeit von Land und Leuten. Im Prinzip geht's hier professionellerseits darum, Gelegenheiten für Notizen zu organisieren, Feldnotizen, um das Tun anderer Leute nachvollziehen zu können. Es kommt also in doppelter Hinsicht darauf an, Distanz zum Schreibtisch zu bekommen (Kompaktseminare, Vegetationskunde, Häuserkunde etc.), statt Gelegenheiten für die Zeit am Schreibtisch zu organisieren, wie so viele andere arbeitende.

Dazu können wir nun die Literatur unterscheiden, die wir so lesen. Das heißt man könnte Typen bilden danach, wie und ob die Erfahrung Einzug gehalten hat (das heb' ich mir nun aber wirklich für ein andermal auf).

Nachtrag der Debatte

Die Debatte hat verschiedene unterbelichtete Aspekte des Vortrags aufgetan. B. Gehlken hat angemerkt, daß nicht nur die Arbeit (+Erfahrung) für das Schreiben von Texten notwendig ist, sondern auch daß das Schreiben für die Arbeit notwendig sei, es handelt sich um ein äußerst fruchtbares Wechselspiel (s. als Beleg B. Gehlkens Vortrag beim Symposium). Aber so fruchtbar dieser Zusammenhang sein mag, irgendwo ist auch die Anstrengung im Textschreiben verborgen.

John Berger über 'To the Wedding' (Auf dem Weg zur Hochzeit):

"Es ist ein Roman über Aids. Das Schreiben dieses Buches ist mir unglaublich schwer gefallen. Nicht so sehr, was das Technische anbetrifft, sondern emotional." (:29) ... "Wie bei allen meinen Büchern schrieb ich verschiedene Fassungen und überarbeitete einzelne Passagen wieder und wieder. Dennoch erschienen mir einzelne Abschnitte zuletzt immer noch zu ästhetisch, nicht unwahr, aber zu glatt, wenn Sie so wollen" (: 32) (Interview 1995) (vgl. fürs 'wissenschaftliche Arbeiten': M. Weber 1919: 13)

Deshalb hat H. Lührs die Erinnerung der Mühsal gegen die seichte Romantik meiner Darstellung angemahnt. Nun, was die 'Ästhetik' dieses Vortrags anbetrifft, so habe ich – zumindest was meine Erfahrung anbetrifft – nichts beschönt. Ich würde nicht schreiben, wenn ich nicht Freude daran hätte. Die Mühsal ins Feld zu führen hat vielleicht eher mit einer Kritik der falschen Verheißung zu tun, daß Textschreiben immer und für jedermann eine Freude sei oder werden könnte. Der Vortrag war für den Mut geschrieben und gegen die Befindlichkeit aber vielleicht hat er dadurch nur eine Befindlichkeit (den frohen Mut) gegen die andere (die muffige Mühsal) gehalten.

In jedem Fall gibt es Zumutungen beim Schreiben für die man selbst verantwortlich ist, wie z.B. das Schreiben gegen die Neugier oder die Lust. Da nützt dann auch die größte Anstrengung wenig. Wenn ich meine, den ganzen Tag am Schreibtisch sitzen zu müssen, um einen Text zu 'bewältigen', nehme ich

mir jene fruchtbare Distanz und – vielleicht kann man es so nennen – 'Inspiration' oder 'Anregung' der Tätigkeit und Arbeit (Kompaktseminare und Symposien, Gespräche mit Nachbarn etc würde ich ebenso dazu rechnen, manche Philosophen sollen gerne spazieren gegangen sein). Ich würde sagen, daß dieser Wechsel nicht nur hilfreich sondern notwendig ist. Man könnte ihn vielleicht den notwendigen Voraussetzungen von Nadolny beifügen (1990: 52ff). Ich könnte kein genaues Maß angeben, keine genauen Zeiten, das muß man wohl selbst rausfinden.

Auf eine Form von notwendiger Arbeit weist M. Weber hin, wenn er den Zusammenhang von Einfall und (wissenschaftlich intellektueller) Arbeit erläutert (WEBER 1919: 13f), es ist die Arbeit in der Bibliothek (i.w.S. oder die systematische Notiz im Feld), um die wir als PlanerInnen nicht herum kommen, wenn wir über einen Gedanken hinaus, den Vergleich mit der vorgeleisteten Arbeit nicht scheuen wollen. Diese Arbeit hat mit Disziplin zu tun, die noch einmal abzugrenzen wäre gegen Pflichterfüllung (s. WEBER 1920: 83ff). Das würde ich aber vor allem zur professionell planerischen Arbeit zählen, nicht notwendig zum Schreiben von Texten, das Erträge dieser Arbeit 'nur' zum Gegenstand hat (die Debatte bleibt spannend).

Literatur:

- Beckwith, L. (1959) 1993: In der Einsamkeit der Hügel. München
- Berger, J. (1995): Die Aufgabe des Schriftstellers ist es, die Dinge dem Chaos zu entreißen. Ein Gespräch mit ‚Am Erker‘. In: Am Erker. Zeitschrift für Literatur. Nr. 30 Herbst 1995. S. 26-32. Münster
- Gillhoff, J. (1917) 1996: Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer. München
- Hülbusch, K.H. 2003: Die 'klimatische Ökonomie der Gemüsekulturen' und die Vereinfachung des Betriebes. Mnskr. c.a. 21 S. Druck für NB 62 in Vorbereitung. Bremen
- Lührs, H. 1994: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte dargestellt am Beispiel des Wirtschaftsgrünlandes und der GrasAckerBrache - oder Von Omas Wiese zum Queckengrasland und zurück? AG Freiraum und Vegetation(Hrsg.). Notizbuch 32 der Kasseler Schule.- Kassel.
- Nadolny, S. 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. Münchener Poetik-Vorlesungen. München
- Protze, K. 2002: Rolle ohne Amt Teil 2. Vortrag und Manuskript zum Symposium der AG Freiraum und Vegetation 2002. Kassel/Bremen
- Troll, H. 2002: Ein Wechsel des Arbeitsplatzes. Vortrag und Manuskript zum Symposium der AG Freiraum und Vegetation 2002. Kassel/Berlin
- Weber, M. (1919)1995: Wissenschaft als Beruf. Stuttgart
- Weber, M. (1920) 1993: Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus. Hanstein
- Witzel, N. 2002: Promenaden – über Wege und deren gesellige Pausen im Alltag. In: Notizbuch 59 der Kasseler Schule. S. 14-90. Kassel

Wer schreibt, der bleibt

Hartmut Troll

"Es taugt kein Anfang, er hätte denn ein gutes Ende"
 (eine Überlegung von "dem Frankfurter",
 einem anonymen Mystiker des 14. Jahrhunderts,
 die von Lauxmann 1998:70 zum Grübeln empfohlen wird)

Wer schreibt, der bleibt, heißt es gern und oft und trifft auf das gesammelte Verständnis innerhalb unserer auf das Schreiben bedachten Versammlung. Erst im Schreiben selbst erweise sich der Grad des Verständnisses, die Tiefe der systematischen Durchdringung der Gegenstände, das Ausmaß an gedanklicher Klarheit und Erweiterung zum bereits Vorgedachten. Im Geschriebenen ist gewissermaßen die Kommunalität der Disziplin organisiert, ihr Reichtum. Im Schreiben können eigenen Gedanken geborgen wie auch andere dabei entdeckt oder erst entschlüsselt werden. Wer nicht schreibt und damit sich und seine Arbeit unzureichend klärt und nichts den anderen reicht, wirtschaftet darüber hinaus noch ab, da nur im Schreiben das bereits individuell Vorhandene erfrischt, erinnert, vergewissert und geprüft wird.

Nicht zu unterschätzen ist der Zusammenhang mit dem Lesen. Dabei kommt man ja tatsächlich und sprichwörtlich auf andere Gedanken und deshalb ist Lesen ein so probates Mittel zum abendlichen Einfangen der Bettruhe. Im Lesen melden sich auch über den Weg der anderen manche eigene Gedanken und Lesen schult im Schreiben.

Neben der Verständigungspaarung Lesen und Schreiben existiert noch das über das Gespräch organisierte Reden und Zuhören, doch dazu später.

Gegenstand und Gedanke

„Wer schreibt, der bleibt,“ war der dritte Titel zu meinen Überlegungen, ein mir zugedachtes „gutes Ende,“. Wer schreibt, produziert Texte. Und auch darüber, über diese Kunst der Textverfertigung, ist schon einiges geschrieben worden. Von den Frauen Aichinger und Bachmann, von den Männern Nadolny und Delius, um nur vier aus der Zunft der Schriftsteller zu nennen. Im Rahmen der AG-Seminare sind für die konkrete Arbeit des Planers übersetzt entsprechende Handreichungen formuliert und niedergeschrieben worden. Kiwi in Bockholmwik, Christoph in Amancey, zur Erinnerung. Eine wesentliche Aufmerksamkeit lag jeweils auf dem für unterschiedliche Anlässe angemessenen Verhältnis zwischen dem Gedanken einerseits und dem Gegenstand andererseits, um weder in die Penetranz eines formalen Faktenpositivismus noch in Pro-

klamations- und Behauptungsschwälle zu verfallen. Jeder hat so für sich sein Steckpferd, seine Eigenheit, seine Marotten und kleinen Schreibrituale, aber dieses Verhältnis als solches einfach mal zur Kenntnis zu nehmen und am eigenen Text zu vergegenwärtigen, ist ein wunderbares Mittel der Prüfung.

Gegenstand und Gedanke sind die Spielpartner jedes Textes. Aber auch dieses Paar fällt nicht vom Himmel und schon gar nicht deren Bund, sondern benötigt einen Anfang - eine Initiation - und ein Ende. Anfang und Ende gehören eng zusammen, begründen die Weise und halten die Dauer des Verhältnisses, knüpfen an und eröffnen im kommunalen Sinne.

Emotionaler Haltegriff

Nadolny würdigt neben dem Gedanken und dem Gegenstand ein Phänomen, das er emotionalen Haltegriff nennt. Das ist im Prinzip das, worum es einem geht. Es ist der bewegende Untergrund im Schreiben. Dieser Haltegriff kann auch erstmal als Widerspruch als gestäubtes Haar auftauchen. Das ist aber kein moralischer Widerspruch sondern einer der Wahrheit in dem Sinne, daß im widersprochenen Fall diese eben nicht tiefer oder ehrlicher oder bedeutender liegt sondern woanders (J. Berger). Das ist ein Widerspruch zur angedienten Geschichte, ein Bewußtsein oder zumindest eine Vermutung, daß dazu oder von mir eine andere Geschichte erzählt werden muß.

Diese sinnliche Gewißheit reicht nicht aus, muß erst noch in die Arbeit kommen, um in Hegelschen Kategorien zu bleiben zu Bewußtsein bzw. zur Vernunft gelangen, praktisch auf eine Frage, eine These, die einen Weg öffnet, der prüfbar Erfahrung und Kenntnis sammelt, pflückt und praktische Antworten, also Veredelungen des Gepflückten (das Schreiben ist darin eine Technik zur Konservierung des Veredelten).

Der emotionale Haltegriff hält einen beim Schreiben und läßt einen anfangen. Ohne Anfang gibt es nichts und das Ende muß am Anfang bedacht sein, damit er taugt.

Das weiß man spätestens am Ende, wenn man soweit kommt.

Arbeit mit Auftrag

Ein Auftrag formuliert gewissermaßen ein Ende und einen Gegenstand. Dazu kann ein tragender Gedanke formuliert, ein Weg bestimmt werden, die eine angemessene Annäherung an das Ende erlauben. Auch hier kann ein Widerspruch zum im Auftrag enthaltenen Ende am Anfang stehen und muß dann auch zu diesem Zeitpunkt geklärt werden, damit ein woanders gelegenes Ende möglich wird.

Arbeit ohne Auftrag und oft im Amt

Dieser Situation fehlt für einen Text ein brauchbares Ende in zweierlei Hinsicht. Einmal inhaltlich im Sinne einer klassischen Auftragsarbeit, wofür man direkt bezahlt wird, und zum anderen zeitlich im Sinne einer zwingend vereinbarten Abgabe, die unmittelbar mit dem Amt verknüpft wäre. Das Amt des Studenten kennt diese Vereinbarung im Gestalt der Diplomarbeit. Im bezahlten Amt ist oft das einzige, was endet, das Amt, indem der Vertrag ausläuft. „Eine Arbeit ohne unmittelbaren Auftrag, war auch der zweite Titel zu den Überlegungen, warum das Schreiben in bestimmten Arbeitssituationen ganz spezifische Hindernisse kennt. Die Möglichkeiten der Verzettelung sind im Amt vielfältige, wenn man denn will.

Diese Arbeit benötigt für das Schreiben eine andere Form der Begründung, eine andere Form des Auftrages und damit der Ende- und Anfangsfindung. Es handelt sich um keine höhere Form sondern lediglich um eine andere.

Anfänge ohne Ende

Damit komme ich zu dem ersten und ursprünglichen Titel, der metaphorisch ein typisches Phänomen zu fassen versucht, das ich in Folge in Zusammenhang mit dem emotionalen Haltegriff stellen will. Anfänge ohne Ende.

Dazu zwei Fälle, alphabetisch geordnet, beide wissenschaftliche Mitarbeiter am Ende ihrer Amtszeit und ehemals hoffnungsfrohe Dissertanten.

G. hat den Gegenstand seiner Promotion, zumindest formal und ist darin ausgewiesen kundig, ist und wird aber nicht so richtig froh damit. G. schreibt oder schrieb regelmäßig Texte, fand dabei aber nie den einen Anfang bzw. das eine Ende seines Auftrages. Er betrachtete und beleuchtete, der Anfang, das Ende war nie dabei. Vielleicht war das ja die Hoffnung, daß es einmal beim Schreiben vorbeischaun würde. Tat es aber nicht. Eine Klärung des unreichend geklärten Widerspruchs auf Nebenschauplätzen, die als solche natürlich Schauplätze sind und deshalb gebührend ernst behandelt werden, wird irgendwann auch für den Gesprächspartner mühselig. Die Trainingslagersaison und –meisterschaft.

H.s letzter Anfang war ein Prolog, ganz typisch., weigert sich mit dem richtigen Theaterstück, dem eigentlichen Drama loszulegen. Im Prolog war der emotionale Haltegriff ausgebreitet, die zu Bewußtsein und Vernunft strebende sinnliche Gewißheit, die wohl mehr ein Gefühl war, und üppig und kreisförmelnd in der Fläche landete. Schon mit manch gelungenem Einwurf aber ohne Drang zum Tor, eine Mischung aus Annäherung und Beweisführung. Und irgendwann erschöpft man sich im mittlerweile emotionalen Würgegriff. Auch hier grassiert eine falsche Hoffnung, daß zum ausgebreiteten Anfang ein entsprechendes Ende sich quasi selbständig finden würde und damit der Anfang präzisiert oder tauglich würde, von alleine und aus sich heraus, praktisch in Eigenleistung. Ein Indiz dafür sind die vielen Wechsel am Ende des Textes, symptomatisch für das schlechte Gewissen eines Plauderers, eine übereifrige unbeholfene

Geste der Gegenstandsschuldigkeit oder des Gegenstandsangebotes für das eigentliche Theaterstück, so als ob sich eine Aufführung so klären ließe.

Beide, G. und H., produzieren Anfänge um Anfänge, jeder Anfang ohne mitgedachtes Ende, ohne gutes Ende, am Ende produzieren sie Anfänge ohne Ende.

Verfertigung im Gespräch

Beiden fehlt der Anfang und der Anfang entspringt dem, worum es einem geht, geklärt geht. Aber erstmal ist dieses eher ein Gefühl, eine Ahnung, eine Intuition, eine beharrliche Unzufriedenheit, noch etwas Dunkles, aus dem ein endetauglicher Anfang entstehen soll.

Wer schreibt, der bleibt. Beide schrieben, aber blieben nicht. Aber welche Form des Schreibens ist zweckmäßig in der endlos anfangslosen Situation?

"Aber weil ich doch irgendeine dunkle Vorstellung habe, die mit dem, was ich suche, von fern her in einiger Verbindung steht, so prägt, wenn ich nur dreist damit den Anfang mache, das Gemüt, während die Rede fortschreitet, in der Notwendigkeit, dem Anfang nun auch ein Ende zu finden, jene verworrene Vorstellung zur völligen Deutlichkeit aus, dergestalt, daß die Erkenntnis, zu meinem Erstaunen, mit der Periode fertig ist. ... ich bediene mich anderer, die Rede ausdehnender, Kunstgriffe zur Fabrikation meiner Idee auf der Werkstätte der Vernunft, die gehörige Zeit zu gewinnen." (Kleist)

Das Motiv der Kunstgriffe, selbst anstrengender, um Zeit zu gewinnen. Das Stocken und das Wirre können auch der fehlenden Klärungsübung zuzurechnen sein.

Am Anfang steht das Dunkle, das sich zu einem klaren, hellen Gedanken verfertigt, in einem dreisten Gespräch, an dessen Ende. Und dieser geklärte Gedanke am Ende des Gesprächs kann ein Anfang sein, für den Roman, das Theaterstück, den Text. Während H. bestenfalls etwas Düsternis, leichte Dämmerung ins Dunkel brachte, schleppte G. sie im Hellen mit rum, als loser Schatten.

Der Anfang des Textes wäre das gereifte, geklärte Gespräch.

Aber so einfach ist dem auch wieder nicht. An dieser Stelle sei versichert, daß sowohl G. wie auch H. ausreichend und meist ausführlich gesprochen haben.

Das schriftlich geführte Gespräch

Wie muß man schreiben, um zu einem Anfang zu kommen, wenn reden nicht genügt? Kann man ein Gespräch schreiben, muß man das Gespräch mit sich führen?

In einer Gesprächssituation ist viel an unausgesprochenem, emotionalem Einverständnis enthalten und vorausgesetzt, sonst würden wir das Gespräch nicht suchen. Es kann auch umgekehrt sein, erklärt-gefühlter Dissenz. Das Gespräch, als Gelegenheit zum

Reden, dient nach Kleist mit all den Kunstgriffen zur Erhellung des Dunklen in mir, was raus will und zum Anfang werden könnte.

Aber andererseits kommt erst im Schreiben Klarheit, bereinigt von der Übereinstimmung, tropft das Aufgeregte des Gesprächs ab. Schreiben kann nicht auf dieses mimische Einverständnis rekurrieren oder sich auf die emotionale Differenz ausreden. Ein weißes Blatt ist seltsam ausdruckslos. Der Text ist darin eindeutig, unerbittlich, weil er selber (situations- und lebloser) Gegenstand der (gemeinsamen) Betrachtung wird. Dann wird es eben klar, der Grad, die Tiefe und das Ausmaß. Keine Bewegung des anderen, die hilft, kein ausgleichendes Nicken oder ergänzendes Blinzeln oder verlegenes Stieren oder was auch immer. Ein Text steht erstmal für sich, gestenlos, selbstständig, mit aller Voraussetzung für die akademische Distanz.

Nur Reden, geht nicht, das haben G. und H. hinlänglich demonstriert.

Einfach schreiben, kann auch geschummelt sein.

Briefe

Briefe schreiben ist im Sinne Mandelstamms erfrischend, weil es die professionellen Nachbarschaften und Freundschaften pflegt und mit der Luft des Schreibtisches vereint.

Der Brief versammelt die Vorzüge des konkreten Gesprächs, nämlich Sympathie und die Pausen des Lebens, mit dem klärenden Zug des Schreibens.

So gesehen müßten in der ewigen Phase der Anfangsklärungen die als ernst gemeinten Texte, geschriebenen Beiträge und Versuche als Briefe gelesen werden. Für den Schreiber hätte dieses (eventuell nachträgliche) Bewußtsein den Vorteil, sich von gelungenen Formulierungen, Überlegungen und durchaus mühseliger Arbeit mit leichtem Herzen zu trennen. Großzügiger und verschwenderischer mit dem eigenem Beitrag unter Freunden.

Für den Gesprächspartner hieße das Verständnis als Brief erstmal den Text nicht zu erweitern, zu dispositionieren sondern dreist, wie es sich im Gespräch geziemt, zu kürzen, zu verwerfen, Bestimmtes nur aufzugreifen, alles was der Anfang/Ende Beziehung dienlich ist, nur der. Der Rest ist Randbemerkung wie über das Wetter. Oder wenn es das Temperament erfordert, einen Prolog-Essay mal stehen zu lassen, weil manche Theaterstücke benötigen einfach einen Prolog. Das ist doch so etwas wie die poetische Orientierung, ein lyrische Verkündigung, eine Herzensangelegenheit, um danach beruhigt und mit leichtem Herzen dem Gewicht des Schreibtisches die Referenz erweisen zu können.

Poetischer Beitrag

Die ungeklärten Anfänge sind noch virulente Liebschaften, im Zustand der dunklen Vorstellung, sind leichtsinnige Vermutungen, sind so etwas wie das Verlangen nach einer lyrischen Erklärung nicht im romantischen Sinn sondern im Sinne einer personalen Wahrhaftigkeit. Es ist der ungeklärte emotionale Haltegriff. Geklärt und erhellt, zu einem Ende gebracht wäre es so etwas wie der poetische Beitrag, den Rudolph Schwarz immer wieder als Argument gegen den bloßen Funktionalismus ins Felde führt. Wobei es nicht um den poetischen Beitrag an und für sich gehen kann, sondern klassisch um Gegenstand und Gedanke, die wiederum als Widerstand die Liebschaft zum poetischen Beitrag erst werden läßt, der darin, im Geschriebenen, im Gebauten, im Geplanten enthalten ist.

So eine Herzensangelegenheit hat ja die Tendenz immer sehr groß angelegt zu sein, ein bißchen die ganze Welt mit zu umarmen. Und das steht der Erhellung, der Abklärung sehr im Weg und wird fast so etwas wie der Balintische dritte Mann, der man dann selber ist. Und so sind auch zahlreiche Strategien der Verzettelung zu beobachten, solange die eine Klärung aussteht. Irgendwie wirkt da auch eine Psychologie der Weigerung, ins wirkliche Gespräch zu kommen. Angst vor dem zu Fragmentarischen, dem zu wenig Ganzen, Großen, gerade bei Herzensangelegenheiten. Angst vor der Verpflichtung weitermachen zu müssen, vor dem eigenen Angebot, dem eigenen Mut. Angst vor der anderen Richtung, den anderen Gedanken, die man selbst nachhalten muß, vor allem, wenn die eigenen noch so im Dämmerzustand liegen

Notizbriefe

Zur Erhellung der unverstandenen professionellen Liebschaft, der dunklen Intuition, dessen worum es einem im Ganzen geht, wieviel Gegenstand darin Platz findet, neben diesem Anfang natürlich auch das Ende, wo der emotionaler Haltegriff zum poetische Beitrag gereift wäre.

Notizbriefe wären eine gute Übung, die Gedanken in Worte zufassen. Der Geschwindigkeit des Gesprächs, der Assoziation die Langsamkeit des Schreiben zuzumuten. Ob sich darin die Gedanken halten können.

Gleichzeitig ist der Gesprächspartner nicht der Aufbewahrer meines Zettelkastens und ich nicht der Sammler seiner Kommentare/Anregungen zu meinem Zettelkasten.

Und trotzdem am Anfang den geschriebenen Text als Notizbrief zu verschicken, weil er die Vorteile des Schreibens und die Sympathie, die Bewegung des Gesprächs enthält. Der Text als Brief, um davon absehen zu können. Kann als Arbeit für ein konkretes Gespräch verstanden werden, als geredet und erzählt, nur die Redepausen sind länger.

Gleichzeitig die unmögliche Situation der brieflosen Texte. Texte ohne Briefe bzw. am Anfang nicht als Brief verstanden, ohne erste Gedichte, denen fehlt die geklärte Ver-

einbarung des gemeinsamen Gesprächs, auch der emotionale Bezug, auf den man später zurückkommen kann. Deshalb könnten die ersten Texte als Notizbriefe verstanden werden.

Text als Notizbrief ist nicht das Ende des Anfangs, sondern der Anfang des Gespräches. Es taugt keine Liebschaft, sie würde denn ein poetischer Beitrag gebunden in der echten und normalen Alltagsarbeit.

Literatur

- Aichinger I. 1991: Das Erzählen in dieser Zeit. In: Der Gefesselte. Erzählungen (1948-1952)
- Bachmann I. 1980: Frankfurter Vorlesungen. Probleme zeitgenössischer Dichtung. München.
- Bachmann I. 1983: Wir müssen wahre Sätze finden. München.
- Berger J. 1991: Velazquez Äsop. Erzählungen zur spanischen Malerei. Frankfurt am Main.
- Delius F. C. 1996: Die Verlockung der Wörter oder Warum ich noch kein Zyniker bin. Berlin.
- Hegel G. W. F. (1807) 1970: Phänomenologie des Geistes. Frankfurt am Main.
- Hülbusch K. H. 1995: Die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Schreiben. In: Auerswald et al.: Ein Stück Landschaft. Diesmal: Bockholmwik in Angeln. Studienarbeit. Kassel.
- Kleist H. v. (1805) 1966: Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden. In: Ders.: Werke. München.
- Lauxmann F. 1998: Der philosophische Garten. München.
- Mandelstam O. 1994: Über den Gesprächspartner. Gesammelte Essays 1923 – 1924. Frankfurt am Main.
- Nadolny S. 1990: Das Erzählen und die guten Absichten. Münchner Poetik-Vorlesungen. München.
- Theiling C. 1999: Es taugt kein Anfang, er hätte denn ein gutes Ende. In: Adam et al.: Ein Stück Landschaft. Cette fois: Amancey en Franche Comte. Studienarbeit. Kassel, Wien, Neubrandenburg.

symposieren, debattieren – weiterhin

*"Eryximachos, Phädrös und einige andere, sagte Aristodemos, wären nach Hause gegangen, seiner aber habe sich der Schlaf bemächtigt, und er habe viel geschlafen, wie denn die Nächte damals lang waren. Gegen Morgen aber sei er aufgestanden, als die Hähne schon krächten, und habe gesehen, daß die anderen teils schliefen, teils fortgegangen waren, nur Agathon, Aristophnes und Sokrates hätten allein noch gewacht und aus einem großen Becher rechts herum getrunken, und Sokrates habe mit ihnen Gespräch geführt. Platon * 427: Das Gastmahl*

Autorinnen und Autoren

Petra Arndt (früher: **Frenken**), , geb. 1956 in Ober-Roden/ Südhessen. Nach Abschluß der Handelsschule Lehre als Großhandelskauffrau. Danach 3 Jahre in der betriebswirtschaftl. Abteilg. bei Telefonbau Ffm. gearbeitet. Von 1976 bis 1984 Mutter und Familienfrau, zeitweise Tagesmutter, Schreibarbeiten f. Rechtsanwalt, Kinderkrippenbetreuerin, Stadtparlamentsarbeit und Mitarbeit in Bürgerinitiative gg. AKWs und Startbahn-West. 1984 -1985 FOS für Wirtschaft und Verwaltung. 1985 - 1993 Studium der Freiraum- u. Landschaftsplanung bei Prof. K.H. Hülbusch in KS. Diplomarbeiten zu Kinderspiel und Lehre- u. Lernen i.d. L-planung. Derzeit als Verwaltungsangestellte bei einer Sozialstation f. häusliche Altenbetreuung angestellt, ab und zu freie Mitarbeit für Planungsbüros, Lehraufträge. Lebe in Haus, Hof u. Garten in Kassel bin verheiratet und habe 2 Töchter.

Florian Bellin, 1966 in Braunschweig geboren. Nahe der Stadt in der Börde aufgewachsen. Abitur. Zivildienst. Arbeit auf Höfen und im Garten- und Landschaftsbau. zwei Semester Geoökologie. 1989-1996, 1997-1998 Studium der Landschaftsplanung in Kassel. Lernen und Lehren mit K.H. Hülbusch und der AG Freiraum- und Vegetation bis heute. Seit 1998 freiberuflicher Landschafts- und Freiraumplaner. Ab 2000 mit einem weiteren Standbein Berufsvorbereitungslehrgänge mit arbeitslosen Jugendlichen. Seit 2002 Familien- und Hofleben mit Kathrin Harder und je zwei Kindern in Ehringen/Volkmarsen.

Bernd Gehlken, geb. 1967 in Bremen-Vegesack. Nach dem Abitur (Bremen) und Zivildienst (bei Stuttgart) Beginn des Studiums der Landwirtschaft an der GhK-Witzenhausen mit einem einjährigen Praktikum in der biologischen Landwirtschaft (nicht Bauerei!). 1989 Wechsel zum Studium der Landschaftsplanung an der GhK. Im Frühjahr 1995 Diplom I zur bäuerlichen Grünland- bzw. landwirtschaftlichen Graslandwirtschaft. Wegen zwischenzeitlicher Vaterschaft Diplom II erst 1998 zur 'Klassenlotterie'. Sonst subsistenter Kräutersammler, Gemüsebauer und Stadtlüchter.

Ebilobium Glaucum

Karl Heinrich Hülbusch, geb. 1936 in Hüls / Niederrhein. Hätte Bäcker werden sollen. 1953-55 Lehre zum Zierpflanzengärtner. 1955-58 Gärtnergeselle in Krefeld, Neu-Ulm und bei Gärtner Pötschke (Holzbüttgen/Staudenbetrieb). 1958-60 Studium an der FH Weihenstephan / GTB-Techniker für Gemüse- und Zierpflanzenbau. 1960-67 Studium der (Landschafts- u. Freiraumplanung) Landespflege in (Berlin u.) Hannover. 1967-69 wissenschaftl. Mitarbeiter bei Prof. R. Tüxen/Rinteln-Todenmann. 1970-74 freiberuflicher Landschaftsplaner in Gladbeck (gemeinsam mit J. H. v. Reuß) und Bremen (gemeinsam mit I. M. Hülbusch). Seit 1974 Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kassel: Landschaftsplaner, Freiraumplaner, Vegetationskundler. -und sonst: malen, zeichnen, lesen (auch Agatha Christie ist professionelle Literatur); verheiratet seit 1965 mit Inge Meta Hülbusch. 3 Kinder.

Eberhard-Johannes Klauck, geb. 1954 in Hermeskeil/Hunsrück. Dort aufgewachsen, Volksschule besucht, Lehre gemacht zuerst als Maschinenschlosser, abgeschlossen als Technischer Zeichner für Maschinen- und Werkzeugbau. Zweiter Bildungsweg, BAS Heidelberg und FOS Trier. Studium der Physikalischen Technik FH-Heilbronn. Erfahrungen aus GaLaBau-Unternehmen in Heilbronn und Nürtingen. Studium der Landespflege an der FH-Nürtingen. Seit 1985 leitender Ingenieur bei einem freien Träger der kirchlichen Wohlfahrtspflege in Saarbrücken, dort betraut mit Planungsarbeiten und Ausführungsarbeiten in den Bereichen GaLaBau, Baumschule und Frischgemüseanbau. 1989 bis 1992 "nebenberuflich" Studium der Landschaftsplanung (GH-KS). Landschaftsplaner, Vegetationskundler und

Pflanzensoziologe. Seit 1994 Doktorand am FB 13 der GHK. Ansonsten: Literatur (Gedichte, Krimis, Romane ... ganz oben stehen: J. KÜHN, K. HAMSUN, G. SIMENON, R. WALSER), Spazierengehen und Beobachten was so passiert, Musik hören und machen (Gitarre).

Jörg Kulla, geb. 1962 in Bochum. Nach Abitur und Zivildienst folgte der kurze Versuch Voll-Akademiker zu werden (Theologie/Geschichte). Da war die landwirtschaftliche Lehre mit den anschließenden Gesellenjahren in Westfalen, Niedersachsen, Rheinland, Oberfranken, Süd-Frankreich und Süd-England ertragreicher. Im Anschluß Studium der Landschaftsplanung an der GHKassel (Diplom 1995). 1996 u.a. wegen der Liebe nach Köln übersiedelt. 1997 fand der entschlossene Sprung in die Selbständigkeit als Gärtner und Freiraumplaner statt. Sonst kreativ das Handwerk nutzend (Möbel, Bilder,...), in den Pausen spielend (Boule, Doppelkopf,...) Krimis lesend sowie das Leben in seinen und die Mitmenschen in ihren Facetten studierend anzutreffen.

Dagmar Kuhle, 1964 in Braunschweig geboren. Nach dem Abitur Ausbildung zur Krankenschwester. Arbeit als Krankenschwester in der Schweiz und in Deutschland. Ein Semester Technisches Gesundheitswesen an der FH in Gießen. 1991-1999 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. Diplomarbeiten zu Freiräumen im und um das Krankenhaus und über 'Friedhofsmoden'. Büro in Kassel und Mitarbeiterin bei der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal / Museum für Sepulkralkultur in Kassel.

Heike Lechenmayr, geb. 1962 und Grundschule in Langelsheim bei Goslar. Aufgewachsen und Abitur in Furtwangen im Hochschwarzwald. Es folgten 6 Jahre gärtnerische Berufstätigkeit in Stuttgart: FSJ, Lehre im Blumen- und Zierpflanzenbau, Wanderjahre im Zierpflanzenbau und Baumschulbereich. Von 1988 – 1996 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel, Abschluß mit dem 2. Diplom. Anschließend freiberufliche Dozentin und Arbeitsanleiterin in der Gärtnerausbildung und in der Jugendarbeit. Seit 2000 in Köln/Hürth selbständige „Landschafts“ – Gärtnerin mit Schwerpunkt in der Garten-, Freiflächen- und Abstandsgrünpflege. Daneben weiterhin nebenberufliche Dozentin und ab und an vegetationskundliche Gutachten.

Frank Lorberg, Frank Lorberg, geb. 1963 zu Wesel und aufgewachsen am Niederrhein. Besuch und Abbruch der Schule. Hausarbeit und Lektüre. Ausbildung an einer Fachoberschule für Sozialpädagogik. Studium der Landschaftsplanung an der Gesamthochschule Kassel bei Lucius Burckhardt und Karl-Heinrich Hülbusch. 1995 Erlangung des Diplom I der Landschaftsplanung und 1998 Diplom II der Freiraumplanung. Besuch von Lehrveranstaltungen verschiedener Studiengänge mit besonderem Interesse an Philosophie und Kunstwissenschaft. Vergnügliche Mitarbeit, lehren und lernen in der Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation sowie Betreuung wissenschaftlicher Arbeiten. Arbeit in der Verkehrsplanung und Lehraufträge an der Fachhochschule Neubrandenburg.

Helmut Lührs

Henrike Mölleken, geb. 1963, nach Abitur Gärtnerlehre und mehrjährige Berufstätigkeit, 1987-1990 Landespflegestudium an der FH Osnabrück, 1991-1994 Aufbaustudium Landschafts- und Freiraumplanung an der GH Kassel; währenddessen Angestellte der AG Freiraum und Vegetation, 1991-1996 Gesellschafterin von FLORA et LABOR Vegetationshandwerk; Lehraufträge an der Universität für Bodenkultur in Wien 1995/96; Fortbildung für die Mitarbeiter des Amtes für Grünanlagen und Forsten in Saarbrücken; von 1997-2000 Freiraum- und Landschaftsplanerin in diversen Büros, seit 2000 Leiterin einer unteren Landschaftsbehörde.

Georges Moes, geb. 1961 in Esch-Alzette Luxemburg. Fachabitur Chemie. Lehramtsstudium Bildnerische Erziehung an der Hochschule f. angewandte Kunst in Wien (1980-83 o. Abschluss). Universität für Bodenkultur Wien, Studienweg Gartenbau und Grünraumgestaltung (1981-91). Arbeiten am Botanischen Institut der Universität f. Bodenkultur in Wien (Prof. Holzner 1986-92). Mit Michael Machatschek Gründung der Coop Landschaft in Wien. Seit 1987 Kontakt zu Prof. K. H. Hülbusch und zur AG Freiraum u. Vegetation. Vegetationskundlich / pflanzensoziologische Gutachten in Luxemburg, Österreich (1989 - 1991). Mitarbeiter bei der Planungsgruppe Stadt u. Land in Kassel (1992-94). 1994-1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Stadt- und Landschaftsplanung der Gh Kassel. Arbeitet als Landschafts- und Freiraumplaner.

Käthe Protze, 1965 in Wien. Studium der Landschaftsökologie und Landschaftsgestaltung an der Universität für Bodenkultur Wien. Ebenda erste Begegnungen mit K.H. und I.M. Hülbusch. In Folge Studium und Diplom der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel. Seit 1993 selbständig als Landschafts- und Freiraumplanerin tätig. Seit 1998 in Bremen. Bürogemeinschaft mit Christoph Theiling. protze + theiling Landschaft Stadt Freiraum Planung und Forschung. 2 Kinder.

Bernd Sauerwein, 1961, Friedlos (Nordhessen). - Dorf. Realschule. Ausbildung an der Hessischen Lehr- und Forschungsanstalt für Grünlandwirtschaft und Futterbau, Eichhof zum Staatlich geprüfter Landwirtschaftlicher Technischer Assistent. Saatzüchter, Getreide und Luzerne, Fa. Christopherson in Otterndorf. Nach Firmenpleite: landwirtschaftliches Fachabitur (Witzenhausen). ZD beim DRK, Hersfeld. Teilnahme an der Floristischen Kartierung Hessens unter W. Schnedler. Studium der Landschaftsplanung in Kassel. Praktikum bei der AG Freiraum und Vegetation. Vegetationshandwerkliche Ansätze: u.a. Freiräume der GhK, Friedhof Achim Bierden, Kläranlage Burbach Saarbrücken. Freiberufliche Mitarbeit im Büro für Freiraum und Landschaftsplanung (P. Sparla, M. Lill), Köln. Bei den Bauingenieuren, Fachgebiet Wasserbau, F. Tönsmann, GhK, verdingt: UVP und GIS.

Hartmut Troll, geb. 1964 im vorarlbergösterreichischen Bregenz, dort aufgewachsen und sprechen gelernt. Studium der 'Landschaftsplanung' an der Universität für Bodenkultur in Wien (1983-1990). Diverse kleine Arbeiten, Aufträge und Beschäftigungen. Mitarbeit im Planungsbüro Collage Nord von Heidbert Bäuerle in Bremen (1992-1994). Wissenschaftlicher Mitarbeiter für Freiraumplanung an der FH Neubrandenburg bei Helmut Lührs (1995-2001). Lebt jetzt mit Frau und zwei Kindern in Berlin. Diverse kleine Arbeiten, Aufträge und Beschäftigungen.

Tabelle 1: *Odontites vulgaris* in Wegrand-Gesellschaften

Spalten-Nummer	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX			
Laufende Nummer	1 2	3 4 5 6 7 8	9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20	21 22 23 24 25 26 27	28 29 30 31	32 33 34 35 36	37 38 39 40	41 42	43 44 45 46	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX			
Kenntnis der Aufnahme	Br Br	K K K K BG K	H K H H H Ü D BGBGBG E BG	H BGBGBGBG E E	H E E H	E K Ü Ü Ü Ü E E H	E E	E E	Au BSBSBS												
Aufnahme-Nummer	132 67	5 4 3 2 53 6	8 8 10 9 6 8 5 61 63 62 9 44	5 64 43 58 59 2 13	3 11 3 2	1 7 3/5 4 2	1 5 10 1	1/4 12	HH1 1 2 3												
Deckung o. Moose in %	50 80	95 95 95 100 100 85	95 95 95 90 95 80 85 90 80 80 90 80	100 100 95 80 70 90 70	50 85 75 100	90 95 90 90 70	70 90 70 95	40 60	95 45 80 60												
Artenzahl ohne Moose	16 23	10 14 14 17 25 11	18 20 18 21 21 20 23 16 13 14 20 23	14 18 21 16 19 14 15	9 13 14 23	15 12 18 21 12	10 13 10 13	14 14	16 16 13 9												
Odontites vulgaris	33 33	12 12 23 33 12 12	11 22 12 12 22 +2 23 33 22 23 22 12	33 33 23 33 23 33 23	22 22 23 +2	44 12 23 22 23	33 23 33 11	+ 23	22 22 33 22	2	V	V	V	4	V	4	2	4		Anz.d.Aufn.	
Poa pratensis/irigata	11 11	22 11 . 11 . .	11 11 11 . 11 11 11 11 11 11 22 11	+ 11 11 . . . .	. 22 . .	11 22 22 11 11	12 11 11 .	12 .	. + . .	2	III	V	III	1	V	3	1	1		
Trifolium repens	. r	44 . 33 11 22 33	11 22 33 22 33 33 33 11 11 11 33 23	33 12 . 12 12 33 .	11 33 33 33	+ 44 22 34 +2	11 +2 33 34	+2 23	11 33 11 .	1	V	V	IV	4	V	4	2	3			
Lolium perenne	. +	. + 44 11 11 12	22 22 33 22 44 11 22 12 22 22 11 11	33 22 . 22 22 11 .	11 22 11 .	22 22 11 22 +	. 12 11 33	22 .	33 11 . 11	1	V	V	IV	3	V	3	1	3			
Taraxacum officinale	. r	. . + . 11 .	11 . + 11 . 11 11 . 22 . . 11	+ 11 . + . . .	+ + + +	+ . 11 + 33	11 11 11 r	+ .	22 . 22 22	1	II	III	III	4	IV	4	1	3			
Plantago major	. .	. . . . 11 33	+ . + 11 + . 11 + . + . +	11 11 12	. + 11 .	+ + . . 12	11 . r 23	11 .	+ 22 + 23	.	II	IV	III	2	III	3	1	4		
Festuca rubra	22 33	11 33 11 11 11 .	33 11 11 + 12 + 12 . 12 . 33 22	. . . 12 12 . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	2	V	V	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Trifolium pratense	. .	11 34 . 11 11 11	33 11 + 11 33 . +2 22 +2 . 33 +	11 23 11 22 12 11 23	+ + 11 33	+2 . . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	V	V	V	4	1	. . . .	. . . .	. . . .
Daucus carota	. +	+2 +2 . . . +	+ 22 11 + . 22 + r	+ . 11 . . 12	. . . . 23	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	1	III	III	III	1	1	. . . .	. . . .	. . . .
Trisetum flavescens	. .	+2	+2 . . + + r	. . . . .	. . . . 11	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	I	II	I	2	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Centaurea jacea	. .	. + . . . .	+ + + . . + . . . .	+ . . . .	. . . . +2	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	I	III	I	2	II	. . . .	. . . .	. . . .
Pimpinella saxifraga	. .	11 12 +2 22 . .	22 11 22 . + . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	IV	III	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Lotus corniculatus	. .	+ 12 . 33 . +2	. . . + . 22 23 11 . . . .	. 12 + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	IV	II	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Agrostis tenuis	. .	. 33 + + 11 33	. . . . . 11 22 11 . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	V	II	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Agrostis stolonifera	. +	. . . . .	22 11 11 11 11 22 33 12 . 11 22 12	11 23 22 33 23 33 22	11 11 33 22	44 22 33 34 33	33 33 33 22	12 23	11 22 . .	1	. . . . .	V	V	4	V	4	2	2		
Phleum pratense	. .	. . . . .	. 11 . + . 33 22 22 22 22 + 11	. . . + . 11 + .	. . . 22 .	11 11 12 23 +2	11 34 11 .	. . .	22 + . .	. . . . .	IV	III	1	V	3	. . . .	. . . .	. . . .
Potentilla anserina	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	V	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Poa annua	. .	. . . . .	. . . . .	. . . + 11 + 22	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	III	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Juncus tenuis	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	+2 23 34 23 .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	IV	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Potentilla reptans	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . + 11 33	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	III	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Matricaria discoidea	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Poa trivialis	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Ranunculus repens	. +	. . . . 22 .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Cirsium arvense	. r	r . . . + .	. . . . .	. . . +2 . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
VCK Molinio - Arrhenatheretea	. 11	+2 . . . 11 .	12 . 34 +2 12 . 12 . + 12 +2 11	12 11 11 11 + + .	. . +2 +2	. . . 12 12	12 23 . .	+ 12	+ r 22 +2	1	II	IV	V	2	II	2	2	4			
Dactylis glomerata	. 11	+ + . 22 11 +	. 22 . 22 . + 11 11 +2 11 +	+ 22 + + 22 +2 .	. 34 . +	+ . 22 22 .	. . . .	+2	. . . .	1	V	IV	V	2	III	. . . .	. . . .	. . . .
Plantago lanceolata	. .	. 12 . 11 . 11	+ 11 11 11 + . . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	IV	III	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Leontodon autumnalis	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	III	III	III	1	II	. . . .	. . . .	. . . .
Medicago lupulina	. +	. . . 11 + +	. . . . . + 11 . + . 11 11	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	2	II	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Cerastium fontanum	11 +	. . . . .	. . . . . + + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1	II	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Agropyron repens	. 11	. . . 11 11 .	. . . . . 22 . + . + .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1	II	III	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Achillea millefolium	. .	. + + . 11 . .	. . . . . 11 + + . 12 . 11	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	III	III	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Holcus lanatus	. .	. 11 . 23 11 .	. . . . . + . . . . +2 +	. 12 . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	III	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Arrhenatherum elatius	33 +	. . . . .	. . . . . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	2	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Cynosurus cristatus	. .	. . . . .	. . . . . 12 . 11 . + 11	. 12 11 . . . .	. . . . .	. 12 . 11 . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	II	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Alopecurus pratensis	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	I	III	2	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Hypericum perforatum	r .	. . . . .	. . . . . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Prunella vulgaris	. .	. . . . .	. . . + 33 . r . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Pastinaca sativa	. +	. . . . .	. . . . . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Festuca pratensis	. .	. . . . .	. . . . . 12 . 23 . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Veronica chamaedrys	. +2	. . . . 11 .	. . . . . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Carex hirta	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Galium mollugo	22 .	. . . . 11 .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	1	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Poa angustifolia	. .	. . . 33 . .	. 22 . . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Avena pubescens	. .	. . . . .	. . . . . 12 . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Deschampsia caespitosa	. .	. . . . 12 . .	. . . . . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Ranunculus arcis	. .	. . . . .	. . . . . + . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Heracleum sphondyleum	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Crepis biennis	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Festuca arundinacea	. .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Leontodon hispidus	. r	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .	. . . . .
Vicia cracca	. .	. . . . .	. . . . . 11 . +2														

Tabelle 2: *Odontites vulgaris* in trittbeeinflussten Gesellschaften
- ein synthetischer Vergleich

	I					II								III						
Laufende Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
Tabellen - Nummer	1	1	1	1	1	1	1	1	F4	F3	F2	1	Ü1	5	115	137	34	34	143	140
Spalten - Nummer	VIII VII IX I VI V					II III III II I IV 8								/ 23 b a b a 1 e						
Autor	Be	Be	Be	Be	Be	Be	Be	Be	Gl	Gl	Gl	Be	He	La	Ob	Pr	Gu	Gu	Pr	Ps
Anzahl d. Aufnahmen	2	4	4	2	5	4	6	12	3	7	10	7	8	2	23	15	7	7	11	6
Ø Deckung	50	80	80	65	90	80	95	80	100	100	100	85	73	/	/	/	/	/	/	/
Ø Artenzahl	14	11	14	19	16	15	15	19	29	27	14	17	19	12	/	13	14	14	14	11
<i>Odontites vulgaris</i>	2	4	4	2	V	4	V	V	3	V	V	V	V	2	II	II	V	III	II	V
<i>Trifolium repens</i>	2	4	3	1	V	4	V	V	3	V	V	V	V	II	IV	IV	IV	IV	IV	III
<i>Lolium perenne</i>	1	3	3	1	V	3	V	V	3	V	V	IV	I	2	II	V	IV	I	V	I
<i>Plantago major</i>	1	3	4	.	III	2	II	IV	3	IV	V	III	V	2	IV	V	IV	IV	V	V
<i>Leontodon autumnalis</i>	.	3	3	.	III	2	IV	III	3	III	.	V	.	.	III	IV	IV	IV	V	I
<i>Agrostis stolonifera</i>	2	4	2	1	V	4	.	V	.	III	.	V	V	.	V	II	V	III	IV	IV
<i>Taraxacum officinale</i>	1	4	3	1	IV	4	II	III	1	III	III	III	II	.	II	V	III	II	III	I
<i>Ranunculus repens</i>	1	.	3	1	I	.	I	.	1	IV	III	III	V	.	III	II	II	II	II	IV
<i>Cerastium fontanum</i>	2	3	1	2	II	.	II	II	2	V	.	II	I	.	.	.	I	I	I	III
<i>Agropyron repens</i>	.	1	1	1	I	.	II	II	.	I	.	III	IV	.	I	I	.	.	II	.
<i>Dactylis glomerata</i>	2	2	4	1	II	2	II	IV	3	IV	III	V	II	.	.	.	.	.	.	.
<i>Poa pratensis/irrigata</i>	1	3	1	2	V	1	III	V	2	V	III	III	II	.	I	II	I	II	.	.
<i>Pheleum pratense</i>	.	3	2	.	V	1	IV	2	.	+	III	.	.	.	.	.	.	.	I	
<i>Plantago lanceolata</i>	1	.	.	1	III	2	V	IV	3	V	I	V	III	1	I	.	II	I	.	.
<i>Medicago lupulina</i>	1	.	1	1	II	1	III	III	2	.	II	III	III	.	I	.	I	.	.	.
<i>Arrhenatherum elatius</i>	.	1	1	2	I	2	.	+	.	.	II	II	II	.	.	.	I	.	.	.
<i>Centaurea jacea</i>	.	.	.	.	II	2	I	III	.	.	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Trifolium pratense</i>	.	.	.	.	1	4	V	V	.	III	III	V	II	.	I	.	.	.	II	.
<i>Achillea millefolium</i>	.	1	1	.	I	.	III	III	3	V	IV	IV	IV	2	.	.	.	.	.	.
<i>Festuca rubra</i>	.	.	.	2	.	.	V	V	.	V	.	III	III	.	.	.	.	.	I	.
<i>Daucus carota</i>	.	.	.	1	1	1	III	III	1	.	III	III	III	1	.	.	I	.	.	.
<i>Lotus corniculatus</i>	.	.	.	.	.	.	IV	II	.	III	.	II	II	2	.	.	II	.	.	.
<i>Equisetum arvense</i>	.	.	.	.	.	.	I	.	II	I	I	III	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Holcus lanatus</i>	1	.	2	.	I	.	III	II	1	V	IV	I	.	.	I	.	.	.	.	.
<i>Agrostis tenuis</i>	.	.	.	.	.	.	V	II	3	V	II	I	III	.	.	II	I	I	.	.
<i>Pimpinella saxifraga</i>	.	.	.	.	.	.	IV	III	1	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Cynosurus cristatus</i>	.	.	.	.	II	.	II	3	V	IV	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Trisetum flavescens</i>	.	.	.	.	2	.	I	II	1	V	+	I	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Bromus mollis</i>	1	.	.	.	.	.	I	I	2	III	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Potentilla anserina</i>	.	.	.	.	.	.	.	2	V	IV	V	I	.	2	III	IV	IV	III	IV	III
<i>Poa annua</i>	2	.	.	.	.	.	.	+	III	III	III	III	III	2	III	V	IV	I	.	.
<i>Carex hirta</i>	.	.	.	.	I	1	.	.	I	I	II	II	II	(1)	V	II	II	II	.	.
<i>Polygonum aviculare agg.</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	II	2	I	II	II	.	II	.
<i>Juncus bufonius</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	1	.	III	IV	.	.	.
<i>Trifolium fragiferum</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	2	III	I	V	III	V	.
<i>Juncus compressus</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	V	V	IV	V	.	I
<i>Blysmus compressus</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	II	II	II	III	.	.
<i>Plantago intermedia</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	II	II	I	I	.	.
<i>Centaureum pulchellum</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	IV	III	.	.
<i>Carex distans</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	II	.	IV	.	.	.
<i>Festuca arundinacea</i>	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	I	.	.	I	.	.	V	.	.
<i>Plantago maritima</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	IV	.	.
<i>Festuca rubra litoralis</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	IV	.	.
<i>Matricaria discoidea</i>	2	.	.	.	.	.	.	.	I	.	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Alopecurus pratensis</i>	2	.	.	.	III	1	.	.	I	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Poa trivialis</i>	.	.	3	.	.	.	.	.	IV	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.
<i>Juncus tenuis</i>	.	.	.	IV	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Potentilla reptans</i>	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	+	.	.	III	.	I	.	.	.
<i>Avena pubescens</i>	.	.	.	.	2	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Tanacetum vulgare</i>	.	.	1	.	.	.	I	.	3	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Artemisia vulgaris</i>	.	.	1	.	.	.	I	.	2	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Cirsium arvense</i>	.	.	3	1	.	.	II	.	1	IV	III	I	.	.	.	.	.	.	II	.
<i>Hypericum perforatum</i>	1	.	.	1	.	.	.	.	+	II	+	II	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Prunella vulgaris</i>	.	.	.	II	.	.	II	.	I	I	I	I	.	.	II	.	.	.	.	.
<i>Festuca pratensis</i>	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.	II	.	.	.	II	.	I	I	.	.
<i>Deschampsia caespitosa</i>	.	.	1	.	.	.	I	.	+	III	I	I	.	.	.	.	I	I	.	.
<i>Galium mollugo</i>	.	.	1	.	.	.	I	.	+	.	.	1	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Pastinaca sativa</i>	.	.	1	I	1	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Veronica chamaedrys</i>	.	.	1	.	.	.	I	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Ranunculus arcis</i>	.	.	1	.	.	.	I	.	.	.	.	II	.	.	.	I	I	.	.	.
<i>Ranunculus bulbosus</i>	1	.	.	.	1	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Agrimonia eupatoria</i>	.	1	.	.	1	.	II	.	I	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Euphrasia stricta</i>	.	.	.	.	1	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Bellis perennis</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	I	.	.	.	.	.
<i>Cirsium vulgare</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	1	III	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Stellaria graminea</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	1	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Veronica serpyllifolia</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Trifolium campestre</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Trifolium dubium</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Vulpia bromoides</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Rumex crispus</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	II	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Convolvulus arvensis</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	I	.	II	.	.	.	.	.	.	.	.	.
<i>Juncus gerardii</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	II	III	.	.
<i>Glaux maritima</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	III	.
<i>Phragmites australis</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	III	.
<i>Juncus inflexus</i>	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	II	.	II	.

und weitere Arten mit geringerer Stetigkeit: < II

Soziologische Gliederung:

Sp. 1 *Odontites vulgaris* im Lolio-Plantaginietum dactyletosum

Sp. 2 *Odontites vulgaris* im Cynosurion

Sp. 3 *Odontites vulgaris* in *Potentilla anserina*-Plantaginien-Gesellschaften

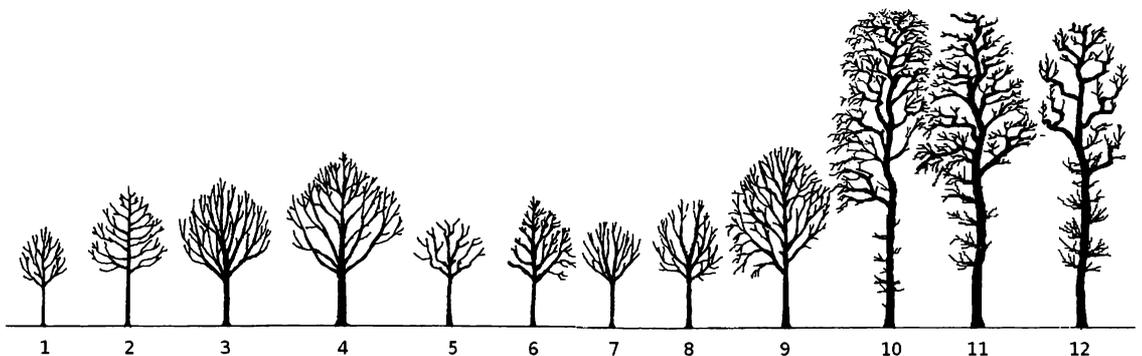
Tabelle 3: Odontites vulgaris in Cynosurion
 Auszug aus den Tabellen von Glavac und Raus 1982
 neu sortiert und synthetisiert

Spalten-Nummer	2																				I	II	III	I II III
	I										II													
Laufende Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	1	2	3	
Kennung der Aufnahme	GI																							
Tabellen-Nummer	10	10	10	10	10	10	10	10	10	10	9	9	9	9	9	9	9	10	10	10	10	9	10	
Aufnahme-Nummer	271	289	259	237	260	241	242	243	236	270	440	441	439	437	115	442	114	240	234	268	10	7	3	
Deckung o. Moose in %	100	100	90	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100		
Artenzahl ohne Moose	9	10	10	18	12	15	17	17	17	16	24	24	25	21	32	29	36	22	21	15	14	27	19	
Odontites vulgaris	+	2	1	1	+	1	1	1	1	2	+	+	+	+	1	+	2	+	1	1	V	V	3	
Trifolium repens	3	4	4	2	4	4	3	4	4	3	5	5	4	5	1	4	3	4	3	4	V	V	3	
Lolium perenne	4	3	2	4	3	3	4	2	2	4	1	2	1	+	2	2	2	3	2	3	V	V	3	
Plantago major	+	.	1	+	1	+	+	+	+	+	+	+	+	.	r	.	+	1	+	+	V	IV	3	
Taraxacum officinale	.	.	+	+	+	+	1	+	.	.	.	1	.	.	.	+	III	III	1	
Poa annua	+	+	.	+	+	+	1	.	1	.	.	.	.	.	.	III	III	1	
Holcus lanatus	+	.	.	+	.	+	+	+	+	+	+	1	2	2	2	2	2	+	.	.	IV	V	1	
Trifolium pratense	.	+	.	+	.	+	+	+	+	.	+	+	+	.	.	.	III	III	.	
Plantago lanceolata	+	+	+	+	2	+	+	+	1	1	+	I	V	3	
Trisetum flavescens	+	1	+	+	1	+	+	+	.	.	+	+	V	1	
Cerastium fontanum	+	1	+	1	+	1	+	+	.	.	V	2	
Leontodon autumnalis	+	+	.	.	+	+	1	+	+	.	III	3	
Stellaria graminea	+	.	+	.	.	+	+	.	.	+	.	III	1	
C2 Festuca rubra	+	1	+	+	+	+	.	.	.	.	.	V	.	
Poa trivialis	1	1	2	+	.	2	.	.	.	.	.	IV	.	
Veronica serpyllifolia	+	+	.	.	.	+	III	.	
Trifolium campestre	+	+	+	III	.	
Bellis perennis	1	.	.	.	1	.	.	.	.	.	.	III	.	
Trifolium dubium	+	+	.	.	+	III	.	
Agrostis stolonifera	+	.	.	+	+	III	.	
Deschampsia caespitosa	+	+	.	r	.	.	.	.	.	.	III	.	
Vulpia bromoides	+	.	.	+	III	.	
Lotus corniculatus	+	+	III	.
Cirsium vulgare	r	+	+	.	.	.	.	III	1	
C3 Tanacetum vulgare	+	.	+	r	.	I	3	
Artemisia vulgaris	+	+	+	.	+	2	
Cynosurus cristatus	2	+	.	2	.	+	1	1	1	1	2	3	3	3	1	4	+	+	+	+	IV	V	3	
Achillea millefolium	+	+	+	.	+	+	+	+	+	+	2	3	3	1	1	3	1	+	+	+	IV	V	3	
Potentilla anserina	.	.	.	+	1	+	+	1	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	.	IV	V	2	
Poa pratensis/irigata	.	.	+	1	+	.	+	+	+	+	+	.	1	+	1	1	+	+	1	+	III	V	2	
Agrostis tenuis	.	+	+	+	+	.	+	2	3	2	4	3	2	+	+	+	II	V	3	
Dactylis glomerata	.	+	.	+	.	.	+	+	+	.	.	+	+	.	.	+	.	1	+	+	III	IV	3	
Ranunculus repens	+	.	.	+	.	+	+	+	.	.	+	1	.	.	+	1	.	.	.	.	III	IV	1
Cirsium arvense	+	.	+	+	+	+	+	+	.	.	+	1	1	+	.	.	III	IV	1	
Bromus mollis/hord.	.	+	+	+	+	+	II	III	2	
Medicago lupulina	+	.	+	+	1	+	.	II	.	2	
Equisetum arvense	+	.	+	+	+	.	.	.	I	II	.	
Prunella vulgaris	I	I	.	
Carex hirta	r	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	I	.	
Hypericum perforatum	r	.	.	.	+	.	.	.	.	.	.	.	.	+	II	.	
Rumex crispus	r	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	+	II	.	
Matricaria inodora	r	+	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	.	1	
Phleum pratense	+	+	+	+	.	2	
Centaurium erythraea	r	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	.	.	
Vicia angustifolia	II	.	
Cirsium palustre	r	+	.	.	.	.	II	.	
Potentilla reptans	+	+	.	.	
Matricaria discoidea	r	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	I	.	
Vicia tetrasperma	+	I	.	
Agrimonia eupatoria	+	I	.	
Galium verum	+	I	.	
Epilobium obscurum	+	I	.	
Rubus spec.	r	.	.	.	.	I	.	
Ononis spinosa	+	I	.	
Alopecurus pratensis	I	.	
Festuca ovina	1	.	.	.	.	I	.	
Galium mollugo	+	I	.	
Juncus conglomeratus	+	I	.	
Agropyron repens	I	.	
Moos	+	I	.	
Convolvulus arvensis	r	.	.	.	.	I	.	
Lathyrus pratensis	1	
Pimpinella saxifraga	r	.	
Daucus carota	1	

Sp. I + II Cynosurion-Gesellschaft (17 Aufn. aus Glavac u. Raus 1982, Tab. 9+10)
 Sp. I Typische Ausbildung (10 Aufn. aus Glavac 1982, Tab. 10)
 Sp. II Ausbildung von Festuca rubra (7 Aufn. aus Glavac 1982, Tab. 9)
 Sp. III Tanacetum vulgare-Cynosurion-Brachephase (3 Aufn. aus Glavac 1982, Tab. 10)

Tabelle (3) Eichen-Alleen Karlsaue Kassel (Aufnahmen Moes, G. 2001)

Spalte Nummer	1a	1b	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
Aufnahme Nummer	JK 53	54	21 27 6 22 42	30 23 33	43 39	37uKc 24 28	35 31 32 34	38 7 36 29	25 26uKg	50 51 60 DA	DA	13 13	DADADA
Baum Nummer	158					13			23	764	766	54 53	82011818
Art	QrcQro	Qro	QrcQrcQrcQrcQro	QrcQrcQro	QrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQrcQro	QrcQrcQro	QrcQrcQrcQro	Qro	QrcQro	QrcQrcQro
Alter	20 20	20	25 25 25 25 25	25 25 25	25 25	25 25 25 25	25 25 25 25	25 25 25 25	25 25 25	45 45 45 60	80	150150	150120120
Höhe m	8 11	9	12 13 10 15 11	13 12 12	14 14	12 9 10	13 12 10 14	11 10 12 9	13 12 13	18 17 17 26	30	33 27	28 25 20
Kronen Ø	5 5	6	8 8 10 8 10	7 12 10	15 10	7 9 6 8	8 6 6 10	8 12 8 10	8 7 6	12 12 12 7	8	14 12	14 9 6
Stamm Ø	20 17	24	20 30 30 40 35	35 40 50	50 50	40 30 20 28	40 30 30 40	35 35 40 30	35 35 30	50 50 60 60	65	90 80	120 90 80
Ø Triebzuwachs cm	50 30	50	20 10 15 15 10	15 10 10	10 10	5 5 5 (5)	10 10 15 10	10 . 10 15	15 20 15	20 20 15 10	10	10 10	5 5 f
Stammhöhe unterhalb 4,5 m (in m)	3,5 4												
Wasserreiser	21 11												
geschlossene Stammwunden durch Aufasung	21 32	32	22 . . 31 22	21 . .	32 51	32 33 . .	. 31 . 52	32 31 52 . .	. . 31	42 42 32 41			
offene Stammwunden durch Aufasung	41 . .		. 31 . . 21	. 52 31	41 . .	. . 32 31	. . 51 . .	. 32 31 51	31 31 41	. . 32 41			
Lichtraumprofil 4-4,5 m	. . . .	5	4,5,4,5 4 4,5 4	4,5 4 4	4 4	4 4 4 4,5	4 4,5,4,5,4,5	4 4 4 4	4,5,4,5 4	4 . . .			
Tote untere Äste und Zweige	. . . .	. . . .	. 22 . 31 11	41 31 32	. . . .	. . 31 31	. 21 . .	. 21 31 . .	. 31 31				
Aufzweigung der unteren Äste Lis in ?? m	. 5,5	. .	5 5 4,5 6 6	5 6 6	6 7	6 6 6 6	6 6 6 6	6 5 6 5	6 6 6	7 7 7 .			
Tote Äste und Zweige in der Krone	. . . .	. . . .	21 22 23 22 11	22 22 21	. 22	. 22 22 . .	. 22 . 21	21 . 22 22	22 22 13	21 21 21 .			
flache Aststellung	. . . .	. . . .	f f . . f	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Unterste Äste schwachastig	31 32	31	31 32 32 31 22	. . . .	. . . .	. 31 . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
offene Schnittwunden bis 5 cm	21 . .	. . . .	. 31 31 . 22 22	. . . .	. . . .	. 32 . .	. . . .	. . . .	. 32	23 . . . 31			
Durchgehender Leittrieb	1S 1S	1S	1S 1S 1S 1S 1S	1S 1S 1S	1S 1S	1S 1S 1S 1S	1S 1S 1S 1S	1S 1S 1S 1S		1S 1S 1S 1S			. 1S .
Unterste Äste grob-bis starkastig	. . . .	. . . .	. . . .	51 52 52	41 52	. 51 51 51	51 52 51 51	54 . 53 52	51 51 41	41 51 42 .			
offene Schnittwunden über 5 cm	. . . .	. . . .	. . . .	41 . 42	. 42	. 42 42 42	42 41 52 34	42 42 42 42	41 42 . .	. . . . 41			
untere Äste mit Nottrieben	. . . .	. . . .	. 12	11 12 11	13 11	11 12 12 11	11 11 11 12	12 . 12 12	. 11 13	11 11 11 12			
Krone innen ausgeschnitten bis in ?? m	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	8 8	8 7 7 7	7 7 7 7	7 5 7 5	7 7 7	8 8 9 12			
Äste in der Krone mit Nottrieben	11 21	. . . .	. 11	. . . .	12 12	12 11 12 12	. . . . 12	12 . 11 . .	. . . 13	21 21 21 .			. 11 11
Eingekürzte Äste u. Zweige	21 . .	. . . .	. . . .	. . . .	41 . .	. 21 . .	. . . .	22 31 21 . .	. . . .	. 21 . .			. . . .
Krone ausgeschnitten of. Wunden	. . . .	. . . .	. 32 31 . .	. 31 . .	32 23	22 22 31 32	. 31 32 . .	32 32 . .	. 31 22	22 . 22 . .			. . . .
Tote Äste in der Krone	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	31 . .	32 . . . .	. . . .	. . 32 32	13 . . .	12 . . . .			. 31 31 . .
Bäume mit Triebzuwachs unter 10 cm (in cm)	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	5 5 5 5	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .			. 5 5
Stark ausgekahlte Kronen	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	12 12 12 12	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .			. 12 11
gekappter Kronenmantel	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	32 31 32 32	32 . .	. . . .	. . . .			41 41 . .
Wasserreiser	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	12 11 13 12	12 . .	. . . .	. . . .			. . . .
Steile Aststellung	. . . .	. . . .	. . . .	s . s	. . . .	. . . .	. s . .	. s . s .	s s . .	. . . .			. . . .
mit Zwillen bzw. Mehrfachstamm	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	4S 2S 3S 3S	. . . .	. . . .			. . . .
Zwillen und Mehrfachg. in 4 m Höhe	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	4 4 4 4	. . . .	. . . .			. . . .
Zwillen und Mehrfachgabelungen	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	2S 2S 2S	2S . .			. . . .
Zwillen und Mehrfachg. Höhe m	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	6 5 8	8 . . .			. . . .
Stammhöhe während der Herstellung	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	8 6 4 6 9			. . . .
Fertiggestellte Stammhöhe über 10 m (=as)	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	14 18 10	15 11' 9	. . . .
Krone mit abgeschlossener Höhenentwicklung	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	X X X X	X . X	. . . .
sekundäre Stammaustriebe	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	33 43 23	43 42 42	. . . .
Stammaustriebe ab ?? m	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	3 2 2	5 2 5	. . . .
offene Wunden Entfernen sek. Stammaustriebe	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	31 . 42	41 . 42	. . . .
geschlossene Wunden Entfernen sek. Sta	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	32 41 41	42 42 42	. . . .
Tote Zweige, Äste in der Krone	. . . .	. . . .	. . . .	. 22	. . . .	. . . .	. . . .	. 21 . .	. . . .	. . . .	. . . .	31 31	. . . .
eingekürzte, gekappte Kronenäste	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. 31	31 . .	. . . .	. . . .	. . . .	. 41	. . . .	. . . .	41 41 42
gekappte Äste in ?? m Höhe	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	18 18 18
Äste mit Wasser- bzw. Reiterationstrieben	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	33 31 21
offene Schnittwunden	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. 22 32
Nottriebe	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. 12 . .	. 12 11
Reiterationstriebe	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . . 22
Kronenmantel	15 15	14	14 15 15 15 13	14 14 13	13 14	12 12 12 12	13 13 13 13	13 13 14 15	13 14 14	13 13 13 13	13	13 13	13 12 f
Innenkrone (Beastung)	22 . .	32	33 33 22 52 22	52 42 42	52 43	31 52 42 42	. 42 43 52	52 . 52 52	42 42 42	42 51 42 42	42	42 42	42 42 42
Innenkrone (Beastung) II	31 . .	. . . .	. 31 32 . .	. 51	42 . .	. 42 . .	. 32 . .	. 32 . .	. . . .	51 41 . .	. . . .	. . . .	. . . .
Stammfuß m. Anlauf	(x) x	x	x x x x x x	x x x	x x	x x x x	x (x) x x	x (x) x x	x x x	x x x x x	x	x x x	x x x
Stammfuß o. Anlauf	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Winterlaub (bei Eiche)	x x	. .	x . x . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	x x x x	. . . .	. . . .	. . . .
Wassertriebe am Stamm	. . . .	. . . .	. . . .	. 13 . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Spannrückigkeit des Stammes	. . . .	. . . .	. . . .	. x . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Neigung des Stammes %	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Drehwuchs des Stammes	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. x . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
geschlossene Schnittwunden	. . . .	. . . .	. . . .	. 41 . .	. . . .	. 22 . .	. 31 . .	. 32 32 . .	. . . .	. 22	. . . .	. . . .	. . . .
Tote untere Äste, Zweige II	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. 22 11	. . . .	. . . .	. . . .
Pilzbefall an Ast	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .
Äste mit Wasser- bzw. Reiterationstrieben	21 . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. 33 . .
Kronensicherung in ?? m	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . .	. . . . 14 . .



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985/91
- 2 Krautern mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987/91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krahe, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege. 1987/93
- 6 Disziplinergeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987/96
- 7 Krahe, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.: Kasseler Kalkschotterdecken. 1988/92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988/92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen wegen. 1988
- 0 Nachlese Freiraumplanung. 1989/91
- 11 Sauerwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G.; Pommerening, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. 1989/94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauerwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 Schneider, G.: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in der Landespflege. 1989
- 16 Planen für die Wechselfälle des Lebens. "Junggesellenkultur". 1990/1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990/96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? / und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 Ein Stück Landschaft - Kompaktseminar Miltenberg/M. 1991
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Arbeiten von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B., Rühling, S. 1991
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: Harenburg, Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. und: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung. 1992
- 25 Worswede und umzu. 1991
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Luckts, T., Grundler, H., Lührs, H., Meermeier, D. 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schürmeyer, Vetter, Boss, Granda Alonso, u.a. 1993
- 29 Gut gesät. Beiträge von: Auerswald, B., Hülbusch, K. H., Lechenmayer, B., Zollinger, R. u.a. 1993
- 30 Prüfungsreden '91/92. 1993
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lührs, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers. Biomüllkompostierung? Uni Bremen. 1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lührs, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 SchauDerGärten - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995
- 37 Blockrand und Stadtrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekeszus, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996
- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: Hohagen, Annette; Hülbusch, Katharina u. a. 1996
- 40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996
- 41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996
- 42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996
- 43 Groeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996
- 44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhäuserstadt 1997
- 45 Zwei Spaziergänge zu '7000n Eichen' von Joseph Beuys. 1997
- 46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997
- 47 "Ich gehe raus ... und bin doch zu Haus" und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997
- 48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. 1997
- 49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998
- 50 Notizbuch. 1998
- 51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999
- 52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999
- 53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999
- 54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999
- 55 In guter Gesellschaft. Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000
- 56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum-, Siedlungsgrundrisses. 2000
- 57 Der Gartenbau in 4 Abteilungen - oder Die Haus - Gemüse - Wirtschaft. 2001
- 58 "Licht und Schatten" - Herstellungsplanung. 2004
- 59 Über kurz oder lang (Promenade, Friedhöfe ua.). 2002
- 60 Die Paletten der Pflanzenfarben. - Alle Pflanzen färben irgendwie gelb- Red.: K.H. Hülbusch, G. Moes 2002
- 61 Wer lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Red.: K.H. Hülbusch, H.Troll 2003
- 62 Antropogene Vegetation, Red.: E.-J. Klauk. 2003
- 63 Von der Klassenfahrt.... Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme u. Oste. 2003
- 64 Von 'Gemeinen Hulfen' Red. B. Gehlken, K.H. Hülbusch.
- 65 Gartenflora. - Bestimmungsschlüssel für einkeimblättrige Gartenpflanzen. E. J.- Klauk. 2003
- 66 - in Vorbereitung
- 67 Symposien der AG Feiraum und Vegetation 2001-2004. Red.: G. Moes, B. Sauerwein. 2005